

Robert Walser
Kritische Ausgabe
sämtlicher Drucke und Manuskripte

Band I 8
Prosastücke
Kleine Prosa
Der Spaziergang

Stroemfeld | **Schwabe**

Robert Walser
Kritische Ausgabe
sämtlicher Drucke und Manuskripte

herausgegeben von

Wolfram Groddeck und
Barbara von Reibnitz

Band I 8

Dieses E-Book ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und verfügt u.a. über folgende Funktionen: Volltextsuche, klickbares Inhaltsverzeichnis, Lesezeichenstruktur sowie Verlinkungen zu Internetseiten. Die gedruckte Ausgabe ist im Buchhandel und über www.schwabeverlag.ch erhältlich.

Robert Walser
Prosastücke
Kleine Prosa
Der Spaziergang

herausgegeben von

Barbara von Reibnitz

Stroemfeld | **Schwabe**

Gedruckte Ausgabe
Herausgegeben im Auftrag der
Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel
Delegierter des Stiftungsrats für die Herausgabe: Wolfram Groddeck

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur
Förderung der wissenschaftlichen Forschung und des Swisslos-Lotteriefonds
des Kantons Bern

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86600-249-4 (Stroemfeld)
ISBN 978-3-7965-3457-7 (Schwabe)

Copyright © 2016 Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe,
Copyright für die Texte von Robert Walser, mit freundlicher Genehmigung
der Inhaberin der Rechte, der Robert Walser-Stiftung Bern
© Suhrkamp Verlag, Zürich 1978 und 1986

Alle Rechte vorbehalten / All rights reserved

Eine Gemeinschaftsproduktion von
Stroemfeld Verlag
CH-4054 Basel, Altkircherstrasse 17
D-60322 Frankfurt am Main, Holzhausenstraße 4

Schwabe Verlag
CH-4052 Basel, Grellingerstrasse 21

Satz: Doris Kern, Frankfurt am Main
Layout: Michel Leiner, Frankfurt am Main
Druck und Verarbeitung: Schwabe AG, Druckerei, Muttenz / Basel
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier gemäß ISO 9706
www.schwabe.ch www.kritische-walser-ausgabe.ch

E-Book
ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-3746-2 (Schwabe)
DOI 10.24894/978-3-7965-3746-2



Dieses E-Book ist lizenziert unter einer Creative Commons Attribution-
NonCommercial-NoDerivates 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)

Inhalt

Prosastücke	7
Kleine Prosa	49
Der Spaziergang	165
Editorisches Nachwort	227
I Prosastücke	229
III Kleine Prosa	243
III Der Spaziergang	260
Dokumentarischer Anhang	277
Abbildungen	329
Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen	341
Verzeichnis der Einzeltexte	347
Editorische Zeichen	350

Prosastücke

von

Robert Walser

Dieses Stück ist sehr einfach, es handelt von einem schönen Sommerabend und von vielen Leuten, die am Seeufer hin- und herpromenierten. Die Menschenmenge, unter der auch ich mich befand, war ausserordentlich. Die ganze Stadt schien zu spazieren. Wenn ich sage, dass der weite, nächtliche See einem schlummernden Helden glich, dessen Brust auch im Schlafe noch von Angelegenheiten der Kühnheit und der hohen Denkart bewegt sei, so drücke ich mich vielleicht etwas gewagt aus. Viele lichtergeschmückte Nachen bewegten sich im dunklen Wasser. Die Strassen und Nebenstrassen, die zum See führten, schienen mir Kanäle zu sein, und ich bildete mir mit Leichtigkeit ein, dass die Nacht eine venezianische Nacht sei. Heller Feuerschein loderte da und dort rötlich aus dem Schwarz auf, und nächtliche Menschengestalten spazierten in die hellen und in die dunklen Stellen. Es fehlte an Liebespaaren keineswegs, die sich hinter allerlei Dickicht zärtlich umarmten und küssten, und ebenso wenig fehlte es an kosender und lispelnder, an freundlich streichelnder und gleich einem plätschernden Gewässer rieselnder Nachtmusik. Der Halbmond in der Höhe glich, wie soll ich sagen, einer Wunde, woraus ich folgere, dass der schöne Körper der Nacht verwundet war, ähnlich wie eine schöne edle Seele verletzt und verwundet sein kann, und darum ihre Hoheit und Schönheit noch deutlicher offenbart. Im ¹Leben, das roh und unedel ist, macht sich mitunter die verletzte edle Seele lächerlich, nicht aber in der Dichtkunst, und der Dichter lacht niemals über empfindlicher Seelen Verletzbarkeit. Da ich über eine gebogene Brücke ging, hörte ich von unten, aus dem Wasser, eine wundervolle Stimme zu mir heraufdringen, es war ein hellgekleidetes Mädchen in einer hier vorüberfahrenden Gondel, und ich und vielleicht noch ein Anderer, den die zarte Stimme ebenfalls interessierte, beugten uns über das Geländer, um auf den entzückenden Gesang mit angespann-

ter Aufmerksamkeit zu lauschen, der im Zirkus oder im Konzertsaal, den die holde Nacht bildete, warm und hell verhallte. Wir Zwei oder Drei, die wir lauschten, gestanden uns, dass wir noch nie so schön singen gehört hätten, und wir sagten uns, dass das Lied der im beinahe unsichtbaren Nachen dahingleitenden 5 liebenswürdigen Sängerin weniger durch Kunst und grosses gesangliches Können als vielmehr nur durch eine wunderbare Seelen-Anspannung und durch die Begeisterung eines lieben edlen Herzens gross sei. Wir sagten uns ferner, das heisst es fiel uns ein, zu denken, dass vielleicht, ja sogar sehr wahrscheinlich die junge 10 Sängerin unten im dunklen Boot über die Kühnheit und Hochherzigkeit ihres Gesanges und wegen ihrer Fähigkeit, sich zu beerauschen und zu begeistern, glühend erröte, und dass ihre reizende jugendfrohe und süsse Wange vor Scham über die Freiheit und über den Enthusiasmus des himmlischen gesanglichen Ergusses 15 heftig brenne. Königspalastähnlich wurde das Lied und wuchs zu fabelhafter Grösse empor, dass man Prinzen und Prinzessinnen auf herrlich geschmückten Pferden vorübertanzen und -galoppieren | zu sehen meinte. Alles verwandelte sich in tönendes Leben 20 und in eine tönende Schönheit, und die ganze Welt erschien wie die Liebenswürdigkeit selber, und am Leben, am menschlichen Dasein gab es nichts mehr auszusetzen. Ganz besonders anziehend und schön war, wie das Mädchen so ihre zarte Seele singend preisgab, alle ihre Geheimnisse öffnete, hoch über sich selbst und über ihre Zurückhaltung, über alle anezogene Sittsamkeit hin- 25 wegdrang, alles Denken und Sehnen offen aussprach, dass es, Heldinnen gleich, wie eine Gestalt in die Luft hinauftrug. Der Kampf, den das zarte Wesen mit der Schüchternheit und mit dem alltäglichen Benehmen kämpfte, ergab die schönste Klangfarbe, und auf den schamhaft-stolzen Klang lauschten, wie bereits gesagt, 30 mehr Leute, die alle bedauerten, dass das Lied nun nach und nach in der Ferne sich verlor.

Die italienische Novelle.

Ich habe starke Ursache, mich zu fragen, ob eine Geschichte gefallen wird, die von zwei Leuten oder Leutchen, nämlich von einem reizenden netten Mädchen und von einem in seiner Art mindestens ebenso netten braven guten jungen Mann berichtet, die im schönsten und innigsten Freundschaftsverhältnis zu einander standen. Die zärtliche und leidenschaftliche Liebe, die sie gegenseitig fühlten, glich an Hitze der Sommersonne und an Reinheit und Keuschheit dem dezemberlichen Schnee. Ihr beidseitiges liebenswürdiges Vertrauen schien unerschütterlich, und die feurige unschuldige Neigung wuchs von Tag zu Tag wie eine wundervolle farben- und duftreiche Pflanze. Nichts schien den allerholdesten Zustand und das allerschönste Zutrauen stören zu können. Alles wäre schön und gut gewesen, wenn nur der brave gute liebe und junge Mann die italienische Novelle nicht so gut gekannt hätte. Die exakte Kenntnis jedoch von der Schönheit, Pracht und Herrlichkeit der italienischen Novelle machte ihn, wie der aufmerksame Leser sogleich erfahren wird, zum Schafskopf, raubte ihm für eine Zeitlang die Hälfte des gesunden Verstandes und veranlasste, zwang und nötigte ihn eines Tages, morgens oder abends, um acht, zwei oder sieben Uhr zu seiner Geliebten mit dumpfer Stimme zu sagen: „Du, höre, ich habe dir etwas zu sagen, etwas, das mich schon die längste Zeit drückt, plagt und foltert, etwas, das uns Beide vielleicht unglücklich machen wird. Ich darf es dir nicht verschweigen, ich muss, ich muss es dir sagen. Nimm allen deinen Mut und alle deine Festigkeit zusammen. Es kann sein, dass dich die Kunde von dem Schrecklichen und Furchtbaren tötet. O ich möchte mir tausend schallende Ohrfeigen geben und mir das Haar ausraufen.“ Das arme Mädchen rief angstvoll aus: „Ich kenne dich nicht mehr. Was quält, was peinigt dich. Was ist es Schreckliches, das du mir bis dahin verheimlicht und das du mir anzuvertrauen hast. Heraus mit der Sprache auf der Stelle, damit ich

weiss, was ich zu fürchten und was ich irgendwie noch zu hoffen habe. An Mut, das Härteste zu dulden und das Äusserste zu ertragen, fehlt es mir nicht.“ – Die so redete, zitterte freilich vor Angst am ganzen Körper, und das Unbehagen verbreitete eine tödliche Blässe über ihr liebezendes, sonst so frisches und hübsches Gesicht. „Vernimm“, sagte der junge Mann, „dass ich leider nur ein zu gründlicher Kenner der italienischen Novelle bin und dass eben diese Wissenschaft unser Unglück ist.“ – „Wieso das, um Gotteswillen?“, fragte die Bedauernswürdige, „wie ist es möglich, dass Bildung und Wissenschaft uns trostlos machen und unser Glück zerstören können?“ Worauf es ihm beliebte, zu erwidern: „Weil der Stil in der italienischen Novelle an Schönheit, Saft und Kraft einzig dasteht, und weil unsere Liebe keinen derartigen Stil aufzuweisen hat. Dieser Gedanke macht mich trostlos, und ich vermag an kein Glück mehr zu glauben.“ Beide guten jungen Leute liessen zirka zehn Minuten lang oder etwas länger den Kopf und das Köpfchen hängen und waren völlig rat- und fassungslos. Nach und nach gewannen sie jedoch die Zuversicht und den verlorenen Glauben wieder zurück, und sie kamen wieder zur Besinnung. Sie rafften sich aus Trauer und Entmutigung auf, schauten einander freundlich in die Augen, lächelten und gaben sich die Hand, schmiegteng sich eng zusammen, waren glücklicher und vertraulicher als je zuvor, indem sie sagten: „Wir wollen nach wie vor trotz allen stilvollen und prachtvollen italienischen Novellen Freude und Genuss aneinander haben und uns zärtlich lieben, so wie wir einmal sind. Wir wollen genügsam und zufrieden sein und uns um keine Vorbilder kümmern, die uns nur den Geschmack und das natürliche Vergnügen rauben. Schlicht und ehrlich aneinanderhängen und warm und gut sein ist besser als der schönste und vornehmste Stil, der uns gestohlen sein kann, nicht wahr.“ Mit diesen fröhlichen Worten küssten sie sich auf das innigste, lachten über ihre lächerliche Mutlosigkeit und waren wieder zufrieden.

Ein bekannter und rühriger Verleger, unternehmungslustig wie er war, sagte eines schönen Tages zum Schriftsteller Koffermann: „Lieber Koffermann, packen Sie sofort Ihren Koffer oder meinet-
5 wegen Köfferchen und reisen Sie, ohne dass Sie sich vorher lange besinnen, nach Japan. Haben Sie verstanden?“ Der flinke und behende Koffermann, sogleich entschlossen, den schmeichelhaften Auftrag auszuführen, besann sich keine zehn Minuten lang, sondern machte sich auf die Beine, packte alle seine Gedanken und
10 Utensilien in seinen Handkoffer, stieg in den Eisenbahnwagen und dampfte, reiste und fuhr ab nach dem berühmten und sehenswerten Lande Japan. Der Verleger oder Verlagsmann telephonierte einem mächtigen Zeitungsmann, er möchte so freundlich sein und es in die Zeitung setzen, dass Koffermann seinen
15 Koffer gepackt habe und nach Japan abgeflogen und fortgeflicht sei. Das las bald ein anderer Verleger oder Verlagsmann und er forderte den Schriftsteller Zimmermann auf, so rasch wie möglich zu ihm zu kommen, denn er habe ihm etwas Wichtiges zu sagen. Zimmermann war gerade damit beschäftigt, eine höfliche und weitläufige Ansprache an seine Katze zu halten, auch schlürfte er Thee, und rauchte er eine Cigarette, als der Brief anlangte, der ihm ankündigte, er solle zu seinem Verleger rennen, weil ihm derselbe etwas Wichtiges zu sagen habe. Er zog seinen
20 bessern Anzug an, bürstete, säuberte, kämmte, wusch und verschönerte sich, wie es sich schickte, und marschierte in aller Seelenruhe zu seinem Geschäftsmann. „Lieber Zimmermann,“ sagte derselbe zu Zimmermann, „ich weiss, dass Sie ein ruhiger Mensch
25 sind, der seine Ruhe liebt! Jetzt aber müssen Sie aus aller Behaglichkeit heraus und mit der grössten Unruhe, Hast und Schleunigkeit nach der Türkei fliegen. Koffermanns Verleger hat Koffer-

D 11

4 Ihren] ihren D

mann nach Japan entsandt, weshalb ich nun Sie, mein lieber Zimmermann, nach der Türkei senden muss. Haben Sie begriffen?“ Zimmermann aber begriff nicht so leicht; er besass keine so leichte und flinke Auffassungsgabe wie Koffermann. Er bat sich eine Bedenkzeit von acht Tagen aus und ging wieder in sein Zimmer zurück, wo er sich ebenso vergnüglich wie nachdenklich auf seinen alten Reisekorb setzte, der unter der Last zu ächzen und zu seufzen begann, wie Reisekörbe bei solcher Gelegenheit zu tun pflegen. Zimmermann, der seine Ruhe und seinen stillen Aufenthalt im Zimmer liebte, war unfähig, von demselben Abschied zu nehmen. „Ich bin unfähig, vom Zimmer Abschied zu nehmen, auch ist mein Reisekorb alt, und es würde mir weh tun, ihn auf eine so weite Reise zu schicken,“ schrieb Zimmermann seinem Geschäftsmann, „ich habe mir die Sache überlegt, und bitte Sie versichert zu sein, dass ich nicht nach der Türkei reisen kann. Ich eigne mich nicht dafür. Ich bin soeben in Gedanken eine halbe Stunde lang in der Türkei gewesen und habe es dort sehr langweilig gefunden. Mit dem ehemaligen Königreich Polen möchte ich es wohl eher probieren. Lassen Sie mich bitte Ihre Meinung wissen. Ich gebe Ihnen acht Tage Bedenkzeit. Nach Polen passe ich nämlich besser als nach der Türkei.“ Der Verleger lachte, als er den Brief las und sagte: „Mit Zimmermann ist nichts anzufangen.“

D 12

Der Flinke und der Faule.

Ich gestehe, dass mich die Erfindung der Geschichte, die ich hier erzähle, die grösste Mühe gekostet hat, obwohl man vielleicht finden wird, dass sie ein wenig läppisch sei. Sie handelt von einem faulen Flinken und von einem flinken Faulen. Zu beachten ist, dass der Flinke mit all seiner eichhornhaften Flinkheit weit hinter des Faulen grober Faulheit zurückblieb, worüber er sich nicht wenig wunderte, was recht sehr zu begreifen ist. Das Seltsame und

Bemerkenswerte an der einfältigen und albernen Geschichte, die glücklicherweise nicht allzu lange und breite Umstände macht, ist, dass der Flinke im Grunde der Faule ist und der Faule im Grunde der Flinke, und zwar deshalb, weil der Flinke eigentlich
5 leider nur zu flink war und weil der Faule mit der gesamten Summe seiner Faulheit sich glücklicher- oder unglücklicherwise glänzend bewährte, indem er gar nicht flink und dennoch, im Grunde, viel flinker war als der flinkste Flinke, während leider der Flinke mit dem ganzen Reichtum seiner Flinkheit und Behendigkeit
10 zwar durchaus nicht faul und dennoch viel fäuler war als der fäulste Faule, was jedenfalls recht sehr bedauerlich ist. Der Flinke übertraf freilich den Faulen an regelrechter Flinkheit, aber er kam dennoch zu kurz und stand zuletzt weit hinter dem Faulen, welcher, falls wir uns nicht gröblich irren, freilich den Flinken hoch
15 an Faulheit überragte, indem er faul war wie die personifizierte Faulheit, dennoch aber lange nicht so faul und viel flinker war, als der Flinke dachte, den er weit hinter sich liess und prächtig besiegte, über welchen ausserordentlichen Umstand der bedauernswürdige arme Flinke fast vor Schreck umkam. Dieses, mein bester
20 Leser, ist die Geschichte vom Flinken und vom Faulen oder vom Faulen und vom Flinken, je nachdem du willst und wie es dir gefällt. Beurteile sie milde, belache sie und zürne nicht allzustark ihrem Verfasser, dem sie so fest im Kopf sass, dass er sich genötigt sah, sie niederzuschreiben, um sie loszubekommen.

D 13

25

Der Maskenball.

Einmal gab es einen Maskenball, der von vielen lebenslustigen und vergnügungsfrohlichen jungen Leuten besucht wurde, die sich alle hier einfanden, um recht aus der Seele und aus vollem Herzen glücklich zu sein, Sorgen und Kümernisse auf ein paar
30 Stunden zu vergessen, zu lachen, zu tändeln und zu tanzen und

sich frei und leicht zu fühlen wie die ersten Menschen, die vom erbärmlichen Kampf ums Dasein und von der traurigen Jagd nach dem Erwerb noch überhaupt nichts wussten. Herrlich war der Anblick des von einem vorzüglichen Geschmack und von einem feinen und zarten Kunstsinn dekorierten, blumen- und bändergeschmückten Tanzsaales, dessen hohe Wände entzückende Wandmalereien deckten, die, man kann sagen, von demselben Geist und von derselben Erfindung waren wie die graziöse reizende Musik, die sommerregengleich von einem Podium herab in den Saal und in den heiteren Tanztumult niederrieselte und säuselte, damit die versammelten fröhlichen Menschen sich nach dem schmeichlerischen wellenhaften Takt ihrer süßen und angenehmen Melodien hin und her bewegten und drehten. Das tat denn auch |alle Welt und es war ein blitzendes, geschmeidiges Gewoge, das da durcheinanderwogte. Auf die lächelnden Gesichter herab schimmerte der Strahl der Kerzen, deren blendendes Leuchten den Saal zu einem Zauberpalast machte. Alles war glücklich, alles lachte und scherzte. Neid, Bosheit und Missgunst und noch manche andere üblen Eigenschaften und bösen Empfindungen hatten keinen Einlass in das schöne Lokal gefunden, das lediglich von Heiterkeit, Behagen und Lebensfreude widerhallte und widerstrahlte. Jedoch waren alle Geräusche der Freude und des Vergnügens angenehm gedämpft, wie wenn alle Teilnehmer lebhaft gefühlt hätten, dass selbst im Rausch und im Entzücken der Mensch sich, aus Rücksicht und aus Liebe für seinen Mitmenschen, Zügel auferlegen muss, um die allgemeine Schönheit und das allgemeine Gefallen nicht zu verletzen. Gelächter vermischte sich mit Gläsergeklirr, das wie Silber an den Wänden widertönte. Schelmische Witze wurden gerissen, die niemanden beleidigten. Nur Dummköpfe und eitle hochmütige Menschen ärgern sich über einen guten Witz, der so gut ein Recht zu existieren hat wie der düstere, bittere Ernst; denn der liebe Gott gab uns

nicht umsonst die liebenswürdige Fähigkeit, zu lachen und den Dingen die heitere und lustige Seite abzugewinnen.

Solche Paare, die von der Anstrengung des Tanzens müde waren, zogen sich für eine Weile, um recht behaglich auszuruhen und sich an allerlei Erfrischungen zu erlaben, aus dem Getümmel in irgend eine reizend versteckte grüne weiche Plaudernische zurück, während andere Paare frisch sich in das anmutige Gewoge stürzten. Hier sah man Einen vor der Dame seines Herzens leidenschaftlich niederknien. An einer andern Stelle wieder suchte ein Tänzer seine entschwundene, im Gewirr verlorengegangene Tänzerin. Andern Ortes wieder erteilte eine Schöne ihrem bisher so dienstfertigen Galan und Ritter urplötzlich den Abschied, dass ihn die Bestürzung, in die er sich unvermuteterweise geworfen sah, zittern machte, und ihm die grausame Enttäuschung die Gesichtszüge verzerrete.

Colombine, so nannte sich eine übermütige schelmische Tänzerin, die mit ihrer ans Unglaubliche grenzenden Tanzkunst die Bewunderung aller derer, die sie sahen, hervorrief. Sie tanzte ganz allein, als wenn es keinen Tänzer gegeben hätte, der fähig gewesen wäre, sie mit einigem gleichmässigem Geschick zu accompagnieren. Und doch gab es einen! Aber von diesem tollen Burschen reden wir später. Einstweilen neigen wir uns voll Staunen und Mitleid zu einem armen Narren herab, der, einer Statue, einem Steinbild ähnlich, in einem Winkel des Saales am Boden kauerte, wo er sich auf die ausgiebigste Art mit düsterer Philosophie, mit schrecklicher Betrachtung des Lebens abzugeben schien, ganz in Trauer, in Wehmut und in tödliche Melancholie gehüllt. Tausenderlei giftige Spitzfindigkeiten schienen den armen unglücklichen Menschen in diesen Zustand der Gebrochenheit und Zerrissenheit versetzt zu haben. Pierrot oder Mehlmann hiess er, und er glich auf gewisse Art dem tödlich verwundeten Helden, der das Gefühl hat, dass er verbluten muss. Sein eigenes krankes Wesen war es vielleicht, das ihn hier im verlassenen Winkel an den Boden

niederstreckte. Des armen tragischen Narren Wangen waren mit Mehl bestreut. Seine Lippen waren rot wie Rosen, aus seinen jungen dunkeln Augen drang ein unnennbarer Seelenschmerz, und die gefärbten ¹Lippen lächelten ein graziöses und verzweifeltes Lächeln. „Schade um den jungen Mann!“ musste der ausrufen, der ihn sah, aber es beachtete ihn niemand, dessen Kopf ein zierliches Dummkopfkäppchen schmückte, dass der Schmerz und der Gram noch lächerlich aussahen und der Hoffnungslosigkeit, dem Leid noch der Ausdruck frivoler Dummheit anhaften musste. Warum kam er hierher, wo alles lachte und tanzte? Was bezweckte er mit seinem unerfreulichen Auftreten? Was hoffte er von seiner Erscheinung? Vielleicht war er ehemals fröhlich gewesen. Jetzt aber war er todesmüde und matt. Denn von der Lebensmüdigkeit, die ihn erfüllte, redete die Sterbensblässe, die ihn bedeckte, deutlich. Wer versetzte ihm den Stoss? Sein eigener verderblicher Charakter selber? Hm! Kann sein.

Angenehm oder unangenehm bemerkbar machte sich auf dem Maskenball durch ein höchst lächerliches Gebaren und Gebaren, das ihn zum vollkommenen, ganz und gar in der Schafsköpfigkeit ertrunkenen Schafskopf stempelte, ein zweiter und zwar älterer, sehr soignierter Narr. Vorhergehender Narr war sozusagen ein ernster Narr. Dieser aber gehörte zu der Kategorie der fraglos lächerlichen Narren. Himmlisch war der hohe, steife, feierliche Hut auf seinem ausgesprochenen Pantoffelheldkopf. Seine enorme Krawatte war grasgrün, seine gebogene lange Nase gesprenkelt mit roten und weissen Tupfen. Fabelhaft lächerlich war sein Beinkleid, mit welchem er offenbar zu imponieren hoffte. Die Handschuhe, die er trug, waren knallgelb und sein ganzes Auftreten zeugte von verblüffender Geschmacklosigkeit. Der Herr hiess Pantalone oder Hosenmann und wie es sich herausstellte, war er fürchterlich verliebt, der alte Racker, und ¹zwar in wen?, ei ja doch, in die reizende Colombine, für die er ein verliebtes süßes Liebesbriefchen in der Tasche trug, um es der Schelmin

bei günstiger Gelegenheit in der Einbildung zu übergeben, die ihm vorschwindelte, dass das schöne junge Mädchen Gefallen am alten, aber freilich schwerreichen Gecken finden werde, sobald der alte Toreknabe nur seine Börse öffnen würde. Hui! aber das
5 Liebesbrieflein mit den üblen Anspielungen flog ihm um die Nase und wurde in tausend kleine Fetzen zerrissen, die wie Schneeflocken herumwirbelten, und Pantalone musste mit samt seinem gravitätischen imposanten Spazierstock gütig abspazieren und noch dazu eine ganze Salatschüssel voll Gelächter und spöttischer
10 Bemerkungen aufessen. Ausgelacht und fortgeschickt zu werden ist wahrhaftig kein Leckerbissen. Drohungen austossend und Augen wild rollend verliess Hosenmann den Tanzsaal, und die Grazien riefen ihm nach: „Auf Nimmerwiedersehen.“

Wir haben den tieferrnsten und trauervollen Narren und dann
15 den eitlen, albernen und spiessbürgerlichen Narren gesehen und wenn uns diese beiden interessiert haben, so wird uns gewiss nicht minder der dritte, nämlich der fröhliche kecke und übermütige, der schöne und glückliche Narr interessieren, das Ideal des Maskenballes, Hanswurst oder Harlekin mit der spitzbübischen frechen
20 Pritsche, mit welcher er, leise alle Menschen neckend, im Saal herum tanzte, indem er alle, die ihn sahen, durch seine unschuldige antilopenhafte Fröhlichkeit und Lustigkeit in helles Entzücken setzte. Sein leichtes Kleid oder Gewand klebte ihm nur so am jugendlich-schönen tänzerischen und turnerischen Körper,
25 der die gewagtesten und zugleich anmutigsten Bewegungen ausführte, dass es eine Freude war, ihn tanzen und tändeln zu sehen. Dieser Bursche war der erklärte Liebling aller und er war im besondern der Geliebte der schönen Colombine, die mit ihm in treuer Anhänglichkeit und Liebe starb und lebte. Ihre Augen verfolgten jeden Augenblick seine liebenswürdige Gestalt, die bald
30 erzkomisch stillstand, als sei Harlekin oder Hanswurst ein rechter Trottel, die aber bald wieder wie eine durch keinerlei Schwergewicht gehemmte Engelsgestalt sich vom Tanzboden loslöste und

D 18

alsdann Wunder der Tanzkunst verrichtete, bald einem eilfertigen artigen Windhund, bald einem Wiesel, bald einem Eichhörnchen glich und immer voll bildhafter Schönheit war. Flog Hanswurst am schwermütig träumenden und kauern den armen Pierot vorbei, so versetzte er ihm mit seiner Narrenpritsche einen leichten kameradschaftlichen Schlag auf die Schulter und sprach flüchtig zu ihm: „Komm, sei doch vernünftig, du dauerst mich.“ Hanswurst, dieser tolle Bursche, der mit seinen geschmeidigen Beinen alle Schwere und allen Erdernst verspottete, war in seinem witzigen Übermut so schön, und in all seiner Ausgelassenheit so treuherzig, dass niemand im Saal auf den Einfall kam, ihm sein lustiges Wesen übel zu nehmen, vielmehr befreundete sich jeder mann im Augenblick mit ihm, und es hatten ihn alle von Herzen gern. Aber der liebe Bursche selber auch hatte ein Gefühl und ein Herz und ein Denken für alle, das sahen und fühlten alle. Indem er witzelte und tändelte, blieb er immer eine freundliche und angenehme Erscheinung, und indem er lustig war, belustigte und ergötzte er die andern. Seine bildhübsche Gestalt und seine scherzhafte Einfalt verbreiteten tiefe Rührung, und wenn er in die Luft emporflog und tanzte, war er gross und bedeutend. Sein Glück machte alle andern glücklich. Sein Anblick war zugleich unterhaltend und wohltuend. Indem Hanswurst an sich selber und an sein eigenes Vergnügen dachte, wollte es der Geist, der ihn trieb und der eigentümliche Umstand, dass er an alle andern dachte und dass er die Ursache vom allgemeinen Vergnügen war.

Die Verlassene.

Eisig kalter Wind brüllte und sauste durch die düsteren Strassen. Unbarmherziger Wind, und alles war finster, hoffnungslos und düster. Alle guten Eingebungen und alle guten Gedanken waren mir verloren, und ich selbst war verloren. Alles Gute, Milde und

Schöne war hoffnungslos verloren. Die Seele war verloren. Alles kalt und tot, und die Welt gestorben. Alles Leben, alle Liebe und alles gute Denken waren wie vom finster brüllenden und tosenden Wind verschlungen, der wie ein gefräßiges Ungeheuer durch die hoffnungslosen, öden und leeren Strassen stürmte. Behaglichkeit und Geselligkeit waren wie für immer von der Erde verschwunden. Befriedigung und Freude schien es von nun an keine mehr geben zu können. Die langen Strassen voll scheusslicher Freudlosigkeit, voll entsetzlicher Leere zogen sich ins Ungeheure, ins Namenlose, ins Unendliche und ins Unfassbare hinaus, und endlos schienen Hoffnungslosigkeit und Lieblosigkeit zu sein. Kein Stern und kein freundlicher Mond waren am Himmel, das Furchtbare und Schreckliche war zur gähnenden Wirklichkeit geworden, und das Gerechte, Gute, Sanfte, ach du grosser Gott im Himmel, war nur noch ein bleicher, müder, nebelhafter Traum, wert, dass man ihn matt belächle. Und die Menschen waren arme, bleiche, kranke, sturmgejagte, ins Entsetzen hineingepeitschte Sklaven. Niemand traute mehr dem Andern. Nachbarliebe und Güte waren verschwunden, verloren, und die Wohnhäuser waren Schreckens- und Entsetzenshäuser, Stätten des erschütternden Hasses und des vernichtenden Mordes. Wild stürmte ich dahin, gejagt und getrieben von wilden Gewissensbissen, von schrecklicher Vorwürfe ungeheuerlich lodernder Feuersbrunst. Alles war verloren, ich hatte keinen einzigen guten Gedanken mehr. Arm und elend war ich, wie nie zuvor. Zerrissen im Innersten war ich, wie nie zuvor. Unglücklich, arm und elend, o, dass ich es noch einmal sage, war ich, wie nie zuvor. Der Sturmwind riss mir den Mantel empor, dass er sich über meinem Kopfe hochauftürmte, und ich glich auf der finstern mitternächtlichen Strasse in all der Finsternis und Düsternis dem fürchterlichen König Richard, dem ewigen Juden und dem Mörder Paricida. Ich war betrogen worden

23 Vorwürfe] Vorwürfen *D*

und war wieder selber Betrüger, ich war belogen worden und log wieder selber. Die Menschen hassten mich und ich hasste, verachtete die Hasser und Verächter. Sie hatten mich verraten und an den Verrätern übte ich selber wieder traurigen Verrat. Ein unendliches Sehnen nach Einfachheit, nach reiner Sitte, nach Treue und Liebe, nach Treuherzigkeit und nach Vertrauen, jagte mich umher, bis ich endlich ein trauriges verwahrlostes Armutshaus fand, in das ich eindrang.

Obwohl das Haus einem Schlupfwinkel für Räuber und Verbrecher glich, trat ich dennoch ohne das geringste Zögern und mit guter Zuversicht hinein, denn ich musste mir sagen, dass ich nichts mehr zu verlieren hatte. Die verhärtete, eisenfeste, hoffnungsarme Seele war auf alles Schreckliche und Hässliche nur zu lang schon gefasst. Nicht von Ferne erwartete ich mehr irgend etwas Gutes und etwas Schönes. Kälte ringsumher und Kälte mitten im eigenen Herzen. Ich stieg das armselige, verwüstete, finstere Treppenhaus empor, auf einem Treppenabsatz kauerte ein armes junges Mädchen, dessen Haar ich mit der Hand streifte. Die Treppe war in ihrer ächzenden, stöhnenden, krachenden Verlottertheit furchtbar, denn mir war es, indem ich sie betrat, als sei sie die letzte aller Treppen, die Treppe, die zur Vernichtung, zur Verzweiflung, zum verzweiflungsvollen Selbstmord führen müsse. Trotzdem stieg ich empor, und ich erinnere mich, dass mir das elende Herz vor Bangigkeit zum Zerspringen klopfte und dass ich nach jedem kleinen Schritt innehielt, um mit angespannter Sorgfalt in all die Leere und in all die grausame kalte Finsternis hinein zu horchen und zu lauschen, aber es bewegte, regte, rührte sich in all der Entlegenheit und Einsamkeit nicht das Mindeste. Alles war totenstill im schrecklichen Haus der Armut. Im Bauche eines schlummernden Ungetümes konnte es nicht lautloser und stiller sein.

Über die Wohnungstüre, an die ich endlich im Dunkel tappte, muss ich noch besonders reden, denn sie war nicht wie irgend

eine andere beliebige Türe, sie war offen! Sonst sind Türen sorgfältig verschlossen, ja sogar manchmal oder vielmehr häufig, ängstlich zugeriegelt. Diese Türe hier war nur nachlässig angelehnt, so als verlohne sich in der ganzen Welt in Zukunft infolge überhandnehmender Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit keinerlei Treue und behutsame Aufmerksamkeit und Sorgfalt mehr und so, als sei in Zukunft im menschlichen Leben alles, alles gänzlich gleichgültig, und so, als sei alles, alles lebensüberdrüssig, müd, abgestumpft, ruchlos, kalt und gleichgültig, und so, als sei es gleich geworden, ob noch ein Leben vorhanden sei oder ob alles tot, nackt und zerrissen sei, und ferner so, als sei jede feinere, zartere Gemütsbildung ein Ding der Undenkbarkeit und etwas völlig Nebensächliches und Überflüssiges geworden, und zuletzt so, als freute sich die geknickte, zertretene und entmenschte Menschheit gar noch über ihre Verwahrlosung, über ihre Zerstückelung und über die Verwüstung. Wüste hier und Wüste dort, doch das macht nichts. Es ist ja jetzt alles, alles, alles gleichgültig ... So ungefähr redete die wüste, müde, traurige Türe, die ich nicht zu öffnen brauchte, weil sie bereits offen war. Eine solche Türe hindert niemanden, in eine Wohnung einzudringen, und so drang ich denn in den Korridor hinein, Schritt für Schritt, äusserst behutsam und vorsichtig, und bei jedem Schritte fleissig lauschend.

Vorhin die elende, traurige Treppe, dann die Türe, die nicht minder arm und elend war, und jetzt der dumpfe kalte Korridor, der ebenso arm, öd und elend war wie Treppe und Türe, ich selbst angestrengt auf das hervortretende Schrecknis lauschend, auf dessen Erscheinen ich gefasst war, weil ich mir sagte, dass an solchem Ort nichts anderes als Schreckliches zu erwarten sei, mein Dastehen in der entsetzlichen Erwartung dessen, was jetzt kommen musste: Ich darf wohl sagen, dass es einigen Mut brauchte, um den sinkenden, zusammenstürzenden Mut noch einigermaßen aufrecht zu halten und in dieser Öde auszuhalten, in diese Wüste und Öde weiter einzudringen. Plötzlich jedoch zitterte ein süsser

zarter Lichtschein aus einer Ritze mir entgegen, und ich glaubte eine schöne hohe gelinde Liebesmelodie zu vernehmen von weit, weit her und doch auch wieder aus allernächster Nähe. Ich öffnete eine Türe und stiess einen Schrei des Entzückens, der entzücken-
reichen Überraschung aus. In einem lichten schönen warmen 5
Zimmer oder Gelass sass eine Frau, und ich kannte sie von früheren Zeiten her und jetzt tönte von allen Seiten her frohe Freuden- und Trostmusik. Wie von allen offenen blauen Himmeln herab rauschte und rieselte das goldene, heitere Konzert, und Wälder, Wiesen und Felder schienen mir mit einmal nah, ich sah alle schön- 10
nen, guten, befriedigenden lieben Farben, und die schöne Frau, die wie ein Engel aussah, lächelte mich freundlich und liebevoll an, als sie mich elenden armen Wanderer, Umhergetriebenen erblickte. Alles war plötzlich wieder gut, eine sonnige, wonnige Jugendkraft stürzte über mein Wesen, und ich vergass mit einmal 15
allen Gram, und alles Elend, aller Unglauben waren mit einmal dahin. Ja doch, das war der wunderbare, wenngleich düstere Ort, wo ich die herrliche Verlassene wieder fand, der Ort der Einsamkeit, wo ich die schöne Verlassene wiedersah. Das war sie, die himmlische Ausgestossene, die wunderbare Verfehlmte, die 20
himmlisch schöne Einsame und Verlassene. Ich eilte, hinreissendem Antrieb gehorchend und mich zu der schönen Bewegung beglückwünschend, zu ihr hin, zu der Frau, die hier in der Verstossenheit und in der Verfehlmtheit hauste und kniete vor ihr nieder, und die Entzückende schaute mich gütig an. – Sie tat nicht 25
D 24 fremd. Ich war ihr gut. Ich war ihr recht. Sie zeigte sich über meine Gegenwart erfreut, und das freute mich unendlich.

Die Mörderin.

Es fällt mir ein, dass ich neulich mit einem Landwirt über den Berg ging. Wie wir so von allerlei Dingen plauderten, trat uns auf 30

der Strasse, mitten im hübschen Bergdorf, eine stämmige Frau entgegen. Diese Bauernfrau war mir durch weiter nichts als durch ihre feste kerngesunde Erscheinung aufgefallen. Näher war mir nicht eingefallen, sie zu betrachten. Als die Frau an uns vorübergegangen war, hielt es der Wirt für erlaubt (worin er ganz recht hatte) die ruhige Bemerkung zu machen: „Der Frau, die da soeben an uns vorüberging, haben Sie gewiss nicht angemerkt, dass sie fünfundzwanzig Jahre Zuchthaus hinter sich hat.“ Erstaunt fragte ich: „Warum?“ Mein Wirt beeilte sich mit Aussagen in keiner Weise. Es verging eine Pause, nach deren Verlauf er sagte: „Sie hat einst ihren Mann totgeschlagen.“ Entsetzt erkundigte ich mich nach den näheren Umständen. Wieder schweig der Landmann, der über den Berg ging, um seine Matten zu beschauen, eine kleine Weile, worauf er mit sonderbarer Behaglichkeit, als sei er ein überlegener Erzähler, und als erzähle er eine halbverschollene Ballade oder Schauergeschichte, Folgendes vorbrachte: „Eines Morgens trat sie mit einer Hacke oder Karst in der Hand in das Schlafzimmer ihres Mannes, der im Bett lag. Als derselbe die Augen aufmachte und sie so sah, fragte er, weil ihn offenbar die Hacke erschreckte: „Was willst du hier im Zimmer mit der Hacke?“ Darauf erwiderte die Mörderin: „Das will ich dir eben jetzt zeigen.“ Mit diesen furchtbaren, gewissermassen trocken-humoristischen Worten, holte sie zum Schlag aus und schlug ihm den Kopf ein.“ Ich bat den Wirt, mir zu sagen, weshalb die Frau eine so grässliche Tat verübt habe. „Es ist nicht bekannt“, antwortete er „man hat es vergessen. Möglich ist, dass der Mann ein Trinker war, der nicht schaffen wollte und damit seine Ehefrau in die Erbitterung trieb.“ Da ihn seine Absichten einen andern Weg als den, den ich verfolgte, gehen hiessen, so verabschiedete er sich, und ich ging allein weiter, indem ich über das Verbrechen noch allerlei stille Betrachtungen anstellte und mich besonders über das gute unbefangene Aussehen der Frau wunderte, die wir so still und ohne alles Auffallen an uns hatten vor-

D 25

begehen sehen, als sei sie nicht sie selbst, sondern eine beliebige Andere, nicht eine Mörderin, sondern irgend eine wackere rechte-schaffene fleissige Frau. „Erstaunliche Kraft muss jedenfalls in ihr liegen“, dachte ich, „eine Untat und fünfundzwanzig Jahre Zuchthaus und von allem dem nicht das geringste Kennzeichen 5 zu offenbaren: Welche Summe von Unbeugsamkeit.“ –

Die Brüder.

Darf ich dich, o du Guter, leise und gewiss ganz zaghaft an die Zeit erinnern, wo wir Beide, du als beginnender schaffender Ma-ler und ich als heimlich beginnender angehender Poet, uns mit 10 unserer jugendlich anstrebenden Kunstburschen- oder Kunst-lehrlingschaft und was alles hübsch damit zusammenhing, zu D 26 S.... aufhielten? Meines Wissens schrieb und schickte ich dir, be- vor ich in Person bei dir anlangte und auftauchte, ein ziemlich langes Sehnsuchts- und Freundschaftsgedicht, das du empfin- 15 gest und mit Genuss lasest. Himmlisch dünkt mich das, wenn ich daran denke, obgleich es natürlich zum Lachen ist. Göttlich schön und gross ist es, junge Wangen und junge Lebensanschau- ungen zu haben, ein unaussprechliches Sehnen nach dem Leben zu empfinden und achtzehn Jahre alt zu sein, denn ungefähr so 20 alt waren wir damals beide. Herrlich kamen mir die Residenz- stadt S.... und du selbst vor; du warest in den Augen des frischen Ankömmlings nichts geringeres als ein imposanter Haupt- und Weltstädter. O wie sind jugendliche Unwissenheit und Unerfah- renheit schön! Was Gutes und Schönes erwirbt man denn eigent- 25 lich mit der Erfahrung? Sehr viel Wertvolles sicher nicht. Du ge- leitetest mich freundlich durch die Strassen in eine gewisse Gerbergasse hinein und dann hinein in die berühmte und sicher

Vgl. Vossische Zeitung, Nr. 531, Abendausgabe, Montag, 16.10.1916, S. 2 [KWA II 6].

uns allen beiden unvergessliche Herberge zur Heimat, wo wir
gemeinsam ein Zelt aufschlugen oder mit andern Worten eine
Stube bezogen, um gemeinschaftlich darin zu wohnen und zu
hausen, was sicher nur unser Vorteil und nicht unser Nachteil
5 war. Entzückend, so schwöre und behaupte ich, sind erste kühne
Künstler-Flugversuche, die mit öfteren Abstürzen verbunden
sind. Aber ist das Hüte aus dem Fenster hinaus- und auf Passan-
ten in die Strasse herabwerfen nicht vielleicht noch fast schöner
als alles Malen, Musizieren und Dichten? Waren wir nicht im
10 Hutwerfen erlesene erste Meister und wahre dämonische Virtu-
osen, und sah sich der gute freundliche Wirt oder Herbergsvater
nicht genötigt, uns vor Fortsetzungen des reizenden Unfuges
väterlich zu warnen? Ach es ist vielleicht, von einem gewissen D 27
Gesichtspunkt aus gesehen, hundert-, wenn nicht gar tausend-
15 mal schöner, seinen oder seines Bruders Hut aus dem Fenster
fliegen und wirbeln zu lassen, damit Vorübergehende unten
staunen, als ein vollendetes Gedicht zu schreiben, damit das
liebe Publikum staune. Gab es nicht in unserer Kunststube eines
schönen Tages einen überraschenden Hofpredigerbesuch, über
20 den wir Beide einen Monat lang lachten? Ich stand gerade nackt
da, dir als Modell zu einem Cäsars Leichnam beweïnenden Mar-
kus Antonius dienend, als die Türe des Studier- und Aktzimmers
unerwarteterweise aufging und dicht und urplötzlich vor uns
strebenden armen Sündern wer stand? Der Herr Hofpfarrer.
25 „O Gott, was muss ich mit meinen Augen erblicken? Was geht
hier vor?“ rief er aus und trat unverzüglich den Rückzug an, der
in wilde Flucht ausartete. Wie gab uns das Entsetzen des guten
Herrn, der künstlerischen Übungen offenbar fremd gegenüber-
stand, zu lachen. Lebten wir zwei Jünger und Brüder, Neulinge,
30 Anfänglinge und Novizen nicht wie auf einer reizenden Freund-
schafts- und Verbrüderungsinsel, auf der alles gut und schön und
sorglos ist, wo in ununterbrochenem freundlichem Gelispel und
Gesäusel und in einem fortwährenden süßen Frieden die leben-

digen Geschöpfe sich des zutrauenreichen, gütigen Daseins erfreuen, Himmel und Erde und Kreatur zusammengewachsen sind, und wo der Mensch so harmlos und gutherzig wächst und hinlebt vom Tag in die Nacht und von der Nacht in den Tag hinein wie die duftenden Blumen, die Pflanzen und die treuen guten Bäume. Wateten wir nicht ganze schöne Sonntage und sonstige 5
D 28 Tage lang im üppig-grünen Landschaftsgras und in der göttlich weichen, träumerischen Mai-Landschaft umher, um dann da und dort unter blühenden Apfel- und Birnenbäumen vom Streifen und „Landschaften“, vom schwierigen Malen und Versemachen 10 köstlich auszuruhen, wobei wir oft einzuschlummern geruhten wie Grafen und Fürsten, um später wieder zu erwachen wie Prinzen? Wir lasen noch nicht Verlaine, aber wir lasen dafür doch Heinrich Heine und Uhland, und die mundeten und schmeckten uns nicht schlecht. War nicht auch das freie gliedererfrischende Baden im Neckar herrlich und beglückte uns nicht in 15 Dorfgasthäusern der Genuss von Birnenmost? Wenn wir vom kühnen Ausmarsch grässlich staubig und hungrig wieder in unsere Herberge zurückkamen, so bestellten wir ja bekanntlich je weilen je einen Rostbraten mit gemischtem Salat für die Wanderer und Herren Gebrüder, worüber die ganze Stube höchlich staunte. Soupieren und dinieren grosse und reiche Herren reicher und besser als wir Zwei damals? Das finde ich sehr fraglich, denn für uns war der Rostbraten ein Götterschmaus nach trefflich überstandenen Wanderanstrengungen. Wie ist es schön, 25 arm und jung und unbekannt zu sein. Wie gerne gäbe mancher Schwerberühmte seinen Ruhm und all sein Ansehen für einen Achtel oder auch nur Achtzigstel, für einen Drittel oder Dreissigstel des Jugendzustandes her. Die Jungen sehnen sich nach Ehre, Ruhm, Erfolg und Ansehen, aber die Berühmten und die Mächtigen 30 sehnen sich wieder in das arme wilde Jugendsehnen und in das heisse beglückende Ringen mit der Existenz zurück. Der Erfolg macht nicht glücklich, aber es muss ja eine Arbeit und ein

Streben auf dieser armen, widerspruchsvollen Erde sein. Es muss ja einen Ruhm und einen Reichtum geben, aber Ruhm und Reichtum vermögen nur niedrige und flache Seelen zu beglücken. Es muss auf dieser Erde ein ewiges Auf und Ab und eine ewige
5 Niebefriedigung sein. Ist nicht auch dir, ganz so wie mir, die Gestalt der gütigen, lebenswürdigen Opernsängerin B... in Erinnerung geblieben, die die hohe Freundlichkeit hatte, uns zwei doch sicher ziemlich arme Teufel, wahre Muster und Vorbilder an Unbeachtetheit, zu einem graziösen schöngestigen Tee huldreich
10 einzuladen? Sprangen und liefen wir nicht eine Zeitlang fast allabendlich mittels uns vom gnädigen und freigebigen Freiherrn-Intendanten gütig verabreichten und freundlich gegönnten Freikarten in das schimmernde Hoftheater, wo wir unter zahlreichen andern reichen Stehparterregenüssen den Genuss hatten, die Eysoldt als zierliche Desdemona und den kraftvollen Matkowsky als dieselbe im Sturm der Mohreneifersucht tötenden und abmordenden Othello zu sehen, und gab es für uns etwas Höheres und Schöneres als das? Nicht von fern! Und die dürren oder gedörrten Zwetschgen, die wie unglückliche arme Ertrunkene auf
20 dem Mittagstisch im Teller voll Wasser schwammen, könnte es denkbar sein, dass du sie vergessen hättest oder dass du sie je würdest vergessen können? Ebenso des knorrigen Betknechtes und -Bruders Knoop schrille Andachtstimme und Worte? Was vermöchtest du mir entgegenzustellen, wenn ich auf die Tribüne der
25 Beredsamkeit stiege und laut sagte, dass nach dem Gefühl derjenigen, die vermöge einer erreichten Altersstufe in das abendsonnen- und morgensonnenbeschienene Land der Vergangenheit blicken, vergangene schöne Stunden ein Heiligtum seien? Ergreift nicht dich auch Rührung bei dem Gedanken an das
30 fröhliche Frühe, an das heitere Einst? D 29 D 30

Schüler und Lehrer.

Ein Lehrer, den seine Schüler um seines lebhaften Wesens willen hochachteten und lieb hatten, ertrug eines Tages in der Stunde einen von denselben bei einer Schlingelei, worüber er ausserordentlich zornig wurde. Der Schüler, der das Unglück hatte, seines Lehrers Unmut in so hohem Mass auf sich zu lenken, war bis dahin der Lieblingsschüler des Mannes gewesen, den er unvorsichtigerweise tief gekränkt hatte, aber von nun an war er in des Lehrers Augen ein Abscheuling, den derselbe Tag für Tag vor der ganzen Klasse grausam herabsetzte und erbärmlich verprügelte, eine Behandlung, die der Erzürnte dem armen Jungen versprach pünktlich und getreulich fortzusetzen. Zweifellos hatte der Lehrer einen persönlichen Hass auf ihn geworfen, und der Erwachsene ging hierin dem Kleinen gegenüber zu weit. Der Knabe, der sich so urplötzlich aus dem weichen Sitz des Wohlwollens auf die harte Bank der Ungnade herabgeworfen und sich so unvermutetermassen vom gepriesenen Schüler in einen notorischen Bösewicht verwandelt sah, wusste sich nicht zu helfen. Nachdem er indessen durch Wochen so tapfer als er vermochte, das traurige Los eines gesunkenen Bevorzugten und die damit verbundene grausame und verachtungsvolle Behandlung ertragen hatte, griff er eines Tages, vom Bedürfnis gedrängt, eine Veränderung der schier unerträglichen Lage herbeizuführen, zur Feder und schrieb an seinen grimmigen Verfolger und Peiniger Folgendes: „Ich kann mich, da ich meinen lieben Eltern kein Geständnis machen darf, weil ich ihnen nicht zu den vielen Sorgen, die sie haben, noch eine neue bereiten will, an niemand anderes als an Sie selber wenden, um zu versuchen, ob es mir möglich sei, wieder einige Gunst von Ihnen zu erlangen. Vielleicht wird dieser Brief Sie veranlassen, aufzuhören, mich mit Schmach zu bedecken. Da ich, wie ich bereits sagte, meinen Eltern mein Leid nicht klagen kann, so klage ich es Ihnen. Da ich diejenigen nicht bitten will, mich in Schutz zu

nehmen, die mich lieben, so trage ich die Bitte dem vor, der mich hasst und an mir seinen Zorn auslässt. Also bitte ich den um Schutz, dem ich schutzlos preisgegeben zu sein scheine und ersuche den um Schonung, der, weil er sich durch mein Betragen beleidigt fühlt, schonungslos mit mir verfährt. Ich habe den Mut, wie Sie sehen, dem mein Leid zu klagen, der es mir zufügt und dem meinen Schmerz anzuvertrauen, der ihn verursacht. An der Schule habe ich keine Freude mehr.“ Der Lehrer, dem der Inhalt des Briefes allerlei zu betrachten und zu bedenken gab, verhielt sich gegenüber dem Schüler von da an wieder milder.

Sohn und Mutter.

Ein liebes, gutes Mütterchen, wahrhaftig: ich meine, man sollte ihr ein Denkmal errichten! führte durch fleissige Sparsamkeit und durch nächtelanges, emsiges Nähen die schöne Möglichkeit herbei, dass ihr Sohn, den sie fast wie einen Abgott liebte, die hohe Schule besuchen und sich dadurch die beste Bildung erwerben konnte. Merke dir, lieber aufmerksamster Leser, was nun geschah. Der grosse Sohn, Gegenstand der mütterlichen Aufopferung, blitzendes Juwel und köstlicher Edelstein von Sohn, machte freilich mit der Zeit so grosse Fortschritte, dass er in jungen Jahren schon hoch hinaufkletterte und es zu einer Stellung brachte, die ihm nicht nur erlaubte, die ihn vielmehr geradezu nötigte, sich aufzublasen, hochmütiges Wesen kalt und nachlässig zur Schau zu tragen und den grossen Herrn zu spielen, als welcher er sich rasch über seine arme bescheidene Herkunft hinwegsetzen lernte. Vorzüglich dickes, fettes und hochangesehenes Tier, wie man so sagt, fühlte er sich über alle kleinen engen Nöte des täglichen Lebens erhaben, und mit der stets höher und höher steigenden Wertschätzung der eigenen werten und wichtigen Person vergass er den mütterlichen Menschen. Das arme gute Mütterchen! Ei, die

soll doch nur hübsch brav in ihrem Sorgen- und Dachstübchen
sittlich sitzen, denn derlei Personen kann man ja unmöglich in die
feine Gesellschaft einführen. In der hohen Atmosphäre und in
den glänzenden Verhältnissen, in denen Emporkömmlinge le-
ben, redet bekanntlich niemand ein Wörtchen über Kindesdank-
barkeit und -Liebe. Von schwüler, genussreicher Liebe wird dort
wohl gesprochen, aber über schlichte Liebe zuckt man bestenfal-
les mitleidig die stolze Achsel. Wenn wir nun auch den Fall setzen
und annehmen, dass der grosse Sohn sein Mütterchen einmal
besuchen wollen, so müssen wir doch sogleich bedenken, 10
dass ein solcher Besuch unmöglich war, weil der Vortreffliche ja
für den Eintritt in die Armutstube durch den engen ärmlichen
Rahmen der bescheidenen Stubentüre viel zu breit und breitspu-
rig, viel zu dick und zu geschwollen, viel zu stolz und zu reich
war. Für den Stolz und für den Hochmut gibt es Palast- und hohe 15
breite Salontüren. Mehr zu sagen, ist wohl überflüssig, und man
wird schon verstehen, wie ich es meine. Der Weg zum Mütterchen
und damit zur menschlichen Bescheidenheit war und blieb dem
Parvenü versperrt, wegen des Rahmens und wegen der kleinlichen
Verhältnisse, in die er sich wieder zu schicken gehabt hätte. Viel- 20
leicht erlaubt man mir die freilich scheinbar etwas gefühlvolle Be-
merkung, dass ich grosse Lust hätte, zu sagen, ich wolle vor dem
lieben alten Mütterchen niederknien und dass es mich fast hin-
reissen möchte, das Geld, das die Mutter für den stolzen Tölpel in
mühseliger Nacharbeit zusammenrackerte, ehrfürchtig zu küs- 25
sen. Der Tölpel mag nur immerhin mit Seinesgleichen spazieren
gehen, wo es ihm beliebt. Vor ihm und Seinesgleichen beuge ich
mich nicht, und ich werde für ihn und Seinesgleichen weder eine
Artigkeit, noch irgend eine Achtung übrig haben.

Die böse Frau.

Eine Frau, die eines Tages, so wie die Dinge lagen, den Traum, den sie sich von ihrem Leben machen zu dürfen gemeint hatte, begraben musste, weinte ganze lange Tage und Wochen lang über den Verlust desselben. Als sie aber endlich ihren Schmerz ausgeweint hatte, war sie, fast zu ihrem eigenen Erstaunen, eine böse Frau geworden, die von nun an kein so lebhaftes Bedürfnis mehr wie dieses hatte, andere Frauen recht bestürzt, verlegen und niedergeschlagen zu sehen, indem sie sie unglücklich zu machen versuchte. Sie fing mehr und mehr an, jedes fröhliche weibliche Gesicht zu hassen, weil sie sich durch jede glückliche Miene gekränkt und beleidigt fühlte. Es drängte sie, gegen jederlei Vergnügen, das sie erblickte, Ränke und Bosheitspläne zu schmieden, da jeder heitere Anblick ihr weh zu tun schien. Darf ein unglücklicher Mensch es im Menschenhass so weit treiben? Nun und nimmer! muss entschieden geantwortet werden. Die durch vielerlei Leid, durch gescheitertes Streben nach Lebensglück verdorbene böse Frau machte es sich zur traurigen Aufgabe, junge Mädchen mit jungen Männern geschickt zusammenzuführen, sie gegenseitig aufeinander aufmerksam zu machen, sie enger und enger zusammen zu befreunden und, wenn dann die holde Freundschaft ihr reif zu sein schien, dieselbe durch listige Verrätereien, rohe Künste, grausame Verleumdung und Verwirrung, wieder zu zerreißen. Der Anblick einer weinenden verratenen Angehörigen ihres Geschlechts tat ihr dann wohl und war für sie ein Genuss. So und ähnlich trieb sie es ziemlich lange, währenddessen die um ihre Freude und ihre Zufriedenheit betrogenen Mädchen sie für eine edle und feine Frau hielten. Nach und nach aber merkte jedermann, wie böse sie sei, und sobald die Leute sich hierüber Gewissheit verschafft hatten, so wurde die gefährliche Gesellschaft fortan sorgfältig vermieden, derart, dass die böse Frau bald keinerlei

D 34

Gelegenheit mehr erhielt, Unglück anzustiften, Böses zu tun und Unfrieden und Unbehagen zu verbreiten.

Berta.

Berta arbeitet als fleissige Angestellte im Kontor einer Fabrik. Ihr
D 35 Vorgesetzter, ein allerdings leider Gottes schon etwas ällicher 5
Herr, sehr galant natürlich, spielt, so ist mir neulich zufälliger
Weise zu Ohren gekommen, da er den Tag über mit ihr in Berüh-
rung kommt, den Liebhaber bei ihr. Einmal tut er, als sei er ver-
liebt in sie bis über die Ohren und ein anderes mal wieder gebär-
det er sich wie der gestrenge Herr und Meister und behandelt das 10
ganz gewiss nette Mädchen mit ausgesuchter Kälte. Ist das nicht
entweder ein Schlaukopf oder aber einer, der nicht weiss, was er
will. Heute ist er ein Verehrer und morgen ist er ein Verächter des
weiblichen Geschlechtes, je nachdem es ihm zu passen scheint.
Gewiss steht dieser Herr keineswegs in seiner Art einzig da, es gibt 15
ihrer mehr, die es genau so oder ähnlich machen. Zu der und der
Stunde möchte er sie vor lauter Verliebtheit auf den Händen tra-
gen, ihr vielleicht gar die Hand kniefällig küssen; zu einer andern
Zeit hingegen scheint er sich besonnen zu haben und alsdann
kommt sie ihm nicht anders als ein armes Tröpfchen vor, das nicht 20
wert ist, auch nur flüchtig mit einiger Freundlichkeit und Acht-
samkeit betrachtet zu werden. O, so ein Schurke, so ein Haupt-
ker! Bald ist er Herr, und bald ist er Diener bei ihr, bald schnauzt
und knurrt er sie mit groben Vorgesetztentönen an; bald bettelt er
mit flehender Miene und Stimme wieder um Gnade, ganz je nach- 25
dem er geruht, aufgelegt zu sein. Sollte es nicht als Verdienst und
als wichtige Aufgabe gelten, dass jemand, der diese Art von Arbeit
über sich zu nehmen entschlossen wäre, dem wetterwendischen
Halunken einen gehörigen Puff gäbe. Gewiss sind hunderte von
Menschen ganz meiner Meinung, wenn ich sage, dass der Spitz- 30

bube zehntausend Rippenstösse |verdiente. Geht auf Verehrers- D 36
füssen und gleichzeitig noch auf andern Füssen. Ist er etwa ein
Vierfüsser? Ich weiss es nicht genau. So viel aber weiss ich, dass ich
nächstens Berta raten werde, alles aufzubieten, damit sie sich den
5 launenhaften Mann unterjoche. Teufel noch einmal, so einer soll-
te mir, wenn ich Frau wäre, parieren!

Die Wurst.

An was denke ich? An eine Wurst denke ich. Es ist schrecklich.
Jünglinge, Männer, die ihr dem Staate dient, auf die der Staat sei-
10 ne Hoffnung setzt, betrachtet mich sorgsam und nehmt an mir
ein abschreckendes Exempel, denn ich bin tief gesunken. Ich ver-
mag mich vom Gedanken nicht loszureissen, dass ich soeben
noch eine Wurst besass, die nun für immer dahin ist. Ich zog sie
aus dem Kleiderschrank hervor, und bei dieser Gelegenheit ass ich
15 sie. Mit offenbar nur allzu aufrichtigem Behagen habe ich ver-
zehrt, was noch vorhanden sein könnte, wenn ich es nicht vertilgt
hätte. Vor wenigen Minuten war die beste saftigste Wurst noch
leibhaftig da, doch jetzt ist durch leider nur allzu voreiliges Ver-
zehren die wohlschmeckendste Wurst verschwunden, worüber
20 ich untröstlich bin. Was soeben noch da war, ist fort und niemand
bringt es mir jemals wieder. Ich ass, was ich nimmermehr so
schnell hätte essen, was ich mir lieber nimmermehr so eilig hätte
schmecken lassen sollen. Ich habe aufgegessen, was mir noch jetzt
schmecken könnte, wenn ich der Begierde widerstanden hätte.
25 Ich beklage tief, dass ich der Begierde nicht widerstanden habe
und dass ich verbraucht habe, was vor wenigen |Minuten noch
frisch und rot zu meiner Verfügung stand, was aber nun und nim-
mermehr zu meiner Verfügung stehen wird, weil ich es voreilig
verbrauchte. Ich habe Gebrauch gemacht, wovon ich noch jetzt
30 Gebrauch machen könnte, wenn nicht vorgefallen wäre, was vor-

gefallen ist und was nicht wieder gut zu machen ist. Was dahin ist, könnte noch ruhig und friedlich da sein, und was auf Nimmerwiedersehen verloren gegangen ist, könnte Appetit erwecken, doch das Appetit Erweckende ist dahin, und das beklage ich ehrlich, obschon ich einsehe, dass alles Klagen wenig oder gar nichts nützt. Was angetastet wurde, könnte unangetastet, was gegessen wurde, könnte unaufgegessen, was weggeschnappt wurde, könnte unaufgeschnappt sein, wenn ich vorsichtiger und enhaltsamer gewesen wäre, aber leider war ich weder enhaltsam noch vorsichtig, und das bedaure ich tief, obschon ich einsehe, dass Klage und Reue wenig oder gar nichts nützen. Was verschwunden ist, könnte vorhanden sein und was tot ist, könnte fröhlich leben. Was grausam zerbissen und zerstückt wurde, könnte ganz sein, aber es ist leider zerstückt, da hilft keine Klage. Was nicht mehr dient, könnte die besten Dienste leisten, und was weg und fort ist, würde mich noch jetzt mit seiner schönen Gegenwart erfreuen, wenn ich das Beklagenswerte nicht getan hätte, was ich mit leider nur zu viel Grund bedaure. Was, wie gesagt, fort ist, brauchte, wie gesagt, nicht bereits abhanden gekommen zu sein, wenn ich widerstandsfähiger und stärker gewesen wäre und bösen Neigungen entsagt hätte. Schlimme Begierden, ihr habt mich meiner Wurst beraubt. Ich habe gekostet, was als Kost noch fernerhin zu kosten wäre, wenn ich es ungekostet und ungenossen liegen gelassen hätte, worüber ich, wie ich bereits mehrfach sagte, trostlos bin, was ich nur immer wiederholen kann. Ich brachte mir eine Schlappe durch Probieren einer nur zu vorzüglichen Kost bei, die nun ausgekostet und ausprobiert ist, weil ich nicht enhaltsam gewesen bin, was ich bereue. Reue nützt nichts; sie macht den Wurst-Verlust eher grösser als kleiner, ich will daher versuchen, auf Reue zu verzichten, was aber jedenfalls sehr schwer ist, weil die Ursache, reuig zu sein, stark und gross ist. Ich habe mir eine Niederlage zugezogen, weil ich nicht aufgespart habe, was ich unbedingt hätte aufbewahren und in Acht nehmen sollen, was ich aber leider

nicht in Acht nahm, obschon ich es kaum glaube, da ich immer des Glaubens war, dass ich stark und widerstandsfähig sei, worin ich mich aber scheinbar irrte, was mich schmerzt, obschon, wie gesagt, Reue offenbar gar nichts nützt. O, diese Wurst, ich schwöre, sie war herrlich. Wunderbar geräuchert war sie, und mit entzückenden Speckmocken war sie gespickt, und eine durchaus stattliche, annehmbare Länge hatte sie, und einen Duft hatte sie, so milde, so bestrickend, und eine Farbe hatte sie, so rot, so zart, und gekracht hatte sie, als ich sie zerbiss, ich höre noch jetzt beständig, wie sie krachte, und saftig war sie, etwas Saftigeres habe ich in meinem ganzen Leben nie gegessen, und dieses Saftige und Schmackhafte könnte noch jetzt schmackhaft und saftig sein, das Rote und Zarte noch jetzt rot und zart, das Wohlriechende noch jetzt wohlriechend, das Vorzügliche und Appetitliche noch jetzt vorzüglich und appetitlich, das Längliche und Runde noch jetzt rund und länglich, das Geräucherte noch jetzt geräuchert und das Speckgespickte noch jetzt mit Speck gespickt, wenn ich Geduld gehabt hätte. Ich könnte es noch jetzt krachen hören, wenn ich es nicht schon krachen gemacht hätte, und zu beissen gäbe es noch jetzt, was ich leider allzu schnell zerbiss. D 39

Der Junggeselle.

Letzthin, beim Mittagessen, sagte mir mein täglicher Tischgenosse, der Herr Doktor G..., dass er soeben auf gewisse Art und Weise seinen liebsten Freund verloren habe. Auf meine Frage, wie das gekommen sei, antwortete und erzählte er, dass er soeben die Einladung zu seines Freundes Hochzeitsfeier erhalten habe, und er fügte mit gewissermassen traurig verschleierter Stimme bei, dass er mir eigentlich nichts weiter mehr zu sagen brauche, da damit schon alles gesagt sei. Er lächelte sein eigentümliches, sehr feines und gescheites Lächeln und machte eine kleine Pause, während

deren er bestimmte aufdringliche Gedanken verdrängen zu wollen schien. Ich kannte den Doktor G... als eine zarte und, wie ich sagen möchte, empfindsame und poetische Natur. Er ist ausserordentlich gebildet und dazu ausserordentlich ungeschickt, weswegen ich ihn sehr hoch achte und sehr gern habe. An gewandten Leuten bemerkt man stets irgend etwas Gemeines. Doktor G... liest die Memoiren des Herzogs von Saint Simon und er begeistert sich für die majestätische Gestalt Ludwigs des Vierzehnten. Er schwärmt für Alexander den Grossen, und er findet den Emporkömmling Napoleon unerträglich. Die Frauen schätzen ihn, wie ich längst gemerkt habe, ziemlich gering, weil er nicht den Eindruck eines energischen Mannes macht. Ich dagegen, der ich ein Mann bin, finde ihn beachtenswert, weil er eine weiche Seele ist, und ich schätze ihn höher als zweitausend Energische, denn die Energie ist durch die Verbreitung von Büchern wie z. B. das Buch: „Wie werde ich energisch“ ganz gemein geworden. Nachdem er, wie gesagt, eine Weile geschwiegen hatte, gestand er mir, dass er sich fast fürchte, bei der Hochzeit seines Freundes zugegen zu sein, dass er nichtsdestoweniger selbstverständlich der Einladung folgen werde, die ihm peinlich sei, weil er so wenig Ursache habe, sich über das Ereignis zu freuen. Er komme sich wie aus einer traulichen warmen Stube auf die kalte Strasse hinausgestellt vor, und er habe sich weniger auf eine Lustbarkeit als auf den Umstand gefasst zu machen, dass er auf unerfreuliche Weise mit seinem Innern werde kämpfen müssen. Er fühle sich so arm wie noch nie, es sei ihm zu Mut, als habe ihm irgend jemand einen rücksichtslosen Stoss versetzt, wodurch er sich in das traurige Bewusstsein geworfen sehe, das ihm sage, dass er sehr einsam geworden sei. Im übrigen sei ihm das alles sehr klar, und er verstehe alles sehr gut, weil sich alles ganz von selbst verstehe. „Alter, trockener Junggeselle“, murmelte er vor sich hin, und ich sah deutlich, wie seine Augen mit einmal voll Tränen waren. Ich muss gestehen, dass ich mich

tüchtig über seine Trauer lustig machte, und ich gebe gern zu, dass das nicht sehr zart war.

Zahnschmerzen.

Ich erinnere mich, dass ich einmal eine Zeitlang heftige Zahn-
5 schmerzen hatte. Um die Qualen zu betäuben, lief ich ins Feld D 41
hinaus und brüllte dort wie König Lear. Zu Hause beliebte es mir,
gegen die Wand zu rennen und im Grimm einige wertvolle Stühle
aus der Biedermeierzeit zu zerschlagen, aber das Zahnweh hörte
deswegen keineswegs auf, vielmehr wurde das Übel von Stunde zu
10 Stunde ärger. Des Nachts weckten die Schauderszenen, die ich
veranstaltete, sämtliche Hausbewohner, es war ein Skandal. Der
häufige Genuss von feinstem Cognac half wenig. Ich versetzte mir
Hiebe ins Gesicht, ähnlich wie Sancho Panza, als er den Verlust
seines Esels wahrnahm. Einmal brachte ich mir mit einem Messer
15 eine allerdings glücklicherweise durchaus nicht lebensgefährliche
Wunde bei, aber diese grobe Massnahme besserte an meinem
Zustand nicht das Geringste, sondern schien die Folter nur noch
zu verstärken. Endlich ging ich zum Zahnarzt, und zwar der lie-
ben Billigkeit halber in eine zahntechnische Klinik, wo ich mich
20 mit Vergnügen zu Studienzwecken hergab. Mein Mund wurde
von der Hand eines Lehrfräuleins sorgfältig untersucht und hier-
auf begannen die Operationen. Ich darf wohl mit einiger Berech-
tigung sagen, dass ich Vieles sanft über mich ergehen liess und
dass ich Allerlei mit starker Fassung hinnahm. Manches ertrug ich
25 geduldig, doch von Zeit zu Zeit fand ich es für angebracht, einen
ziemlich lauten Schrei auszustossen, was ich absichtlich tat, denn
dadurch erreichte ich, dass der Meister herbeisprang, um mit sei-
nem meisterlichen Können helfend einzugreifen, was für mich
keine unerhebliche Wohltat war. In solchen Fällen zürnte mir frei-
30 lich das Fräulein, und sie fand, dass es sehr unartig von mir sei, so

D 42 starkes Geräusch zu verursachen. Ich erlaubte mir, ihr zu sagen, dass ich noch öfters schreien wolle, sobald man mir überflüssige Pein zufüge. Das sei gar nicht hübsch von mir, so zu reden, gab sie zurück. Ich kam nach und nach in einen ganz fröhlichen Verkehr mit ihr und einmal hatte sie den Einfall, mich zu fragen, was ich sei. Ich sei etwas wie Schriftsteller, erwiderte ich bescheiden. Sie rief laut in die zahnärztliche Stube hinaus: „Ich habe einen Schriftsteller,“ worauf sämtliche Herren und Damen, darunter auch der Meister, herbeigeeilt kamen, um den eigenartigen Patienten behaglich zu betrachten. Ich wurde einer genauen Besichtigung unterworfen. „Wenn Sie Schriftsteller sind,“ sagte der Meister, „dann sind Sie sicher einer von den ärmern, einer von denen, die ihr Leben lang erfolglos bleiben, denn das sieht man Ihnen deutlich an.“ Ich musste über die feine Bemerkung lachen und erwiderte: „Ich bin allerdings arm und an Erfolglosigkeit hat es mir bis heute nie gefehlt, aber das Leben kann auch ohne Erfolg hübsch sein. Wenn ich nur wieder gesunde und schöne Zähne habe, was ich lebhaft hoffe, so springe ich herum, wie ein Hirsch und bin fröhlicher als mancher sogenannte Glückspilz.“

Der andere Junggeselle.

Ein anderer Junggeselle, einer der hartnäckigsten, die es je gab, ein Frauenfeind erster Güte und doch wieder absolut kein Frauenfeind, sondern ein ganz netter, artiger Mensch, der keinem weiblichen Wesen nur ein Haar krümmte, tat seine Sache, erfüllte auf das Eifrigste seine Obliegenheiten und war ehrlich, solid und lebensfröhlich. Das aber war es ja gerade, das Schurkische, nämlich, dass er fröhlich war, denn es gab Leute, die das unverzeihlich fanden. Es gab lehrenwerte und nette Leute, die der Meinung waren, dass der gute Junggeselle verpflichtet sei, sich unglücklich zu fühlen. Das war er jedoch keineswegs, sondern er lebte, wie gesagt,

ganz vergnügt dahin und von Verzweifeln wegen seines Junggesellentums war bei ihm keine Spur. Der Junggeselle ahnte, dass er einige nette und achtenswerte Leute mit seiner Vergnügtheit und Zufriedenheit beleidige, und dass seine heitere unbefangene Existenz für diejenigen fast ein Ärgernis sei, die lebhaft wünschten, dass der Junggeselle an seinem Junggesellenwesen zerschelle. Allerlei nette und achtenswerte Leute trafen allerlei gefährliche kriegerische Vorkehrungen, um dem Unhold sanft oder unsanft auf den Leib zu rücken, ihm das edle Gleichgewicht zu rauben, die Seele zu erschüttern, den guten Glauben an sich selbst zu untergraben und seine Charakterfestigkeit zu nichte zu machen. Zahlreiche, wohl vorbereitete Angriffe wurden ins Werk gesetzt, um des Junggesellen zähes Selbstbewusstsein zu zerschmettern, doch es wurde nichts erreicht, denn der Schreckliche blieb unerschütterlich. Unerhörte Leckerbissen wurden der grausamen Bestie mit wir möchten sagen vollendeter Kunst vorgeworfen, aber das Ungeheuer verzichtete mit diebischem Vergnügen auf alle dargebotenen Genüsse, recht wohl wissend, dass es die liebliche Kost mit dem Verlust von Freiheit und Unabhängigkeit bezahlen müsse. Fallstricke wurden gelegt, Schlingen und Angeln säuberlich und appetitlich dargehalten, Fallgruben vorbereitet, schön mit Höflichkeiten und Artigkeiten zugedeckt, Netze wurden ausgestreckt, doch der Junggeselle fiel nicht in die Falle und stürzte nicht in die Grube, ging nicht in die Schlinge und rannte nicht ins Netz. Eine Dame, die sich besonders Mühe gegeben hatte, unsern guten und muntern Junggesellen zu entjunggesellen, schrieb ihm eines Tages voll Unmut und Ungnade: „Wissen Sie, dass Sie sehr unhöflich sind? Wissen Sie, dass es scharmante Leute gibt, die berechtigt sind, von Ihnen zu sagen, dass mit Ihnen nichts anzufangen sei? Wissen Sie, dass man allgemein über Ihr Betragen, das sehr absonderlich ist, die Achsel zuckt und den Kopf schüttelt? Man glaubte sich einreden zu dürfen, dass Sie unglücklich seien, nun sind Sie aber scheinbar ganz glücklich und vergnügt. Statt

D 44

herzlich froh zu sein, dass reizende und nette Leute Sie aus dem Kerker des Junggesellenstandes zu erlösen versuchten, spötteln und lächeln Sie wohl gar noch! Das ist nicht fein, leben Sie wohl. Ich überlasse Sie der Menge von Vorwürfen, die Sie sich zu machen haben. Ihr Betragen muss von niemand anderem so aufrichtig bedauert werden, wie von Ihnen selber.“ – „Gnädige Frau“, schrieb der standhafte Junggeselle anmutig und manierlich zurück: „Ich vermag nicht einzusehen, wie ich mir irgend einen Vorwurf zu machen hätte. Gnädige Frau werden mir gütig erlauben, zu bemerken, dass ich mir unmöglich einreden darf, es habe irgend jemand an der rein menschlichen Verfassung, die ich vergegenwärtige, ein Interesse. Ich beklage die sehr unangenehme und bedauerliche Tatsache, dass sich nette und scharmante Leute meinethalb umsonst angestrengt haben; verantwortlich kann ich mich jedoch hiefür ganz unmöglich fühlen. Ich bin so frei, Sie daran zu erinnern, dass ich als Mann von einiger Bildung entschlossen sein muss, zu denken, ich sei fähig, für mein Wohlergehen jederzeit selber zu sorgen.“

D 45

Schwendimann.

Einmal war ein sonderbarer Mann. Hallo, hallo, was denn für ein sonderbarer Mann? Wie alt war er, und woher kam er? Das weiss ich nicht. So kannst du mir vielleicht sagen, wie er hiess? Er hiess Schwendimann. Aha, Schwendimann! Gut, sehr gut, très bien, très bien. Fahre also fort, wenn es dir gefällt und sage uns: was wollte denn der Schwendimann? Was er wollte? Hm, das wusste er wohl selber nicht recht. Er wollte nicht viel, aber er wollte etwas Rechtes. Was suchte, nach was forschte Schwendimann? Er suchte nicht viel, aber er suchte etwas Rechtes. Zerfahren, verloren in

8 irgend einen] irgend ein D

weiter Welt war er. So, so? Verloren? Aha, zerfahren! Grosser Gott, wo hinaus soll es denn mit dem armen Mann? Ins Nichts, ins All oder in was sonst? Bange Frage! Alle Leute schauten ihn fragend an, und er die Leute. O wie ängstlich, wie kläglich! Er ging so da-
5 hin, matt und schwerfällig, mit wankenden unsicheren Schritten, und die Schulkinder liefen ihm mutwillig nach und neckten und fragten ihn: „Was suchst du, Schwendimann?“ Er suchte nicht viel, aber er suchte das Rechte. Mit der Zeit hoffte er das Rechte schon zu finden. „Das wird sich finden“, murmelte er in seinen zer-
10 zausten schwarzen Bart. Schwendimanns Bart war ganz struppig. So, so? Struppig? Sessa! Voilà! Ausgezeichnet. In der Tat! Hochinteressant! Mit eins und so stand er vor dem Rathaus. „Mir ist weder zu helfen noch zu raten“, sagte er, und da er seines Wissens im Rathaus nicht das geringste zu suchen hatte, so ging er sachte
15 weiter und kam vor das Armenhaus. „Ich ^hbin wohl arm, aber ich gehöre nicht ins Armenhaus“, dachte er und ging fleissig weiter, und nach einer Weile kam er unvermutet vor das Spritzenhaus. „Es brennt nirgends!“ machte er und ging mürrisch weiter. Einige Schritte weiter kam das Pfandhaus. „Ich habe in Gottes weiter
20 Welt nichts zu pfänden“, und eine kleine Strecke weiter das Badhaus. „Ich brauche nicht zu baden!“ Als er nach einiger Zeit vor das Schulhaus kam, sagte er: „Die Zeiten, wo ich zur Schule gegangen bin, sind vorüber“, und ging leise weiter, indem er den sonderbaren Kopf schüttelte. „Mit der Zeit komme ich schon vor das
25 rechte Haus“, sagte er. Nicht lange und so stand Meister Schwendimann vor einem grossen, finstern Gebäude. Es war das Zucht- haus. „Ich verdiene nicht Strafe, ich verdiene etwas Anderes“, sprach er dunkel vor sich hin und marschierte weiter und gelangte bald vor ein anderes Haus, nämlich vor das Krankenhaus, wo er
30 sagte: „Ich bin nicht krank, ich bin anders. Ich habe keine Krankenpflege nötig, ich habe etwas ganz Anderes nötig.“ Schwankend ging er weiter, heller, heiterer Tag war's, die Sonne blitzte und die hübschen Strassen waren voll Leute, und das Wetter war

so säuberlich, so freundlich, aber Schwendimann achtete nicht auf das schöne Wetter. Da kam er vor das Elternhaus, vor das liebe Haus der Kindheit, vor sein Geburtshaus. „Ich möchte wohl wieder ein Kind sein und Eltern haben, aber die Eltern sind gestorben und die Kindheit kommt nicht wieder zurück.“ Zögernd mit bedächtigen Schritten ging er weiter und sah das Ballhaus und nachher das Kaufhaus. Vor dem Tanzhaus sagte er: „Ich mag nicht tanzen“, und vor dem Kaufhaus: „Ich kaufe und verkaufe nichts.“ Da wurde es allmählich Abend. Wohin gehörte denn eigentlich Schwendimann? Ins Arbeitshaus? Er hatte keine Lust mehr, zu arbeiten. Oder ins Freudenhaus? „Lust und Freude sind mir vergangen.“ Nicht lange ging es und so stand er vor dem Gerichtshaus, und da sagte er: „Ich brauche keinen Richter, ich brauche etwas Anderes.“ Vor dem Schlachthaus meinte er: „Ich bin kein Schlächter.“ Im Pfarrhaus hatte er seines Bedünkens nichts zu schaffen, und im Schauspielhaus haben Leute wie Schwendimann kaum etwas zu suchen, auch ins Konzerthaus treten solche Leute nicht. Still und mechanisch ging er weiter, vermochte kaum die Augen offen zu behalten, so müde war er. Es war ihm, als schlafe er, als marschiere er im Schlafe. Wann kommst du wohl vor das rechte Haus, Schwendimann? – Geduld, das wird sich finden. Er kam vor ein Trauerhaus. „Ich bin wohl traurig, aber ich gehöre nicht ins Trauerhaus“ und ging weiter; kam vor das Gotteshaus und ging wortlos weiter und kam vor ein Gasthaus, wo er sprach: „Ich bin kein guter Gast, und niemand sieht mich gern,“ und ging seinen Weg weiter. Endlich, nach beschwerlicher Wanderung, nachdem es schon dunkel geworden war, kam er vor das rechte Haus, und sobald er es sah, sagte er: „Endlich habe ich gefunden, was ich suche. Hier hinein gehöre ich.“ Ein Gerippe stand an der Türe, er fragte: „Darf ich wohl hier eintreten, um auszuruhen?“ Das Gerippe grinste auf das freundlichste und sagte: „Guten Abend, Schwendimann. Ich kenne dich wohl. Komm nur herein. Du bist willkommen.“ Er trat in das Haus hinein, das am Ende jeder fin-

det, und wo nicht nur für ihn, sondern für Alle Platz vorhanden ist, und wie er hineingekommen war, sank er um und war tot, denn er war ins Totenhaus gekommen, und hier hatte er Ruhe. D 48

Ich habe nichts.

5 Sorglos und heiter, wie nur ein rechter Habenichts sein kann, wanderte eines Tages durch das schöne grüne Land ein guter Bursche mit einer dummen Nase. An Busch und Baum, an Haus und Hof vorbei, durch Wald und Feld ging er vergnügt, leicht, froh und nett dahin, und weil er ein so gutmütiges Gesicht hatte, so
10 grüssten ihn alle Leute überaus freundlich, und das war natürlich dem Burschen nichts als recht. Er war aber auch einer, der es mit allen Geschöpfen, sei's Mensch, sei's Tier, herzlich gut meinte, und hold gesinnt war er der ganzen Welt, und das sahen ihm die Leute an, die ja immer sogleich alles von Weitem merken. Ehrbar
15 und leise sagte er jedermann sein: Guten Abend, denn der schöne Edelknabe Abend schlich mit Goldhänden und Goldaugen bereits zwischen den Häusern und Bäumen herum, und aus nah und fern tönte der Klang der Glocken. Wie nun der Bursche an einer Wiese vorbeiging, streckte ihm ein Kälbchen seinen Kopf dar und
20 gab ihm zu verstehen, dass es etwas von ihm haben wolle. Oder vielleicht wollte es Freundschaft mit ihm schliessen, ihm etwas sagen, ihm etwas von seinem Kälbchenleben erzählen. „Ich habe nichts, du gutes Tier. Gern gäbe ich dir etwas, wenn ich etwas hätte,“ sagte der Bursche und ging weiter, aber im Weitergehen musste er immerfort an das Kälbchen denken, das etwas von ihm haben wollte. Etwas später ging er an einem prächtigen Bauernhaus
25 vorbei, das am Waldrand lag. Da rannte mit lautem Gebell ein grosser Hund gegen ihn los, dass er ganz ängstlich wurde. Aber die Ängstlichkeit war überflüssig; der Hund sprang wohl hoch an ihm auf, aber nicht zornig, sondern freundlich, und das Gebell D 49

war die deutliche Kundgebung der Freude, und die gute Bäuerin hätte nicht nötig gehabt, dem Tier von weit her zuzurufen, es solle nicht Leute so unmanierlich anfallen. „Was willst du von mir, du gutes Tier? Ich sehe wohl, dass du etwas von mir haben möchtest, aber ich habe leider Gottes nichts. Gerne gäbe ich dir etwas, wenn ich etwas hätte,“ sagte der Bursche, den der grosse Hund in den Buchenwald hineinbegleitete, als wolle er Freundschaft mit ihm schliessen und ihm von seinem Tierdasein allerlei erzählen. Als indessen der Hund sah, dass sein Freund weiter und weiter ging, hielt er mit Begleiten inne und kehrte wieder zum Bauernhaus und zu seiner Pflicht zurück, und der Bursche wanderte weiter, aber im Weiterwandern musste er immerfort an den Hund denken, der sich so zutraulich an ihn anschloss und der gewiss etwas von ihm haben wollte. Nach einer guten Weile, unten im Tale, traf der Bursche auf der schönen breiten Landstrasse eine Ziege an, die, als sie ihn sah, sogleich auf ihn zukam und sich ihm freundlich zugesellte, wie wenn sie ein freundschaftsbedürftiger Mensch wäre und ihm Vielerlei aus ihrem armen Ziegenleben hätte anvertrauen wollen. „Du möchtest wohl etwas von mir haben, aber ich habe nichts. Gerne gäbe ich dir etwas, wenn ich etwas hätte, du gutes Tier,“ sagte er voll Mitleid und ging weiter, aber im Weitergehen musste er immerfort an die Tiere denken, die etwas von ihm haben wollten, an die Ziege, an den Hund und an das Kälbchen, die da Freundschaft mit ihm hatten schliessen und ihm von ihrem stummen, geduldigen, dumpfen Dasein hatten erzählen wollen, die keine Sprache haben und nicht reden können, die zum Nutzen der Menschen gefangen und geknechtet in der Welt stehen, denen er gut war, wie auch sie ihm wieder gut waren, die er von Herzen gern mit sich genommen hätte, die ihn vielleicht gerne weithin begleitet hätten, die er gerne aus dem engen armen Tierreich in eine freiere, bessere Existenz hätte hinüberziehen helfen mögen. „Aber ich bin ja nichts, kann ja nichts, habe in Gottes Namen nichts, und in dieser weiten grossen Welt bin ich nur ein

armer, schwacher, machtloser Mensch,“ sprach er, und wie er die Welt so schön sah, und wie er so an die Tiere dachte, und daran, dass er und alle seine Freunde, Menschen und Tiere, so hilflos seien, konnte er unmöglich weitergehen. Er legte sich, unweit
5 von der Strasse, in die Wiese, um sich satt zu weinen, so ein dummer Bursche!

Kleine Prosa

von

Robert Walser

*Wandverzierungen von Karl Walser im Landhause
des Verlegers S. Fischer.*

Der Maler stellt sich das Leben eines Dichters vor, entnimmt dem-
 5 selben die wichtigsten Momente, um sie in ruhiger Reihenfolge,
 Bild für Bild, in aller Sorgsamkeit und Behaglichkeit auf die
 Wandfläche zu zaubern. Zwischen den Bildstücken, die das Leben
 ergeben, würde freilich vieles liegen, das umständlich erzählt wer-
 den müßte. Briefe und Gespräche wären zu erwähnen, Bekannt-
 10 schaften und Erfahrungen würden hervorzuheben sein. Stunden
 der Sehnsucht, der Leere, der Langweile oder Stunden der Ein-
 kehr, der Besinnung, des Erstaunens über sich selber würden
 deutlich gemacht und sehr aufmerksam erklärt werden müssen.
 Auch hat jedes Leben ja sein fast Unsagbares, Unbeschreibbares.
 15 Das Entzücken, das Glück sowohl wie das Erstarren und das Un-
 glück müßten in sorgsame Prüfung und Berücksichtigung gezo-
 gen werden. Lust und Trauer, Ermunterungen und Enttäuschun-
 gen, Aufrichtungen und Demütigungen würden eine farbenvolle, D 4
 wechselreiche Rolle spielen. Wandlungen, Charakteränderungen
 20 kämen gewaltig in Betracht. Zahlreiche Örtlichkeiten und Gestal-
 ten gelangten zu unleugbarer Bedeutung. Dies alles ist wohl
 schon oft in Büchern, die man entweder sozusagen nur einmal
 oder vielleicht überhaupt nicht liest, auseinandergebreitet wor-
 den. Schade um die Mühe, die man an ein Buch vergeudet, das
 25 ungelesen zur Seite geschoben wird. Der Maler stellt in acht bis
 neun überaus lebhaften und reizvollen, länglich-ovalen Bildern
 ein Dichterleben dar, dem offenbar der Reife- und Alterszustand
 fehlt; es ist dies ein Zug von träumerischer, gleichsam blumen-
 dufthafter Romantik. Der Dichter stirbt früh, und dem Maler
 30 kann das Recht durchaus nicht abspenstig gemacht werden, ihm

Vgl. Kunst und Künstler, Jg. IV, H. II, 6.11.1905, S. 53–58 [KWA II 4].

rascher als es vielleicht in Wirklichkeit geschähe ein Ziel zu setzen. Ich halte mich hier streng und im übrigen ganz bequemlich an das, was mir die Kunst und die Erfindungsgabe des Malers vorbildlich darbietet und will der Reihe nach nun jedes einzelne
D 5 Wandstück mit so artigen und ungezwungenen Worten, wie ich sie aufzustöbern imstande sein werde, zart und achtungsvoll begleiten:

Der Schwan.

In einer kleinen Stadt mit reizender, naturreicher Umgebung wächst ein schöner, zarter Knabe unter liebevoller Obhut auf, den
10 jedermann, wenn er ihn an der Hand der Mutter, des Vaters oder des Erziehers spazieren sieht, lieblosen möchte. Man nimmt an, daß er vermöglicher, gebildeter Eltern Kind sei, daß er eine fast nur zu feine, zu sorgsame und zu zarte Erziehung erhalte und daß Spielsachen aller Art, kindlicher Komfort, hübsche Kleider ihn
15 umgeben. Mit seinen weichen blonden Locken spielen die Hände zärtlich gesinnter Erwachsener, und es mag sein, daß Tanten den jungen Burschen verhätscheln. Hinter dem von den Eltern bewohnten Landhaus breitet sich, so darf man sich wohl einbilden, ein schöner alter Garten aus, worin sich unter hochherabhängenden
20 Zweigen und Ästen ein kleiner Teich befindet, den zwei bis drei Schwäne auf die anmutigste Art beleben. Natürlich liebt der Knabe diese Schwäne, und er geht öfters an den zierlichen Rand des Wassers, um kindlich über die vermeintliche Tiefe desselben nachzudenken. Sein eigenes Sinnen und Erwägen kommt dem
D 6 Kinde bezaubernd vor, und indem er sich diesem Zauber überläßt, ist er bereits reifer als er selber ahnt, und älter als er scheint. Das schwärzlich-grünliche Wasser macht ihm den Eindruck des Unergründlichen, und er empfindet einen ebenso unbegreif-

lichen wie angenehmen und zarten Schauder davor. Er lockt die Schwäne mit irgend etwas Eßbarem in seine Nähe. Vorübergehend ist zu erwähnen, daß der Maler seine Figuren in das Kostüm vom Jahr 1830 eingekleidet hat, wodurch die Bilderfolge etwas besonders Graziöses erhält. Dunkel und fern fühlt und sieht der Knabe die Schönheit der Schwäne, er bemerkt und sieht aber immerhin mehr nur den Gegenstand als dessen Schönheit. Jenen sieht und diese fühlt er mehr. Ebenso muß ihm die Schönheit der Landschaft eigentlich noch fremd sein. Wohl genießt er das Land und den elterlichen Garten, aber wohl einstweilen nur auf Knabenart. Sein Auge sieht Verstecke und Plätze, Licht und Schatten. Er geht zur Schule und befreundet sich mit gleichaltrigen Kameraden. Er wird nach und nach anders, geht nicht mehr zu den Schwänen; andere Dinge locken und fesseln ihn, er kritisiert, liest Bücher, lernt fremde Sprachen. Er treibt sich als jugendlicher Elegant in den Gassen der Stadt herum, lernt heimlich das Treiben und Leben in dunkeln Kneipen kennen, die die aufblühende Phantasie seltsam reizen. Er mißt seine Körperkräfte in Spiel und Händel an denen der Mitschüler, und bei Gelegenheit lernt er Sympathie und Abneigung voneinander unterscheiden. In der Schule hat er Erfolg, er zeigt sich jedoch mehr talentiert als fleißig, verläßt sich größtenteils auf seinen guten lebhaften Kopf, findet an einer gewissen großzügigen Liederlichkeit Geschmack, glaubt den Fleiß als hausbackene Ängstlichkeit verächtlich machen zu dürfen. Elterliche Einwendungen zu mißachten hält er für keineswegs unschön und unklug, Übermut und Waghalsigkeit kommen ihm als schön, vorsichtige Aufführung und emsiges Streben als das Gegenteil vom Schönen vor.

Freundschaft.

Dieselbe hat einen mächtigen Reiz für ihn, er genießt sie in jeder erdenklichen Hinsicht. Er kennt und genießt den hohen Reiz,

den Spaziergänge in Gesellschaft eines guten Freundes auf ein jugendliches Gemüt ausüben. In Feld und Wald herumzustreifen, Berghöhen zu besteigen, den Herbstnebel über die Wiesen streichen zu sehen, Holz zu einem Feuer zusammenzutragen, mit den Kameraden rings um das Feuer zu sitzen, der Zauber der Jahreszeiten, besonders der Winter, wenn recht viel Schnee fällt, Seen und Flüsse zugefrieren, das findet er wundervoll, ist entzückend für ihn, das schöne Geheimnis der Freundschaft versucht er sich zu erklären, überläßt sich aber immer wieder lieber dem Geheimnisvollen und Unaufgeklärten, dem holden willkommenen Unerklärlichen. Er und seine Freunde sind mutig, berauschen sich an der blitzenden, hellauflodernden Flamme des ins Leben hinausbegehrenden und -drängenden Jünglingsmutes.

D 9

Die erste Reise.

In der Tat reist er jetzt in die weite Welt hinaus, und merkwürdig genug kommt ihm das vor. Eltern und Verwandte scheinen den angehenden Weltmann mit ziemlich viel Reisegepäck, überflüssigen Notwendigkeiten ausgestattet zu haben. Hoch oben auf dem Hochplateau der Reisekutsche, die ein entzückendes altväterisches Fuhrwerk ist, thronen die vollbepackten Koffer. Der Reisende nimmt Abschied und steigt kühn in den Wagen, der ihn einem reichen Leben entgegentragen soll. Später, schon in voller Fahrt, nimmt er nochmals Abschied von Allen, nämlich dadurch, daß er mit seinem Taschentuch nachwinkt, was immerhin recht gut wirkt. Was wird aus ihm werden? denken die Eltern. Die Welt ist bildhübsch, wenn man sie vom Fenster einer Reisekutsche aus behaglich betrachtet. Nette, freundliche Wolken flattern dem Wagen munter nach, und der Kutscher oder meinetwegen Lokomotivführer ist ein während der Fahrt pfeiferauchender, überaus trockener und gemüthlicher Mann, der sicher seine hübsche Pflicht in jeder Beziehung tut. Rolle nur munter zu, lieber Wagen! Die

D 10

Räder knarren auf der harten Landstraße, vor den zurückschauenden Blicken versinken Stadt, See und Land, neue Ländereien tauchen prächtig blitzend auf, der Reisetag und -Morgen ist herrlich, Erde und Himmel leuchten und schimmern und glitzern, daß es
5 ein Vergnügen ist. Alles ist so warm, so gut, so wohlwollend und so frei. Vögel singen ihr Morgenlied hoch in der bläulich-weißlichen Sommerluft; Häuser, Bäume erscheinen und verschwinden; immer Neues, Anderes kommt daher, Menschen, Wagen, Hütten, Schlösser, Felder, Wälder, Äcker, und ich weiß nicht was alles.
10 Gute Reise auf jeden Fall! Ein Wegweiser, der eckig am Weg steht, sagt das, und er meint, was er sagt, hoffentlich auch aufrichtig. „Fahr zu, fahr zu! Du wirst schon an eine Ecke anrennen!“ Hat das eine Art, ist das eine Manier, so zu reden? Wer redet denn eigentlich so? Ei, der böse eckige Wegweiser. Gott, man muß ihn halt
15 brummen und murmeln lassen. Er war nie in Paris und weiß daher von gutem Benehmen und von artigen Manieren wenig. Was da nur immer wieder kommt und geht, gurgelnde, murmelnde Bäche, kleine hübsche Pfützen. Alles wechselt schnell ab. Nun, so wollen auch wir uns Abwechslung verschaffen und daher den Wagen fahren lassen. Au revoir! Denn in der Tat, wir haben auch noch
20 an Anderes zu denken. Bitte sehr und empfehl mich sehr, leben Sie herzlich wohl und lassen Sie es sich so gut gehen als Sie wollen, mein Herr Weltreisender. Das wird ja schon an irgend einer Ortschaft anhalten.

25

Der fahrende Sänger.

Er dürfte nun die Hochschule besuchen, kommt aber infolge vielleicht einer ihm angeborenen Genialität zu rasch fort, bildet sich dies jedenfalls ein und scheint in gewissem Sinn seinen Lehrern an Geist und Weltauffassung, auf einer einzigen Seite wenigstens, überlegen zu sein. Wir vermuten das, denn wir haben
30 eine derartige Vermutung oder Voraussetzung nötig. Wie sollte

sonst der wilddahinfahrende Sänger erklärt werden? Er schien sich selber und seine gesamte Umgebung zu überflügeln, etwas Adlerhaftes, das in ihm sich regte, trug ihn hoch über alles Mit-
D 12 telmäßige in sonnige, l¹wolkige Höhen hinauf. Er findet an den Wissenschaften etwas Trockenes, sie lähmen, hemmen seinen 5
Flug, der ihm zum Bedürfnis geworden ist. Ein Glück und zugleich ein Unglück zeichnen den jungen Mann vor andern jungen Männern aus. Die Weisheit kommt ihm lächerlich vor. Sein Seelenfeuer erzählt ihm wundervolle Geschichten, und es treibt ihn zu den Erlebnissen hin. Seine zwanzig Jahre stürzen, stür- 10
men über jede Regel, jede Ordnung, jedes weiche Bedenken und Betrachten weg, ihm ist das Menschenleben geheimnisvolle Herrlichkeit, und er schließt sich an Leute an, die nichts als Menschen sind. Seine Irrtümer sind ihm unabweisbare Bedingungen, auf seine raschen Meinungen gründet sich seine Anschauung 15
von Welt und Dingen. Leben heißt Weisheit. Die feuerroten Wellen fassen ihn und zwingen ihn, mit den heraufsteigenden und herabfallenden Wogen fortzuschwimmen. Tage und Nächte werden ein schäumendes, berauschendes, göttlichschönes Ganzes. Alles ist zusammenhängend, unzertrennlich. In den Nächten ist 20
es der Mond, und am Tag ist es die Sonne, die ihn beglücken und
D 13 begeistern. Er liebt die Musik und wird ein fahrender Student, der schwärmend und musizierend das Land durchstreift und durchwandert. Manche Leute geben ihn preis und halten ihn für verloren. Da ihn die Natur berauscht, übernachtet er in einsamen 25
wilden Spelunken, Schenken oder unter hohen Bäumen im Freien, unter den Sternen, die zu dem wilden, ungezügelten Gesellen freundlich herunterblinzeln. Welten scheinen ihn zu umklingen, der eiserne, eherne Geruch des Ewigen umwittert und umduftet ihn, Gestirne und Erde scheinen zu singen, zu tanzen, er 30
atmet Gottes Bedeutung mit Wollust ein und schläft in der Finsternis auf seinem Moosbett ein, während ihn die Nachtlüfte umrauschen, und in seinen Schlaf fällt der Schrei irgend eines

Nachttieres, und in wunderbaren Träumen hört er das Dasein
donnernd posaunen. Ungeteilte unumwundene Natur treibt ihn
dahin und dorthin, umklammert, umbraust ihn. Der Mond wird
ihm zum Freund und die Sterne werden ihm zu Kameraden.
5 Längst gibt er es auf, bei kluger Verfassung zu erscheinen. Soge-
nannte Weltklugheit ist ihm unerträglich, er verabscheut |diese D 14
Maske. All dem Gesagten gegenüber verlangt es ihn mitten im
wilden Treiben wieder nach Hause, wo er daheim sein könnte, er
empfindet eine Art Bedürfnis, mit den Eltern zu reden, fromm,
10 gut und sanft zu sein, artig und gerecht mit den Menschen. Die
Gitarre am Rücken, irrt er nur noch gezwungen, verirrt in der
Welt umher, sein unsicheres irrlicherhaftes Sehnen vergeblich
verschwendend. Er möchte geordnet, gefestigt sein und kann es
15 nicht. Ein Nebel umgibt ihn, und er verliert sich in den dichten
Ungenauigkeiten. Des Trotzes, des Übermutes ist er müde ge-
worden, er sagt sich, daß er die Kraft nicht habe, kalt und trotzig
zu bleiben. Die Seele erwacht ihm, er fühlt, daß er erst jetzt
Mensch und Mann werden solle, er wird ein Träumer, still und
besonnen geht er einher, und er erscheint jetzt den Leuten als
20 Müßiggänger. Niemand mutet ihm ernste, gute Absichten zu. Er
geht unter Menschen, aber sie stoßen ihn ab, sie freuen ihn eben-
sowenig wie er sie. Sie sagen ihm Wahrheiten, d. h. sie sagen ihm
Dinge, die er sich längst tausendmal selber sagte. Er kränkt die
Menschen, wie sie ihn kränken. Unter |kleinen Kindern, unter D 15
25 den Verachteten und Armen fühlt er sich wohl. Der Glanz und
das Blenden in den Salons sagen ihm nichts, er vermag sich nichts
davon zu versprechen. Während ihn die Kleinen lieben, weil sie
seine Haltung, seine Miene und seine Sprache verstehen, machen
ihm die Erwachsenen kalte Vorwürfe und verhalten sich ihm
30 gegenüber ablehnend.

Die Begegnung.

Mit seinen Gaben hatte er Frauen, die er nicht weiter zu achten
brauchte, vielfaches Vergnügen gemacht. Eines Tages jedoch be-
gegnete er, es ist heller blendender Mittag, auf vornehmer Pro-
menade, einer jungen schönen Dame, wie sie, ihre knisternden 5
Röcke zierlich hebend, eben eine imposante Treppe besteigt. Er
bleibt, wie vom Donner getroffen und vom Blitzstrahl berührt,
stillstehen und grüßt. Sein ganzes Wesen bebt, er will sprechen,
aber er bringt kein Wort über die Lippen, und die Zunge, sonst
seine geschmeidige Dienerin, versagt ihm den Dienst. Ein un- 10
endlicher Schmerz, der mit Empfindungen der Kindheit ver-
mischt ist, fällt über ihn her. Er liebt! Die Erde, die Luft, die Welt
umarmen ihn. Sorglos und lächelnd will ihm plötzlich alles er-
scheinen. Er macht sich der Dame bemerkbar, sie jedoch hat nur
einen befremdenden, geringschätzigen Blick für ihn. Er sieht sie 15
hinter Büschen, hinter Türen verschwinden. Lange bleibt er in
der harrenden Stellung, doch die Frau bleibt seinen Augen ent-
schwunden. Müde geht er endlich fort.

Unglückliche Liebe.

Er sucht sie, hat nur sie vor den Augen. Ihre stets gegenwärtige 20
Erscheinung macht ihn krank. Er schreibt Briefe, die voll rasender
Zärtlichkeit sind, aber sie bleiben unbeantwortet. Wir sehen den
Elenden mit in die Ellbogen gestütztem Kopf matt und abge-
härmt auf einer Ruhebänk sitzen, stöhnend, wie es kaum für einen
Mann, wohl aber immer für einen unglücklich Liebenden sich 25
schickt. Er stellt ganz und gar nur ein Häufchen arme nichtbeach-
tete Anhänglichkeit dar. Er selber stützt sich auf keine andere
Hoffnung mehr als auf eine einzige, die aber hoffnungslos ist. So
ist also seine einzige Aus- 30
sicht aussichtslos. Armer Mann! Indessen
hat er angefangen, sein Leid in Gedichten zu beschreiben, der 30

schaffende Künstler, der Dichter steigt aus seinem Unglück hervor. Eine neue Not löst langsam die bisherige auf. Der dichtende Mensch, der er nun ist, lernt er all sein bisheriges Leiden, Lieben und Leben als kostbaren Erinnerungsreichtum schätzen. Leiden und Freuden geben ihm gleicherweise zu schaffen. Er vergißt sein Persönliches um der Dichtkunst willen.

In der Not.

Er schließt sich, der er sich nun entdeckt hat, und da er arm geworden ist, in eine Dachstube ein, um nur für seine Kunst zu leben.
10 Wenn es elender und trostloser um ihn herum wird, so merkt er es kaum. Sein ärmliches Zimmer erscheint ihm fürstlich schön, da es alle seine Dichterträume einschließt. Mit allem Verkehr hat er aufgehört. Sein Tisch, sein Bett, der Ofen und die Lampe sind ihm lieb. An der schlechten Tapete hat er Freude, weil alle seine guten
15 Gedanken darin verwoben sind. Er arbeitet in einem langen gelben Rock. An der Wand hängt sein Hut. Er hat das lebhafteste Gefühl seines baldigen Todes. Auf dem Waschtisch stehen Waschkanne und Waschbecken. Das Ofenrohr sieht sehr defekt aus. Der Boden ist voll umherverstreuter Manuskripte. Ein fertiges Werk
20 guckt aus des Schreibenden Rocktasche hervor. Das Bett ist recht schmal, dürftig, lang und dünn. Das breite Fenster gewährt eine hübsche Aussicht.

D 18

Die Unsterblichkeit.

Auf vielfach gewundenen, verschlungenen Wegen langt der Dichter am hochgelegenen, von Götterlüften umlispelten, tempelgeschmückten, freuden- und ruhmreichen Ort der Unsterblichkeit an. Frauen lesen mit Entzücken seine im Druck erschienenen gesammelten Werke. Junge schöne Mädchen beweinen seinen tragischen Untergang usw., und wenn man tüchtig aufs Zeug klopft,

na ja! so fällt vielleicht noch sonst irgend etwas heraus. Wir wollen sehen. Wer weiß, ob sich nicht irgendwo noch etwas räuspert. Einstweilen sind wir ganz zufrieden. Alles übrige wird sich finden.

D 19

Plauderei.

Wie kommen Autoren von Skizzen, Novellen und Romanen 5
in der Regel des Weges daher? Die Antwort ist leicht, sie lautet:
Ziemlich verwehrlost!

Gibt es etwa hie und da Ausnahmen?

Gewiß gibt es Ausnahmen, und zwar insofern, als es Schriftsteller 10
gibt, die in alten Landhäusern wohnen, wo sie neben dem eigentlichen Autorgeschäft eine ausgedehnte, ertragreiche Milch-, Vieh- und Landwirtschaft betreiben. Des Abends, beim Schein der Lampe, setzen sie ihre Einfälle oder Eingebungen aufs Papier, d. h. sie brauchen das nicht eigenhändig zu tun, sondern diktieren sie entweder ihren Gattinnen oder einem hübschen Schreib- 15
maschinenfräulein, um sie säuberlich niederschreiben zu lassen. Es entstehen auf diese Weise ganze spannende Kapitel, die freilich langsam, dafür aber nur um so sicherer, zu Bänden anschwellen, welch letztere womöglich später den Markt beherrschen.

In was für Wohnungen wohnen im allgemeinen Herren Ver- 20
fasser?

D 20 | Hierauf darf und kann folgendes geantwortet werden: Es gefällt ihnen unter Umständen in hochoberen aussichtsreichen Dachstuben am besten, denn von da aus genießen dramatische sowohl wie epische und lyrische Dichter den freiesten und reichsten 25
Blick über die Welt. Den fälligen Mietzins bezahlen sie doch wohl hoffentlich jeweilen so pünktlich wie möglich.

*Vgl. Vossische Zeitung, Nr. 21, Abendausgabe, 12.1.1917, S. 2–3 (unter dem Titel „Dichter“)
[KWA II 6].*

Einheizen lassen Schriftsteller ihre dramatischen und mathematischen, grübelnden und philosophierenden Stuben äußerst selten. Sie sind nämlich der Ansicht, daß sie, wenn sie im Sommer schwitzen müssen, dafür im Winter zur Abwechslung ganz gut
5 ein wenig frieren können, und sie schicken sich in die Hitze sowohl wie in die Kälte mit wunderbarem Talent. Fangen ihnen, während sie sitzen und schreiben, die Gliedmaßen, wie Arme, Hände und Beine, an steif zu werden, so hauchen sie ganz einfach gelegentlich mit erwärmendem Atem an die Tatzen oder Finger,
10 oder sie brauchen ja nur für eine kleine Weile vom Schreib- und Geistertisch aufzustehen und die eine oder die andere zweckentsprechende Körperbewegung zielbewußt auszuführen, wodurch sich sicher das erforderliche Quantum Körperwärme ganz von selber einfinden wird. Die etwa abhandengekommene Gliederge-
15 lenkigkeit wird wieder vorhanden sein und der allfällig etwas ermüdete und erschlaffte Geist wird von neuem heftig zirkulieren, denn Turnen und Leibübungen wirken bekanntermaßen überaus erfrischend und belebend. Im übrigen sind wir überzeugt, daß eifriges geistiges Schaffen, künstlerische und dichterische Glut,
20 feuriger Entschluß, Beharrlichkeit im Arbeiten, leidenschaftliche Liebe zur Sache, und das edle, erhabene Gefühl der Pflichterfüllung jederzeit einen glühenden Ofen vollständig zu ersetzen vermögen.

Ich kannte einen Verfertiger von feinsten und schönsten Ver-
25 sen, von dem ich melden kann, daß er zeitweilig in der Badestube einer Dame von Welt hauste und logierte. Er wird sich indessen, so nehmen wir an, jeweilen anstandshalber aus dem Staube gemacht haben, sobald die Gnädige zu baden beliebte. Wir brauchen hieran nicht zu zweifeln, da wir wissen, daß Dichter sämtliche
30 Gesetze des feineren Anstandes bis aufs Tüpfchen nicht nur kennen, sondern auch befolgen. Der Dichter fühlte sich in der

5 ein wenig] einwenig D

Badestube ungemein wohl aufgehoben, er schmückte und dekorierte sich den eigentümlichen Raum auf eine phantasievolle Art mit alten Röcken, Tüchern, Fetzen und Teppichresten mit wahrem Behagen aus, und wenn ich mich nicht irre, so behauptete er steif und fest, er wohne arabisch. Du liebe Zeit! Was doch Phantasie für ein nettes, reizendes, beglückendes Geschöpf ist. 5

Als sicher gilt, daß Schriftsteller mindestens ebensogut, wenn nicht noch besser schuhputzen und stiefelwischen können, wie Gesetze entwerfende Regierungsräte. Wahrheit ist, daß mir einmal ein wirklicher und echter Regierungsrat gestand, daß er mit dem größten Vergnügen regelmäßig seine und seiner lieben Frau Gemahlin Stiefel oder Schuhe reinige, instand stelle und putze. Wenn befehlende oder doch wenigstens Verfügung und Anordnung treffende Regierungsräte, Leute also, die hohe Ämter bekleiden und in den denkbar schönsten Stellen sitzen, keinerlei kleinliche Bedenken tragen, schuhzuputzen, so liegt es auf der Hand, daß jeder Autor von Büchern, die bleibenden Wert besitzen, eine Arbeit freudig verrichten darf, die nützlich und außerdem gesund ist, da sie in hohem Grad nervenberuhigend und gemütstärkend wirkt. 10 15 20

Sind Schriftsteller sodann im Entfernen von Spinnweben einigermaßen eingeübt? Man glaubt diese anscheinend etwas absonderliche und merkwürdige Frage ohne lange schwierige Untersuchung, und ohne die geringsten zeitraubenden Umstände zu machen, fröhlich lachend bejahen zu dürfen, denn es ist Tatsache, daß sie ein Spinnnetz so flink zerfetzen und zerreißen können wie das geübteste Kammer- und Zimmermädchen. Sie sind im Zerstören und in der Vernichtung von derartigen hochinteressanten, kunstreichen Baudenkmalern ganz einfach wahre Barbaren, indem sie sich über das Werk der Zertrümmerung diebisch freuen, weil dasselbe, wie sie sagen, sie aufheitert. 25 30

Staub bevorzugt jeder echte Dichter. Liegen doch, wie jeder mann weiß, im Staub und mithin in der schönsten Vergessenheit

gerade die größten Dichter, nämlich die Klassiker, am liebsten be-
graben, die wie feine alte Flaschenweine bekanntlich nur bei ganz
besonders passenden, feierlichen Anlässen aus dem Staub hervor
und damit zu Ehren gezogen sein wollen. D 24

5

Kienast.

Kienast hieß ein Mensch, der von nichts wissen wollte. Schon in
seiner Jugend ragte er durch widerwilliges Wesen unangenehm
hervor. Als Kind bereitete er seinen Eltern und später als Bürger
seinen Mitbürgern vielen Kummer. Zu welcher Tageszeit du mit
10 ihm hättest sprechen wollen, ein freundliches und mitmenschliches
Wort würdest du nie von ihm vernommen haben. Unwillig,
bösaartig war seine Miene, und sein Tun war abstoßend. Kerls, wie
dieser Kienast, glauben sich wahrscheinlich zu versündigen,
wenn sie artig und willfährig zu den Leuten wären. Aber nur kei-
15 ne Angst: er war weder artig noch leutselig. Davon wollte er
nichts wissen. „Dummes Zeug“, brummte er zu allem, das ihn an-
gehen mochte. „Tut mir recht leid, daß ich keine Zeit habe“, pfleg-
te er ärgerlich zu murmeln, sobald jemand mit einem Anliegen
zu ihm kam. Das waren betrogene Leute, die mit einem Anliegen
20 zu Kienast gingen. Sie richteten nicht viel bei ihm aus, denn von
Entgegenkommen war keine Spur bei ihm zu finden. Er wollte
nicht das geringste davon wissen. Sollte Kienast einmal irgend
etwas Gutes tun, etwas, das sozusagen im Interesse der Allge-
meinheit lag, so sagte er kaltherzig: „Leben Sie recht wohl, au re-
25 voir“, womit er sagen wollte: „Lassen Sie mich gefällig in Ruhe“.
Ihn interessierte nur sein eigener Vorteil, und Augen hatte er nur
für seinen höchsteigenen Profit. Alles übrige beschäftigte ihn
wenig oder lieber schon überhaupt gar nicht. Davon wollte er
30 durchaus nichts wissen. Mutete ihm irgend jemand eine Bereit-
willigkeit oder gar ein Opfer zu, so näselt er: „Das fehlte noch“,

womit er sagen wollte: „Lassen Sie mich mit solchen Dingen gütigst ungeschoren, wenn ich bitten darf.“ Oder er sagte: „Behalten Sie mich recht lieb, es wird mich freuen“, oder ganz einfach nur: „Bon soir“. Gemeinde, Kirche und Vaterland gingen ihn scheinbar absolut nichts an. Für Gemeindeangelegenheiten sorgten seiner Ansicht nach nur Esel; wer der Kirche irgendwie nachfragte, war in Kienasts Augen ein Schaf, und für die, die ihr Vaterland liebten, besaß er nicht das leiseste Verständnis. Sage, lieber Leser, der du für die Vater- und Muttergegenden glühest, was meinst du, was man mit den Kienästen tun sollte? Müßte es nicht eine herrliche, ja erhabene Aufgabe sein, sie in aller Eile und mit der gehörigen Sorgsamkeit windelweich zu prügeln? Gemach! Es ist dafür gesorgt, daß derartige Herren nicht ewig unbehelligt bleiben. Einmal klopfte nämlich einer bei Kienast an, der sich scheinbar weder mit dem „Bonjour“ noch mit dem „Bonsoir“, weder mit dem „Dummen Zeug“ noch mit dem „Fehlte noch“, weder mit dem „Habe es leider sehr eilig“ noch auch mit dem „Lassen Sie mich bitte zufrieden“ abweisen lassen wollte. „Komm, ich brauche dich“, sagte der sonderbare Fremdling. „Du bist wirklich köstlich. Aber was fällt denn dir eigentlich ein? Meinst du, daß ich Zeit mit dir zu verlieren habe? Das fehlte noch! Behalte mich recht lieb, es wird mich freuen. Leider habe ich keine Zeit, also leb wohl, au revoir.“ Solches oder ähnliches wollte Kienast zur Antwort geben; wie er aber den Mund auftrat, um auszusprechen, was er im Sinne hatte, wurde es ihm sterbensübel, leichenbleich war er, es war zu spät, um noch etwas zu sagen, es kam kein Wort mehr über seine Lippen. Es war der Tod, der zu ihm gekommen war, da nützte alles nichts. Der Tod macht kurzen Prozeß. Da nützte alles „Dummes Zeug“ nichts mehr und alles schöne „Bonjour“ und „Bonsoir“ hatte ein Ende. Mit dem Hohn und Spott und mit der Kaltherrigkeit war es aus. O Gott, ist solches Leben ein Leben? Möchtest du so leblos, so gottlos leben? So unmenschlich unter den Menschen sein? Könnte jemand

um dich oder um mich weinen, wenn wir wie Kienast gelebt hätten? Könnte dann jemand meinen Tod bedauern? Dürfte nicht dieser oder jener sich über meinen Abschied dann fast freuen?

Gar nichts.

- 5 Eine Frau, die nur eben ein wenig wunderlich war, ging in die Stadt, um für sich und ihren Mann etwas Gutes zum Nachtessen einzukaufen. Schon manche Frau hat Einkäufe gemacht und ist dabei nur eben ein wenig zerstreut gewesen. Neu list also die Geschichte keineswegs; trotzdem fahre ich fort und erzähle, daß die D 28
- 10 Frau, die für sich und ihren Mann etwas Gutes zum Nachtessen einkaufen wollte und zu diesem Zweck in die Stadt ging, mit dem Kopf nicht recht bei der Sache war. Hin und her studierte sie, was sie wohl für sich und ihren Mann Apartes und Feines einkaufen könnte, da sie aber, wie gesagt, nicht recht bei der Sache war und
- 15 ein wenig zerstreut war, so kam sie zu keinem Entschluß, und es schien, daß sie nicht recht wußte, was sie eigentlich wollte. „Es müßte etwas sein, das rasch zubereitet ist, denn es ist schon spät, die Zeit ist knapp“, dachte sie. Gott! Sie war halt nur eben ein wenig wunderlich und hatte den Kopf nicht recht bei der Sache.
- 20 Sachlichkeit und Gegenständlichkeit sind ja recht schön. Die Frau hier aber war nicht sonderlich sachlich, sondern eher ein wenig zerstreut und wunderlich. Hin und her studierte sie, kam jedoch, wie gesagt, zu keinem Entschluß. Die Fähigkeit, einen Entschluß zu fassen, ist recht schön. Die Frau hier aber besaß die Fähigkeit
- 25 nicht. Etwas recht Gutes und Schönes wollte sie für sich und ihren Mann zum Essen kaufen. Zu diesem netten Zweck ging sie ja in die Stadt; aber es glückte ihr einfach nicht, gelang ihr einfach nicht. Hin und her studierte sie. An gutem Willen fehlte es ihr D 29

17 müßte] mußte D

nicht, an guten Absichten fehlte es ihr sicherlich nicht, nur war sie eben ein wenig wunderlich, hatte den Kopf nicht bei der Sache, und daher glückte es ihr nicht. Es ist nicht gut, wenn Köpfe nicht bei der Sache sind, und kurz und gut, zuletzt verleidete es der Frau, und sie ging mit gar nichts nach Hause. 5

„Was hast du Schönes und Gutes, Apartes und Feines, Vernünftiges und Gescheites zum Nachtessen eingekauft?“ fragte der Mann, als er seine hübsche, nette, kleine Frau nach Hause kommen sah.

Sie erwiderte: „Gar nichts habe ich eingekauft.“ 10

„Wie ist das zu verstehen?“ fragte der Mann.

Sie sagte: „Hin und her studierte ich, kam aber zu keinem Entschluß, weil mir die Wahl zu schwer war. Auch war es schon spät, und die Zeit war knapp. An gutem Willen wie an den allerbesten Absichten fehlte es mir nicht, aber ich war mit dem Kopf nicht recht bei der Sache. Glaube mir, lieber Mann, es ist recht schlimm, wenn Köpfe nicht bei der Sache sind. Es scheint, daß ich nur eben ein wenig wunderlich war, und daher glückte es mir nicht. In die Stadt ging ich, und etwas recht Schönes und Gutes für mich und dich einkaufen wollte ich, an gutem Willen fehlte es mir nicht, hin und her studierte ich, aber die Wahl war schwer und der Kopf war nicht bei der Sache, und daher gelang es mir nicht, und daher kaufte ich gar nichts ein. Wir begnügen uns heute einmal mit gar nichts, nicht wahr. Gar nichts ist am raschesten zubereitet und macht jedenfalls keine Magenbeschwerden. Solltest du mir deswegen böse sein? Ich kann das nicht glauben.“ 15 20 25

So aßen sie denn ausnahmsweise oder abwechslungsweise einmal gar nichts zu Nacht, und der gute brave Mann war auch keineswegs böse, dazu war er zu ritterlich, zu manierlich und zu artig. Ein verdrießliches Gesicht würde er niemals gewagt haben zu machen, dazu war er viel zu gut erzogen. Ein braver Ehemann tut so etwas nicht. So aßen sie denn gar nichts und waren beide sehr zufrieden, denn es mundete ihnen ausnahmsweise ausgezeichnet. 30

Die Idee seiner Frau, einmal mit gar nichts vorlieb zu nehmen, fand der brave Gatte ganz reizend, und indem er überzeugt zu sein behauptete, daß sie einen entzückenden Einfall gehabt habe, heuchelte er die größte Freude, womit er freilich verschwieg, wie sehr ihm ein nahrhaftes, rechtschaffenes Nachtessen, wie z. B. ein tüchtiger, tapferer Apfelmilch willkommen gewesen wäre.

D 31

Noch manches andere würde ihm wahrscheinlich besser geschmeckt haben als gar nichts.

So! Dich hab ich.

10 Einer, der seinen Augen nicht traute, schaute eine Zimmertüre an, ob sie zu sei. Wohl war sie zu, und zwar ordentlich, daran war nicht zu zweifeln. Die Türe war ganz bestimmt zu, aber der seinen Augen nicht traute, glaubte es nicht, schnüffelte mit seiner Nase an der Türe herum, damit er rieche, ob sie zu sei oder nicht. Sie war wirklich und wahrhaftig zu. Ohne Frage war sie zu. Offen war sie auf keinen Fall. Sie war auf alle Fälle zu. Zweifellos war die Türe zu. Zweifel waren auf keinen Fall zu befürchten; der aber seinen Augen nicht traute, zweifelte stark, daß die Türe tatsächlich zu sei, obschon er deutlich sah, wie fest sie zu war. Sie war so fest zu, wie

15 Türen fester überhaupt nicht zu sein können, aber der seinen Augen nicht traute, war noch lange nicht überzeugt davon. Heftig starrte er die Türe an, und fragte sich, ob sie zu sei. „Türe, sage mir, bist du zu?“ fragte er, aber die Türe gab keine Antwort. Es war ja auch gar nicht nötig, daß sie antwortete, denn sie war zu. Die Türe war vollkommen in Ordnung, aber der seinen Augen nicht traute, traute der Türe nicht, glaubte nicht, daß sie in Ordnung sei, zweifelte in einem fort, daß sie ordentlich zu sei. „Bist du eigentlich zu oder bist du nicht zu?“ fragte er wieder, aber die Türe gab begreiflicherweise von neuem keine Antwort. Kann man von einer Türe

20 verlangen, daß sie Antwort gibt? Wiederum wurde die Türe miß-

D 32

trauisch angeschaut, um herauszubekommen, ob sie wirklich zu sei. Endlich begriff er, daß sie zu sei, endlich war er überzeugt davon. Da lachte er laut, war ganz glücklich, daß er lachen konnte, und sagte zu der Türe: „So! Dich hab ich“, und mit diesem schönen Wort war er zufrieden und ging an die tägliche Arbeit. Ist so einer nicht ein Narr? Freilich! aber er war eben einer, der an allem zweifelte. 5

D 33 | Einmal schrieb er einen Brief. Nachdem er ihn fix und fertig, d. h. vollständig zu Ende geschrieben hatte, schaute er den Brief schief an, denn er traute wieder einmal seinen Augen nicht und glaubte noch lange nicht, daß er einen Brief geschrieben habe. Der Brief war aber fix und fertig geschrieben, daran war nicht zu zweifeln, aber der seinen Augen nicht traute, schnüffelte, wie bei der Türe, mit seiner Nase am Brief herum, war im höchsten Grad mißtrauisch und fragte sich, ob der Brief nun wirklich geschrieben sei oder nicht. Ohne Zweifel war er geschrieben, ganz bestimmt war er geschrieben, aber der seinen Augen nicht traute, war keineswegs überzeugt davon, roch vielmehr, wie gesagt, vorsichtig und sorgfältig am Brief herum und fragte, indem er laut rief: „Brief, sage mir, bist du geschrieben oder nicht?“ Der Brief gab begreiflicherweise nicht die leiseste Antwort. Seit wann können Briefe Red und Antwort geben? Der Brief war vollkommen in Ordnung, fix und fertig, hübsch leserlich geschrieben war er Wort für Wort, Satz für Satz. Säuberlich und prächtig standen die Buchstaben, Punkte, Kommas, die Semikolon, die Frage- und Ausrufungszeichen und die zierlichen Anführungszeichen an ihrem Platz. Kein i-Tüpfchen fehlte an dem Prachtwerke; der aber das Meisterstück von Brief geschrieben hatte und leider seinen Augen nicht traute, war von allem dem keineswegs überzeugt, fragte vielmehr von neuem: „Bist du in Ordnung, Brief?“ Der gab aber begreiflicherweise wieder keine Antwort. Dafür wurde er von neuem schief angeschaut und schräg betrachtet. Endlich wußte es der dumme Mensch, daß er wirklich und wahrhaftig den Brief ge- 10 15 20 25 30

schrieben habe, lachte deswegen froh und laut, war glücklich wie ein kleines Kind, rieb sich voll Vergnügen die Hände, faltete den Brief zusammen, steckte ihn frohlockend in ein passendes Kuvert und sagte: „So! Dich hab ich“, über welches schöne Wort er sich
5 ungemein freute. Daraufhin ging er an die tägliche Arbeit. Ist so einer nicht ein Narr? Jawohl, aber er war eben einer, der an nichts glaubte, einer, der aus Sorgen, Qualen und Bedenken nicht herauskam, einer, der, wie gesagt, an allem zweifelte.

Ein anderes Mal wollte er ein Glas Rotwein |trinken, das vor
10 ihm stand, aber er wagte es nicht, weil er wieder seinen Augen nicht traute. An dem Glas Wein war nicht zu zweifeln. Zweifellos stand das Glas Wein in jeder Beziehung da, und die Frage, ob es dastehe oder ob es nicht dastehe, war durchaus lächerlich und albern. Jeder Durchschnittsmensch würde das Glas Wein augen-
15 blicklich begriffen haben, er aber, der seinen Augen nicht traute, begriff es nicht, glaubte es nicht, schaute das Glas Wein eine gute halbe Stunde lang an, schnüffelte mit seiner Narrennase einen Meter lang daran herum, wie bei dem Brief, und fragte: „Glas Wein, sage mir, stehst du eigentlich da, oder stehst du eigentlich
20 nicht da?“ Die Frage war überflüssig, denn das Glas Wein stand ja da, das war Tatsache. Eine Antwort auf die dumme Frage gab es natürlich nicht. Ein Glas Wein gibt keine Antwort, es steht einfach da und will getrunken sein, das ist besser als alles Reden und Antwort geben. Mißtrauisch wurde unser gutes Glas Wein von allen
25 Seiten mit der Nase beschnüffelt, wie vorher der Brief, und mit den Augen angestarrt, wie früher die Türe. „Stehst du im |Grunde da, oder stehst du nicht da?“ wurde neuerdings gefragt, und neuerdings wurde keine Antwort abgestattet. „So trink’s doch, so kost es doch, so laß es dir doch schmecken, dann hast du’s erfühlt und
30 erlebt und seine Existenz wird dir nicht mehr zweifelhaft sein“, hätte man ihm zurufen mögen, der seinen Augen nicht traute, der das Glas Wein mißtrauisch anschaute, statt es an die Lippen zu setzen. Noch lange war er nicht davon überzeugt. Noch viele zar-

te und lange Umstände machte er, endlich aber schien er es begriffen zu haben, endlich glaubte er, daß tatsächlich ein Glas Wein vor seiner Nase stehe. „So! Dich hab ich“, sagte er, lachte laut wie ein Kind, rieb sich wieder vor Vergnügen die Hände, schnalzte mit der Zunge, gab sich vor lauter närrischer und diebischer Freude einen tüchtigen Schlag auf den Kopf, nahm das Glas Wein behutsam in die Hand und trank es aus, war damit zufrieden und ging daraufhin an seine tägliche Arbeit. Ist so einer nicht ein Erz-
narr? Gewiß, aber er war eben einer, der seinen Ohren und Augen nicht traute, einer, der vor lauter zarten und überzarten Bedenken
keine ruhige Minute hatte, einer, der unglücklich war, wenn nicht
alles bis aufs genaueste paßte und klappte, ein Ordnungs- und
Pünktlichkeitsnarr, ein Exaktigkeits- und Genauigkeitsnarr, einer,
den man in die hohe Schule „Sorglosigkeit“ hätte schicken und
jagen sollen, einer, der in Gottesnamen, wie gesagt, an allem zweifelte.

Das Ende der Welt.

Ein Kind, das weder Vater und Mutter, noch Bruder und Schwester hatte, niemandem angehörte und nirgends zu Hause war, kam auf den Einfall, fortzulaufen, bis es an das Ende der Welt käme. Mitzunehmen brauchte es nicht viel, einzupacken auch nicht, denn es besaß keinerlei Habseligkeiten. Wie es stand, ging es fort, die Sonne schien, aber das arme Kind achtete nicht auf den Sonnenschein. Fort und fort lief es, an vielen Erscheinungen vorbei, aber es achtete auf keine Erscheinungen. Fort und fort lief es, an vielen Leuten vorbei, aber es achtete auf keinen Menschen. Fort und fort lief es, bis es Nacht wurde, aber das Kind achtete nicht auf die Nacht. Es kümmerte sich um den Tag nicht, und um die Nacht nicht, um die Gegenstände nicht und um die Leute nicht, um die Sonne nicht und um den Mond nicht und ebenso

wenig um die Sterne. Weiter und weiter lief es, hatte nicht Angst und nicht Hunger, hatte immer nur den einen Einfall, die eine Idee, nämlich die Idee, das Ende der Welt zu suchen und so lange zu laufen, bis es dasselbe gefunden haben würde. Es würde es am
5 Ende schon finden, dachte es. „Ganz hinten, ganz zu hinterst ist es“, dachte es. „Ganz zuletzt ist es“, dachte es. Hatte wohl das Kind mit seiner Meinung recht? Wartet nur ein wenig. War das Kind von Sinnen? Ei, so wartet doch nur ein wenig, es wird sich schon zeigen. Fort und fort lief das Kind, es dachte sich das Ende der
10 Welt zuerst als eine hohe Mauer, dann als einen tiefen Abgrund, dann als eine schöne grüne Wiese, dann als einen See, dann als ein Tuch mit Tüpfelchen, dann als einen dicken breiten Brei, dann als bloße reine Luft, dann als eine weiße saubere Ebene, dann als Wonnemeer, worin es immerfort schaukeln könne, dann als einen
15 bräunlichen Weg, dann als gar nichts oder als was es leider Gottes selber nicht recht wußte.

Fort und fort lief es. Unerreichbar schien das Ende der Welt zu sein. Sechzehn Jahre lang irrte das Kind herum, über Meere, Ebenen und Berge. Groß und stark war es inzwischen schon geworden, und immer noch hing es treu an dem Einfall, so lange zu
20 laufen, bis es ans Ende der Welt käme, aber immer noch war es nicht ans Ende der Welt gekommen, schien vom Weltenende noch immer weit weg zu sein. „Ist das aber unabsehbar!“ meinte es. Da fragte es einen Bauer, der am Weg stand, ob er wisse, wo das
25 Ende der Welt liege. „Ende der Welt“ hieß ein Bauernhaus in der Nähe, und daher sagte der Bauer: „Noch eine halbe Stunde weit liegt es.“ Das ließ sich das Kind gesagt sein, dankte dem Manne für die gute Auskunft und ging weiter. Als ihm aber die halbe Stunde schier ewig lang wurde, fragte es einen Burschen, der des Weges
30 daherkam, wie weit es noch bis zum Ende der Welt sei. „Noch zehn Minuten“, sagte der Bursche. Das Kind dankte ihm für die gute Auskunft und ging weiter. Fast am Ende seiner Kräfte war es angelangt, und nur noch mühsam bewegte es sich vorwärts.

D 40 | Endlich erblickte es mitten in einer behaglichen fetten Wiese ein schönes großes Bauernhaus, eine wahre Pracht von einem Haus, so warm, ungezwungen und freundlich, so stolz, hübsch und ehrbar. Rund herum standen prächtige Obstbäume, Hühner spazierten ums Haus herum, ein leiser Wind wehte durch das Korn, der Garten war voll Gemüse, am Abhang stand ein Bienenhäuschen, das ordentlich nach Honig schmeckte, ein Stall voll Kühe war wohl auch vorhanden, und alle Bäume waren voll Kir- 5
schen, Birnen, Äpfel, und das Ganze sah so wohlhabend, fein und frei aus, daß das Kind sogleich dachte, das müsse das Ende der 10
Welt sein. Groß war seine Freude. Im Hause wurde scheinbar gerade gekocht, denn ein zarter, artiger Rauch räuchelte und lächelte zum Kamin heraus, und stahl sich wie ein Schelm fort. Matt und bänglich vor Erschöpfung fragte das Kind: „Bin ich hier am Ende der Welt?“ Die Bauersfrau sagte: „Ja, gutes Kind, das bist du.“ 15

„Ich danke Euch für die freundliche Auskunft“, sagte es und fiel vor Müdigkeit um; potz Blitz! aber es wurde rasch aufgehoben und von guter Menschenhand in ein Bett gelegt. Als es wieder zu sich kam, lag es zu seinem Erstaunen im allernettesten Bettchen und wohnte bei lieben guten Menschen. „Darf ich hier bleiben? 20
Ich will tüchtig dienen“, fragte es. Die Leute sagten ihm: „Weshalb solltest du das nicht dürfen? Wir haben dich gerne. Bleib nur hier bei uns, und diene tüchtig. Wir können eine schaffige Magd wohl brauchen, und wenn du brav bist, so wollen wir dich halten wie unsere Tochter.“ Das ließ sich das Kind nicht zweimal sagen. Es 25
ging an fleißig zu werken und wacker zu dienen, und bald hatten es darum alle gern, und das Kind lief nun nicht mehr fort, denn es war wie zu Hause.

Lampe, Papier und Handschuhe.

Lampe ist ohne Zweifel ein sehr nützlicher und netter Gegenstand. Man verzeichnet Steh- sowohl als Hänge-, und Spiritus- sowohl wie Petroleumlampen. Wo von Lampen die Rede ist, muß
5 man unwillkürlich an Lampenschirme denken, d. h. man muß durchaus nicht. Es ist nicht wahr, daß man muß. Es zwingt uns niemand dazu. Hoffentlich darf jeder denken, was er will, aber
Tatsache scheint immerhin zu sein, daß Lampe und Lampenschirm einander auf das beste ergänzen. Ein Lampenschirm ohne
10 Lampe wäre unnütz und sinnlos, und eine Lampe ohne Schirm würde uns unschön und unvollkommen vorkommen. Lampe ist dazu da, daß sie Licht spendet. Eine unangezündete Lampe macht uns keinen sonderlich tiefen Eindruck. Solange sie nicht brennt, fehlt ihr sozusagen ihr eigenstes Wesen. Erst wenn sie brennt, tritt
15 ihr Wert klar zum Vorschein, und der Sinn, den sie besitzt, strahlt und leuchtet alsdann überaus überzeugend. Unsere Pflicht ist es, der Lampe unsere Anerkennung und unsern Beifall zu zollen, denn was fingen wir in finsterner Nacht ohne Lampenlicht an? Beim milden Lampenschein können wir lesen oder schreiben, je
20 nachdem es uns paßt, und da wir von Lesen und Schreiben reden, so denken wir ob wir wollen oder nicht, an ein Buch oder an einen Brief. Bücher und Briefe aber mahnen uns ihrerseits wieder an etwas Neues, nämlich an Papier.

Papier wird bekanntlich aus Holz hergestellt und dient von
25 sich aus wieder zur Herstellung von Büchern, die einesteils entweder spärlich oder gar nicht, andernteils aber nicht nur gelesen, sondern von jedermann förmlich verschlungen werden. Papier ist so nützlich, daß man sich getrieben und gedrungen fühlen muß, zu sagen: es besitzt für den fortgeschrittenen Menschen eine geradezu phänomenale Bedeutung. Man irrt sich wohl kaum sehr,
30 wenn man behauptet, daß ohne Papier überhaupt keine menschliche Zivilisation möglich wäre. Was wollte der scheinbar doch wohl

hoffentlich wertvollere Teil der Menschheit anfangen, wenn plötzlich kein Papier mehr aufgetrieben und verfügbar gemacht werden könnte? Die Existenz nicht nur vieler, sondern einer erdrückenden Mehrzahl von Menschen hängt ohne Zweifel mit der Existenz von Papier mit einer Innigkeit zusammen, die uns erschreckt, weil wir uns bei einigermaßen schärferem Nachdenken von gewissen sehr leicht begreiflichen Besorgnissen schwerlich zu befreien vermögen. Allgemein gesprochen gibt es dickes und dünnes, glattes und rauhes, grobes und feines, billiges und teures Papier, und es ragen mit des gütigen Lesers Erlaubnis an verschiedenen Papiersorten- und Arten hervor: Schreibpapier, Glaspapier, Rostpapier, Postpapier, Packpapier, Zeichenpapier, Zeitungspapier und Seidenpapier. Des Verfassers Eltern waren Inhaber eines netten feinen Papierladens, deshalb wohl vermag er wie am Schnürchen gezogen die diversen Papiere aufzuzählen. Könnte übrigens nicht zu irgend einer beliebigen Stunde auf einen schmalen Streifen Papier, den wir vielleicht im verstaubten Winkel einer Schriftstellerschublade verborgen liegen gesehen haben, die Geschichte geschrieben worden sein, die ungefähr folgendermaßen lautet:

Einer, der nichts merkte.

Vor kurzer oder langer Zeit lebte einer, der nichts merkte. Auf nichts achtete er, alles war ihm sozusagen schnuppe. Hatte er etwa den Kopf voll wichtiger Gedanken? Mit nichten! Ganz gedankenlos und leer war er. Einmal verlor er sein ganzes Vermögen, aber er spürte es nicht, merkte es nicht. Es tat ihm auch gar nicht weh, denn wer nichts merkt, dem tut auch nichts weh. Wenn er seinen Schirm irgendwo liegen ließ, merkte er es erst, wenn es regnete und er naß wurde. Vergaß er seinen Hut, so merkte er es erst, wenn ihm jemand sagte: „Wo haben Sie Ihren Hut, Herr Binggeli?“ Er

29 Sic] sic D

hieß Binggeli, aber er war nicht schuld, daß er so hieß. Er würde
ebensogern etwa Liechti geheißten haben. Einmal fielen ihm die
Schuhsohlen ab, er merkte es nicht, lief barfuß herum, bis ihn je-
mand auf die hervorragende Eigentümlichkeit aufmerksam mach-
5 te. Man lachte ihn allenthalben aus, aber er merkte nichts davon.
Seine Frau ging mit wem sie Lust hatte. Binggeli merkte nichts
davon. Er ließ immer seinen Kopf hängen, ohne jedoch zu studie-
ren. Man konnte ihm den Ring vom Finger, das Essen vom Teller,
den Hut vom Kopf, Hosen und Stiefel von den Beinen, den Rock
10 vom Leib, den Fußboden von den Füßen, die Zigarre von den Lip-
pen, seine eigenen Kinder vor den Augen, und den Stuhl, auf dem
er saß, wegstellen, ohne daß er etwas merkte. Wie er eines schö-
nen Tages so seines Weges ging, fiel ihm der Kopf ab. Der mußte
wohl nicht fest genug auf seinem Halse gesessen sein, daß er so
15 mir nichts, dir nichts herunterfallen konnte. |Binggeli merkte
nicht, daß er keinen Kopf mehr hatte; kopflos ging er weiter, bis
ihm jemand sagte: „Ihnen fehlt ja der Kopf, Herr Binggeli.“ Aber
Herr Binggeli konnte nicht hören, was ihm der andere sagte, denn
da der Kopf abgefallen war, hatte er auch keine Ohren mehr. Da
20 fühlte nun Herr Binggeli rein gar nichts mehr, roch, schmeckte,
hörte, sah nichts und merkte nichts. Glaubst du das? Wenn du's
recht hübsch glaubst, bekommst du zwanzig Rappen, damit
kannst du dir etwas Schönes kaufen, nicht wahr.

Über dem Märchenerzählen darf ich aber ein Paar Handschuhe
25 nicht vergessen, die ich vornehm und müde an einem Tischrand
herabhängen sehe. Wer mag die schöne edle Frau sein, die sie hier
so nachlässig liegen ließ? Es sind sehr feine, fast armlange, hellgel-
be Handschuhe. Solche schönen Handschuhe reden eindringlich
von ihrer Besitzerin und die Sprache ist zart und liebenswürdig wie
30 der Lebenswandel von schönen und guten Frauen. Wie schön die
Handschuhe da herabhängen! Sie duften wohl! und es möchte
mich fast reizen, sie an das Gesicht zu drücken, was freilich viel-

D 47 leicht |ein wenig dumm wäre. Aber wie gern begeht man mitunter eine Dummheit.

Niemand.

Es war einmal einer, der hieß Niemand. Er gehörte zur Langfingerzunft, hatte ein lebhaftes Bedürfnis, in anderer Leute Finanzsachen Ordnung zu bringen und war im Mäusen ein unzweideutiger Meister. Man kann sagen, daß er das Stehlen aus dem Fundament verstand, und daß Aufräumen seine Lieblingsbeschäftigung war. Seine Haupttugend bestand darin, daß er sich zu mitternächtlichen Besuchen bei reichen Leuten ungewöhnlich gut eignete. Er interessierte sich nur fast ein wenig zu stark für Menschen, die unter schwerem Einkommen seufzten. Seine beständige vornehme Sorge war die, daß er dachte, wie er am besten schwerreiche Leute erleichtern könnte. Er nahm also mit Vorliebe Sorgen ab, trug Lasten fort und sorgte für Erleichterung. Gleichmäßige Verteilung schien sein Ideal zu sein. Es lebte da ein gewisser Herr Liebundgut, dem stattete Niemand einen sehr höflichen und erfolgreichen Besuch ab, indem er ihm Sorgen und schwere Lasten abnahm, damit Herr Liebundgut erleichtert aufatmen solle, aber Herr Liebundgut verstand keinen Spaß, er wußte, wer der Dieb war, ging zur Polizei, um schleunige Anzeige zu machen. „Gestern nacht“, sagte er, „ist bei mir eingebrochen worden. Niemand ist es, ich weiß es.“ – „Nun“, sagte man ihm, „wenn es niemand ist, so können wir Ihnen nicht helfen. Weshalb kommen Sie zu uns, wenn niemand bei Ihnen eingebrochen hat?“ – Und Herr Liebundgut, der sich wesentlich erleichtert fühlte, dem allerlei große finanzielle Sorgen abgenommen worden waren, mußte wieder abziehen. „Niemand ist bei mir gewesen. Niemand hat mich bestohlen. Niemand hat es getan, ich weiß es ganz genau“, sagte er in einem fort, aber das Gerede nützte

ihm nichts. Da er selber sagte, daß niemand ihn bestohlen habe, so wird es wohl auch so gewesen sein, und die Sache war in Ordnung. Herr Liebundgut ärgerte sich gewaltig, mußte sich aber schließlich zufrieden geben. Der Dieb lachte sich ins Fäustchen, wurde aber doch bei Gelegenheit sozusagen beim Kragen genommen und hinter Schloß und Riegel gesetzt, und da verging ihm das Lachen. D 49

Schneien.

Es schneit, schneit, was vom Himmel herunter mag, und es mag Erkleckliches herunter. Das hört nicht auf, hat nicht Anfang und nicht Ende. Einen Himmel gibt es nicht mehr, alles ist ein graues weißes Schneien. Eine Luft gibt es auch nicht mehr, sie ist voll Schnee. Eine Erde gibt es auch nicht mehr, sie ist mit Schnee und wieder mit Schnee zugedeckt. Dächer, Straßen, Bäume sind eingeschneit. Auf alles schneit es herab, und das ist begreiflich, denn wenn es schneit, schneit es begreiflicherweise auf alles herab, ohne Ausnahme. Alles muß den Schnee tragen, feste Gegenstände wie Gegenstände, die sich bewegen, wie z. B. Wagen, Mobilien wie Immobilien, Liegenschaften wie Transportables, Blöcke, Pflöcke und Pfähle wie gehende Menschen. Kein Fleckchen existiert, das vom Schnee unberührt bleibt, außer was in Häusern, in Tunneln oder in Höhlen liegt. Ganze Wälder, Felder, Berge, Städte, Dörfer, Ländereien werden eingeschneit. Auf ganze Staatswesen, Staatshaushaltungen schneit es herab. Nur Seen und Flüsse sind uneinschneibar. Seen sind unmöglich einzuschneien, weil das Wasser allen Schnee einfach ein- und aufschluckt, aber dafür sind Gerümpel, Abfällsel, Hudeln, Lumpen, Steine und Geröll sehr veranlagt, eingeschneit zu werden. Hunde, D 50

22 Tunneln]Tunnelen D

Katzen, Tauben, Spatzen, Kühe und Pferde sind mit Schnee be-
deckt, ebenso Hüte, Mäntel, Röcke, Hosen, Schuhe und Nasen.
Auf das Haar von hübschen Frauen schneit es ungeniert herab,
ebenso auf Gesichter, Hände und auf die Augenwimpern von zur
Schule gehenden zarten kleinen Kindern. Alles, was steht, geht, 5
kriecht, läuft und springt, wird sauber eingeschneit. Hecken wer-
den mit weißen Böllerchen geschmückt, farbige Plakate werden
weiß zugedeckt, was da und dort vielleicht gar nicht schade ist.
Reklamen werden unschädlich und unsichtbar gemacht, wor-
über sich die Urheber vergeblich beklagen. Weiße Wege gibt's, 10
weiße Mauern, weiße Äste, weiße Stangen, weiße Gartengitter,
weiße Äcker, weiße Hügel und weiß Gott was sonst noch alles.
D 51 Fleißig und emsig fährt es fort mit Schneien, will, scheint es, gar
nicht wieder aufhören. Alle Farben, rot, grün, braun und blau,
sind vom Weiß eingedeckt. Wohin man schaut, ist alles schnee- 15
weiß; wohin du blickst, ist alles schneeweiß. Und still ist es, warm
ist es, weich ist es, sauber ist es. Sich im Schnee schmutzig zu
machen, dürfte sicher ziemlich schwer, wenn nicht überhaupt
unmöglich sein. Alle Tannenäste sind voll Schnee, beugen sich
unter der dicken weißen Last tief zur Erde herab, versperren den 20
Weg. Den Weg? Als wenn es noch einen Weg gäbe! Man geht so,
und indem man geht, hofft man, daß man auf dem rechten Weg
sei. Und still ist es. Das Schneien hat alles Geräusch, allen Lärm,
alle Töne und Schälle eingeschneit. Man hört nur die Stille, die
Lautlosigkeit, und die tönt wahrhaftig nicht laut. Und warm ist es 25
in all dem dichten weichen Schnee, so warm wie in einem heime-
ligen Wohnzimmer, wo friedfertige Menschen zu irgend einem
feinen lieben Vergnügen versammelt sind. Und rund ist es, alles
ist rundherum wie abgerundet, abgeglättet. Schärfen, Ecken und
Spitzen sind zugeschneit. Was kantig und spitzig war, besitzt 30
D 52 jetzt eine weiße Kappe und ist somit abgerundet. Alles Harte,
Grobe, Holperige ist mit Gefälligkeit, freundlicher Verbindlich-
keit, mit Schnee, zugedeckt. Wo du gehst, trittst du nur auf

Weiches, Weißes, und was du anrührst, ist sanft, naß und weich. Verschleiert, ausgeglichen, abgeschwächt ist alles. Wo ein Vielerlei und Mancherlei war, ist nur noch eines, nämlich Schnee; und wo Gegensätze waren, ist ein Einziges und Einiges, nämlich
5 Schnee. Wie süß, wie friedlich sind alle mannigfaltigen Erscheinungen, Gestalten miteinander zu einem einzigen Gesicht, zu einem einzigen sinnenden Ganzen verbunden. Ein einziges Gebilde herrscht. Was stark hervortrat, ist gedämpft, und was sich aus der Gemeinsamkeit emporhob, dient im schönsten Sinne
10 dem schönen, guten, erhabenen Gesamten. Aber ich habe noch nicht alles gesagt. Warte noch ein wenig. Gleich, gleich bin ich fertig. Es fällt mir nämlich ein, daß ein Held, der sich tapfer gegen eine Übermacht wehrte, nichts von Gefangengabe wissen wollte, seine Pflicht als Krieger bis zu allerletzt erfüllte, im
15 Schnee könnte gefallen sein. Von fleißigem Schneien wurden das Gesicht, die Hand, |der arme Leib mit der blutigen Wunde, die edle Standhaftigkeit, der männliche Entschluß, die brave tapfere Seele zugedeckt. Irgendwer kann über das Grab hinwegtreten, ohne daß er etwas merkt, aber ihm, der unterm Schnee liegt, ist
20 es wohl, er hat Ruhe, er hat Frieden, und er ist daheim. – Seine Frau steht zu Hause am Fenster und sieht das Schneien und denkt dabei: „Wo mag er sein, und wie mag es ihm gehen? Sicher geht es ihm gut.“ Plötzlich sieht sie ihn, sie hat eine Erscheinung. Sie geht vom Fenster weg, sitzt nieder und weint.

D 53

25

Helbling.

Helbling arbeitete als fleißiger Angestellter auf einer Bank, die Bank lasse ich stehen, aber das „fleißig“ muß ich ausstreichen. Schönen guten Morgen mit deinem „fleißig“! Nein, Helbling war keineswegs fleißig, vielmehr war er träge wie die Sünde. Jung und
30 hübsch war er, nett und artig war er, alles mögliche war er, aber nur

nicht fleißig war er, und punkto Pünktlichkeit stand es böse bei ihm. Spätes Aufstehen war sein Hauptfehler. Schade um ihn, er wäre sonst ein ganz brauchbarer junger guter braver Mensch gewesen. Pünktlich zur Arbeit anzutreten schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Auch schon munter, Helbling? Besten Dank für das Wörtchen munter. Nein, Helbling war am frühen Morgen nie munter. Um acht Uhr sollte er pünktlich bei der Arbeit sein, aber er kam immer erst acht Uhr zehn, acht Uhr fünfzehn oder acht Uhr zwanzig im Bureau an. Mitunter war es auch schon halb neun Uhr, wenn Herr Helbling aufzutauchen und anzulangen geruhte. Im Bett war Helbling der glücklichste, bei der täglichen Arbeit jedoch der unglücklichste Mensch der Welt, und im späten Eintreffen war er ein Meister. Verspätungen jeglichen Umfangs brachte er spielend zustande. „Das geht so nicht weiter, ich kann es nicht dulden“, sagte Herr Hasler, der Abteilungschef, aber alles Ermahnen nützte bei dem unverbesserlichen Faulpelz nicht das geringste. „Der Schlendrian muß aufhören, das hat keine Art mehr“, sprach Herr Hasler etwa wieder, aber du liebe Zeit, die Wirkung derartiger Worte auf den Tunichtgut war gleich Null. Immer hatte Helbling irgend eine faule Ausflucht flink bei der Hand, wenn er sich verspätete. Bald war dieses, bald war jenes schuld an der Verspätung. Bald war der Schnee schuld, bald war der Hut schuld, bald war der Regen schuld, bald waren die Schuhe schuld. Unerhört sei das, meinte wieder Herr Hasler, aber das Wort machte wenig Eindruck auf den jugendlichen Sünder.

„Bleib im Bett! Wozu schon aufstehen!“ piepste ein Spatz, als Helbling eines Morgens aufstehen wollte. „Du scheinst nicht der Dümme zu sein“, dachte der Faulenzer und blieb liegen. Auf Haslers Frage, weshalb er sich verspätet habe, gab er dreist zur Antwort: „Ein Spatz, der mir nicht der Dümme zu sein schien, piepste mir zu, ich solle doch nicht schon aufstehen wollen. Daraufhin blieb ich liegen und es ergab sich infolgedessen eine auffallende Verspätung.“

„Faule Ausrede“, sagte Herr Hasler.

„Bleib im Bett, du wirst doch nicht schon aufstehen wollen“, raschelte eine Maus, als Helbling wieder einmal sozusagen auf dem Sprung war, aus den Federn herauszuspringen. „Du sprichst
5 nicht übel“, dachte der Trägling, drehte sich herum und blieb liegen. Als Hasler ihn fragte, weshalb er ¹so verblüffend spät anlangte, antwortete er: „Eine Maus raschelte mir zu, ich solle kein törichter Mensch sein. Das Wort nahm ich mir zu Herzen, und hieraus entstand leider Gottes eine allerdings recht stattliche Verspätung, die
10 ich tief bedaure.“

„Faule Ausrede“, murmelte Herr Hasler.

„Bleib im Bett, du wirst es dir doch noch eine kleine Weile unter der Woldecke wohl sein lassen wollen“, gurrte ein Täubchen, als Helbling wieder einmal früh morgens einsah, daß es zum Aufstehen höchste Zeit sei. „Du gibst mir einen guten Rat“, dachte der bequeme Herr, ließ es sich wohl sein und blieb liegen. Auf Haslers Frage, weshalb er sich neuerdings verspätet habe, sagte er: „Ein Täubchen ist schuld, es lachte mich aus, weil ich Miene machte, aufzustehen. Ei, ei, gurrte es, und so blieb ich liegen, bis
15 ich plötzlich zur Einsicht kam, daß eine gehörige Verspätung unvermeidlich sei.“

„Faule Ausrede“, brummte wieder Herr Hasler. Mehr sagte er nicht, dachte sich aber dafür um so mehr.

„Bleib im Bett! Das ist gescheiter als aufstehen. Bedenke, wie
25 hübsch es ist, noch ein wenig auszufaulenzen. Zur Arbeit langst du jederzeit noch früh genug an. Nur nicht allzu eifrig sein. Großer Eifer schadet ja bekanntlich manchmal bloß. Mit der Gewissenhaftigkeit kann man es leicht übertreiben. Pflichttreue ist in vielen Fällen nur ein Esel.“ So sumnte und surrte unserem Helbling eine Fliege um die Nase, als er wieder einmal recht eilig aufstehen und zur Pflicht rennen wollte. „Du scheinst mir witzbegabt, aufgeweckt und weitblickend zu sein. Was du sagst, hat Faden, potztausend! Und ich wäre ein Narr, wenn ich mich mit
30

deiner Anschauungsweise und mit der Art, wie du die Dinge beurteilst, nicht sogleich einverstanden erklärte. Du redest ja wie ein Gelehrter, liebe Fliege“, dachte er und blieb liegen. Auf die Frage Meister Haslers, weshalb er eigentlich immer Verspätungen eintreten lasse, die ebenso bemerkenswert wie anschaulich, ebenso glänzend wie im Grunde jedoch außerordentlich bedauerlich seien, erwiderte er: „Eine Fliege ...“ und wollte lang und breit wiederholen, was ihm dieselbe vorgesurrt hatte, aber Herr Hasler schnitt ihm den Redefaden kurzerhand ab, indem er „Faule Ausrede“ sagte. Mehr sagte er nicht, dachte sich jedoch dafür desto mehr.

D 58 | „Was? Schon aufstehen willst du? Warum nicht gar! Bleibe lieber im Bett; rechtzeitig aufstehen ist lächerlich, absurd! Zu befürchten hast du nichts, Herr Hasler ist ja ein gar geduldiger, scharmanter Mann“, trällerte ihm eine Amsel ins Ohr, als er sich wieder einmal beeilen wollte. „Gut gesagt, ungemein gut gesprochen“, dachte der Spätaufsteher und blieb liegen, und wieder gab es eine wahrhaft prächtige Verspätung, wegen der er neuerdings getadelt wurde, was aber gar nichts schadete, weil ja, wie die Amsel geträllert hatte, Herr Hasler ein gar geduldiger Mensch war.

„Faule Ausrede“, sprach Herr Hasler nur wieder, als Helbling mit faulen Ausflüchten erstaunlich flink daherkam.

Langmut und Geduld nehmen aber schließlich ein Ende. Güte und Nachsicht haben ihre Grenzen. Als immer schönere und reichere Verspätungen zustande kamen, hatte es endlich Herr Hasler satt, und eines schönen Tages, im Winter oder im Sommer, es kommt nicht so genau darauf an, wurde Helbling zu verstehen gegeben, daß er gehen könne, womit gemeint war, daß er entlassen sei. Indem man ihm zart andeutete, daß man seiner von nun an nicht mehr bedürfe, wurde er gewissermaßen aufgefordert, sich völlig frei und unabhängig zu fühlen, und indem man ihn freundlich bat, auf den Posten, den er bis dahin bekleidet hatte, gefällig verzichten und sich behufs passender Beschäftigung an-

derweitig umschauen zu wollen, dankte man ihm für die geleisteten vorzüglichen Dienste sowohl wie für die vielen zustande gebrachten wertvollen Verspätungen herzlich.

Mit etwas weniger gewundenen und verschleierte[n] Worten:
5 Helbling wurde mit Schand und Spott oder mit Spott und Schand (falls letzteres vorteilhafter klingen sollte) fortgeschickt und weggejagt, und von da an langte kein Helbling mehr zu spät zur Arbeit an, es kam zu keinen faulen Ausreden und flinken Ausflüchten mehr, kein Hasler brauchte sich mehr über Verspätungen zu
10 ärgern, denn es tauchte kein Spätling mehr mit verschlafene[m] Gesicht auf. Helbling durfte jetzt so lange liegen bleiben als es ihm behagte, es kümmerte sich niemand mehr darum und kein Hahn krächte mehr danach.

Fräulein Knuchel.

D 60

15 Schönes Haar, schöne Augen, zarte Hände, hübsche kleine Füße, nette Figur und feine weiße Haut hatte Fräulein Knuchel, aber noch keinen Mann hatte Fräulein Knuchel. Wie kam es, daß Fräulein Knuchel keinen Mann bekam? Das kam daher, weil sie dachte, wer sie zur Frau begehre, sei ein Waschlappen. Das kam daher,
20 weil sie große Ansprüche machte. Das kam daher, weil sie gern spottete und lachte. Das kam daher, weil sie nur den Schönsten und Klügsten wollte. Ein schlichter, ehrlicher Mann war ein Lappi, und daher kam es, daß sie keinen Mann bekam. Nur den Schönsten und Klügsten wollte sie. Jeder andere war ein Lappi.
25 Wer sie liebte, den schaute sie über die Achsel an, der war ein Löli. War Fräulein Knuchel stolz und hochmütig? Ja, das war sie, und weil sie das war, bekam sie keinen Mann, denn ein vernünftiger Mann will kein Löli sein. Sie sagte gerne: „Ich würde ja einen Mann doch nur unglücklich machen“, und kam sich mit solchen

D 61

dreisten Worten im Mund wunder wie interessant vor, aber weil sie das sagte, bekam sie keinen Mann, denn kein vernünftiger Mann rennt gern ins Unglück. Einmal machte ihr scheinbar Einer einen warmen, ehrbaren Antrag. Sie sprach: „Ihr wäret ein armer Teufel, wenn Ihr mich nähmet.“ Er erwiderte: „Ein armer Teufel will ich nicht sein“, ging fort und ließ Fräulein Knuchel sitzen. Fräulein Knuchel wollte wohl einen Mann, aber sie wollte nur den Klügsten. Jeder Andere war ein einfältiger Trappi. Wer es gut mit ihr meinte, war ein Schlappi. Herrschsüchtig war Fräulein Knuchel. Den Schönsten und Klügsten begehrte sie zum Mann, der hatte ihr aber trotzdem in allem zu gehorchen, aber ein schöner und kluger Mann gehorcht nicht gern, ein tapferer und gewandter Mann will kein Pudel sein, das hätte Fräulein Knuchel bedenken sollen, aber sie dachte leider nicht daran. Sie dachte, wenn sie spotte, sei sie interessant, und wenn sie abstoße, wunder wie anziehend, aber sie irrte sich, und weil sie sich irrte, bekam sie keinen Mann. Schönes Haar, schöne Augen, zarte Hände, hübsche kleine Füße, nette Figur und feine weiße Haut hatte sie, aber keinen Mann hatte sie. Wie kam das? Der Tausend! Das haben wir gesagt, wir brauchen es nicht noch einmal zu sagen. Sparsam war sie und Fertigkeit im Flicken hatte sie, daneben aber machte sie ja einen Mann doch nur unglücklich, wie sie selber sagte. Was nützen einem Mann die Sparsamkeit und die Geschwindigkeit im Flicken, wenn er dabei doch nur unglücklich sein sollte? Was nützen ihm schönes Haar, schöne Augen, zarte Hände, hübsche kleine Füße, nette Figur und feine weiße Haut, wenn ihn Fräulein Knuchel, wie sie selber sagte, doch nur unglücklich machte? Wenn ich unglücklich sein soll, gebe ich alles schöne Haar, alle schönen Augen, alle zarten Hände, alle hübschen, kleinen Füße, alle nette Figur, alle feine weiße Haut, alle Sparsamkeit und alle Behendigkeit im Flicken gerne preis, laufe fort und preise mich glücklich,

D 62

2 denn] den D

daß ich weit von allen diesen schönen Dingen weg bin. Was nützt einem Mann das Interessante; ein kluger Mann pfeift aufs Interessante, und weil ein kluger Mann aufs Interessante pfeift, bekam Fräulein Knuchel keinen Mann, denn sie war interessant. – Nicht
5 interessant soll Eine sein, sondern rechtschaffen und bescheiden, artig und sittsam soll sie sein, dann bekommt sie sicher einen Mann, wenn auch vielleicht nicht gerade den Schönsten und Klügsten. D 63

Basta.

10 Ich kam dann und dann zur Welt, wurde dort und dort erzogen, ging ordentlich zur Schule, bin das und das und heiße so und so und denke nicht viel. Geschlechteswegen bin ich ein Mann, staateswegen bin ich ein guter Bürger und rangeshalber gehöre ich zur besseren Gesellschaft. Ich bin ein säuberliches, stilles nettes
15 Mitglied der menschlichen Gesellschaft, ein sogenannter guter Bürger, trinke gern mein Glas Bier in aller Vernunft und denke nicht viel. Auf der Hand liegt, daß ich mit Vorliebe gut esse, und ebenso liegt auf der Hand, daß mir Ideen fern liegen. Scharfes Denken liegt mir gänzlich fern; Ideen liegen mir vollständig fern,
20 und deshalb bin ich ein guter Bürger, denn ein guter Bürger denkt nicht viel. Ein guter Bürger ißt sein Essen, und damit basta!

Den Kopf strenge ich nicht sonderlich an, ich überlasse das andern Leuten. Wer den Kopf anstrengt, macht sich verhaßt; wer viel denkt, gilt als ungemütlicher Mensch. Schon Julius Cäsar
25 deutete mit dem dicken Finger auf den mageren hohläugigen Cassius, vor dem er sich fürchtete, weil er Ideen bei ihm vermutete. Ein guter Bürger darf nicht Furcht und Verdacht einflößen; vieles Denken ist nicht seine Sache. Wer viel denkt, macht sich unbeliebt, und es ist vollständig überflüssig, sich unbeliebt zu machen.
30 Schnarchen und Schlafen ist besser als Dichten und Den-

D 64

ken. Ich kam dann und dann zur Welt, ging dort und dort zur
Schule, lese gelegentlich die und die Zeitung, treibe den und den
Beruf, bin so und so alt, scheine ein guter Bürger zu sein und
scheine gern gut zu essen. Den Kopf strenge ich nicht sonderlich
an, da ich das andern Leuten überlasse. Vieles Kopfzerbrechen ist
5 nicht meine Sache, denn wer viel denkt, dem tut der Kopf weh,
und Kopfweh ist vollständig überflüssig. Schlafen und Schnar-
chen ist besser als Kopfzerbrechen, und ein Glas Bier in aller Ver-
nunft ist weitaus besser als Dichten und Denken. Ideen liegen mir
vollständig fern, und den Kopf will ich mir unter keinen Umstän- 10
den zerbrechen, ich überlasse das leitenden Staatsmännern. Dafür
D 65 bin ich ja ein guter Bürger, damit ich Ruhe habe, damit ich den
Kopf nicht anzustrengen brauche, damit mir Ideen völlig fern lie-
gen und damit ich mich vor zu vielem Denken ängstlich fürchten
darf. Vor scharfem Denken habe ich Angst. Wenn ich scharf den- 15
ke, wird es mir ganz blau und grün vor den Augen. Ich trinke lie-
ber ein gutes Glas Bier und überlasse jedwedes scharfes Denken
leitenden Staatslenkern. Staatsmänner können meinerwegen so
scharf denken wie sie wollen und so lang, bis ihnen die Köpfe bre-
chen. Mir wird immer ganz blau und grün vor den Augen, wenn 20
ich den Kopf anstrenge, und das ist nicht gut, und deshalb strenge
ich den Kopf so wenig wie möglich an und bleibe hübsch kopflos
und gedankenlos. Wenn nur leitende Staatsmänner denken, bis es
ihnen grün und blau vor den Augen wird und bis ihnen der Kopf
zerspringt, so ist alles in Ordnung, und unsereins kann ruhig sein 25
Glas Bier in aller Vernunft trinken, mit Vorliebe gut essen und
nachts sanft schlafen und schnarchen, in der Annahme, daß
Schnarchen und Schlafen besser seien als Kopfzerbrechen und
besser als Dichten und Denken. Wer den Kopf anstrengt, macht
D 66 sich nur verhaßt, und wer Absichten und Meinungen bekundet, 30
gilt als ungemütlicher Mensch, aber ein guter Bürger soll kein un-
gemütlicher, sondern ein gemütlicher Mensch sein. Ich überlasse
in aller Seelenruhe scharfes und kopfzerbrechendes Denken lei-

tenden Staatsmännern, denn unsereins ist ja doch nur ein solides und unbedeutendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft und ein sogenannter guter Bürger oder Spießbürger, der gern sein Glas Bier in aller Vernunft trinkt und gern sein möglichst gutes
5 fettes nettes Essen isst und damit basta!

Staatsmänner sollen denken, bis sie gestehen, daß es ihnen grün und blau vor den Augen ist und daß sie Kopfweh haben. Ein guter Bürger soll nie Kopfweh haben, vielmehr soll ihm immer sein gutes Glas Bier in aller gesunden Vernunft schmecken, und er
10 soll des nachts sanft schnarchen und schlafen. Ich heiße so und so, kam dann und dann zur Welt, wurde dort und dort ordentlich und pflichtgemäß in die Schule gejagt, lese gelegentlich die und die Zeitung, bin von Beruf das und das, zähle so und so viele Jahre und verzichte darauf, viel und angestrengt zu denken, weil ich
15 Kopfanstrengung und Kopfzerbrechen mit Vergnügen leitenden und lenkenden Köpfen überlasse, die sich verantwortlich fühlen. D 67
Unsereins fühlt weder hinten noch vorn Verantwortung, denn unsereins trinkt sein Glas Bier in aller Vernunft und denkt nicht viel, sondern überläßt dieses sehr eigenartige Vergnügen Köpfen,
20 die die Verantwortung tragen. Ich ging da und da zur Schule, wo ich genötigt wurde, den Kopf anzustrengen, den ich seither nie mehr wieder einigermaßen angestrengt und in Anspruch genommen habe. Geboren bin ich dann und dann, trage den und den Namen, habe keine Verantwortung und bin keineswegs einzig in
25 meiner Art. Glücklicherweise gibt es recht viele, die sich, wie ich, ihr Glas Bier in aller Vernunft schmecken lassen, die ebenso wenig denken und es ebenso wenig lieben, sich den Kopf zu zerbrechen wie ich, die das lieber andern Leuten, z. B. Staatsmännern, freudig überlassen. Scharfes Denken liegt mir stillem Mitglied der
30 menschlichen Gesellschaft gänzlich fern und glücklicherweise nicht nur mir, sondern Legionen von solchen, die, wie ich, mit Vorliebe gut essen und nicht viel denken, so und so viele Jahre alt sind, dort und dort erzogen worden sind, säuberliche Mitglieder D 68

der menschlichen Gesellschaft sind wie ich, und gute Bürger sind wie ich, und denen scharfes Denken ebenso fern liegt wie mir und damit basta!

Na also.

Eine reizende, distinguierte Bourgeoisfamilie, die eines Morgens, 5
zirka vier Uhr, bei bezauberndem Mondschein, während draußen vor dem Fenster heller Sonnenschein lächelte, wobei es leider Gottes in Strömen regnete, vergnügt beim Tee saß, saß bei was? Beim Tee!, und trank bei dieser Gelegenheit was? Ei, der Tausend, Tee! Wenn die zahlreiche zierliche Familie, indem sie so beim 10
Tee saß, irgend etwas anderes trank als Tee trank, so soll mich der Teufel holen, und wenn selbige überaus liebenswürdige Familie, indem sie Tee schlürfte, bei irgend etwas Sonstigem saß als beim Tee saß, so verzichte ich darauf, als gescheiter und kluger Mensch zu gelten, als welcher ich bis heute Gott sei Dank noch immer ge- 15
golten habe.

Herr Verfasser! Mensch! Was ist mit Ihnen? Sind Sie närrisch?
D 69 | Was mit mir sei? Gar nichts, gar nichts. Bitte sehr. Und närrisch bin ich ganz und gar nicht. Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich zu behaupten wage, daß ich vollkommen in 20
Ordnung bin. Ich bin absolut normal und in jeder Hinsicht zuverlässig, nur bin ich vielleicht heute sonderbarerweise nicht ganz so schriftstellermäßig aufgelegt, wie ich sonst aufgelegt und abgestimmt zu sein pflege. Ich bin vielleicht heute ausnahmsweise allerdings ein wenig so so und la la. Im übrigen bin 25
ich ganz gesund, das darf ich versichern. Zur Schriftstellerei gehört Witz, und exakt das, was man Witz nennt, scheint mir heute bedauerlicherweise sozusagen zu fehlen.

11 anderes] anders D

Odol sollte auf keinem modernen Waschtisch fehlen. Wer Odol nicht schätzt, schätzt sich selber nicht. Ohne Odol ist keine Zivilisation denkbar. Wer nicht als Barbar sondern als kultivierter Mensch angeschaut und gewertet zu werden wünscht, sehe
5 zu, daß er sich auf dem kürzesten Weg Odol verschaffe. Odol ist die köstliche Zusammensetzung und die Folge einer Vereinigung feinsten Substanzen. Autoritäten zögern keinen Augenblick, Odol auf Grund strengwissenschaftlicher Untersuchung
10 als eine Errungenschaft allerersten Ranges und als eine Wohltat für die Menschheit zu preisen. Einzelmenschen sowie ganze Völkerschaften, welche Odol ablehnen, müssen und dürfen gezwungen werden, sich zur Anerkennung und zum häufigen Gebrauch schleunigst aufzuraffen. Odol ersetzt alle guten menschlichen
15 Eigenschaften in jeder Hinsicht. Damen der höchsten Bourgeoisie und Aristokratie brauchen massenhaft Odol, weil sie zu fühlen scheinen, wie sehr sie es nötig haben. Hohe Würdenträger beschützen seit Jahren oder Jahrzehnten ihren hochgeschätzten Rachen regelmäßig mit Odol. Odol erfüllt jeden menschlichen Schlund oder Mund mit stundenlang anhaltendem Wohlgeruch,
20 und die Tatsache ist nicht von der Hand zu weisen, daß Wohlgerüche üblen Dünsten und Gerüchen zweifellos, wann und wo es sein mag, vorzuziehen sind. Lebensmittelspekulanten, vornehme Spione, Eisenbahn- und Petroleumkönige, Regenten und Regentinnen, Admiräle und Feldherren, Abgeordnete jeglicher
25 Parteirichtung und viele andere hochangesehene Personen werfen zu ihrem persönlichen Vorteil täglich so viel Odol wie irgendwie möglich in ihre ehrenwerten und ohne Frage hochachtbaren Gurgeln. Die Nation, die sich an Odol gewöhnt hat,
30 marschiert allen andern Nationen in bezug auf Geist, Fortschritt, Verstandes- und Herzensbildung voran, und eine solche Nation, das wird man mit Sicherheit sagen können, macht mit historischer Notwendigkeit das Recht geltend, allen übrigen Völkern

des Erdballes Gesetze zu diktieren und über den gesamten Kreis der Welt unumschränkt zu herrschen.

Donnerwetter noch einmal, sagen Sie, sind Sie wirklich völlig na-nu?

Meine Herrschaften, liebe gute Kinder, um Gotteswillen, beruhigen Sie sich gütig und regen Sie sich nicht auf, denn wer sich aufregt, büßt bekanntlich wertvolle Kraft ein, weil er sich immer wieder abregen muß, und das ist schade, denn Kraft ist kostbar und Kostbarkeiten sind teuer, und was teuer ist, muß sorgfältig vor Verschleuderung und Mißbrauch behütet werden. Klingt dieser an und für sich gewiß ganz gescheite und vernünftige Satz etwa nach na-nu? Ich sagte Ihnen übrigens bereits, daß ich heute ausnahmsweise allerdings ein wenig so so und la la sei und vielleicht ein wenig na ja und na-nu dazu. Das genügt doch wohl zunächst vollkommen, und mehr als das glaube ich momentan kaum nötig haben zu sagen.

Hühneraugenringe-verwendenden Untertanen bringt jegliche europäische Regierung jederzeit das absolut erforderliche Maß von Vertrauen entgegen, denn wer Hühneraugenringe trägt, macht sich mit vollem Recht überall als harmloses Subjekt beliebt.

So! Jetzt ist es aber ein für allemal aus zwischen uns und Ihnen. Hinaus aus dem Haus mit Ihnen. Verstehen Sie das! Packen Sie gefällig sogleich Ihr Autor-Material und Handwerkzeug zusammen und verlassen Sie augenblicklich dieses nur für anständige Leute bestimmte Zimmer.

Aber welches Zimmer denn? Und wozu sich aufregen und kostbare Kraft verlieren, wo ich Ihnen doch die ruhige Zusage gegeben habe, daß ich vollkommen in Ordnung sei, daß ich heute ausnahmsweise allerdings nur gerade ein wenig so so und la la sei und vielleicht ein wenig na ja und na-nu dazu. Nur Ruh, nur Ruh. Es kommt mit der Zeit schon besser, man muß immer das

17 Hühneraugenringe-verwendenden] Hühneraugenringe – verwendenden D

Beste hoffen, und wer sich aufregt, muß sich ja bekanntlich doch nur immer wieder abregen. Also bitte recht sehr, und untertänigster Diener!

Ich ging ins Gebrüder Herrenfeld-Theater, wo ich mich, offen gestanden, riesig amüsierte. Nachher saß ich, wenn ich mich nicht irre, im Kaffeehaus des Westens, Ecke Kurfürstendamm, und wen sah ich da nach einer kleinen Weile kommen? Wen anders als den an Auerochsen, Urwälder, Schwerterklang und Bärenfell erinnernden Vollgermanen Wulff. Sein Vollbart reichte ihm bis an die Fußspitzen herab. Am Arm hatte er eine busenstrotzende, üppige, stramme, saftige Kapitalistin. Nur keine Aufregung! Ich sagte ja deutlich, daß ich heute scheinbar ein wenig so so und la la sei und na ja doch schon und vielleicht ein wenig na-nu dazu. Ist denn das so schlimm? Na also! Und demnach schönen guten Tag oder gute Nacht und die teuersten Empfehlungen, denn ich habe meine Pflicht getan und bin fertig und darf einstweilen wieder spazieren gehen.

Fritz.

D 74

Mein Name ist Fritz. Wäre es nicht besser gewesen, wenn man mir einen andern Namen gegeben hätte? Aus der Juravorstadt ging ich hervor, aus der ich vielleicht besser nie hervorgegangen wäre. Mein Vater war Radtreiber. Wäre es nicht besser gewesen, wenn mein Vater nie Räder getrieben hätte? Die seltsame Frage beschäftigt mich: warum bin ich überhaupt zur Welt gekommen? Soviel ich mich erinnere, äußerte ich nie ausdrücklich den Wunsch, ein Lebewesen zu werden, aber man kümmerte sich um meine noch ungeborne eigene Meinung nicht im geringsten. Später kam ich ins

Seminar,

in das ich vielleicht besser nie hätte kommen sollen. Seminaristen haben es bekanntlich ziemlich hoch im Kopf. Es wäre wahrscheinlich gescheiter gewesen, wenn ich es nie hoch im Kopf gehabt hätte, aber Tatsache ist leider, daß ich es ziemlich hoch im Kopfe hatte, aber Tatsache ist leider, daß ich es ziemlich hoch im Kopfe hatte. Ich fing an Gedichte zu schreiben, was ich vielleicht besser nie getan hätte, und ferner fingen gewisse Leute an, sich mehr als warm für mich zu interessieren, was sie möglicherweise lieber nie hätten tun sollen, aber item, sie taten es, und ich hielt mich infolgedessen für ein angehendes Genie, auserkoren, Großes zu erreichen. Die vielleicht ganz läppische Frage drängt sich mir auf: wäre es nicht besser gewesen, wenn ich vermieden hätte, mich für ein Genie zu halten? Man gab mir Stipendien und schickte mich auf Reisen. Wäre es nicht klüger und vernünftiger gewesen, wenn man mir die Stipendien versagt hätte, damit ich nicht auf Reisen gegangen wäre? Ich reiste wohin? Nach

Rom,

um dort in einem alten verwitterten Palazzo einen römischen Fürsten kennen zu lernen. Wäre es nicht besser gewesen, nie nach Rom zu reisen, niemals den Fuß in einen alten verwitterten Palazzo zu setzen und in meinem Leben keinen römischen Fürsten kennen zu lernen? Schon wieder eine neue Reihe unterminierender Fragen. Ich kam nach

Amsterdam

und bei dieser Gelegenheit in das durch Rembrandt berühmte Judenviertel. Vielleicht ist es gänzlich überflüssig und nutzlos gewesen, daß ich nach Amsterdam und in das durch genannten Meister berühmte Viertel kam. Nachher reiste ich wieder nach Italien,

wo ich Städte wie etwa Pisa sah. Warum mußte ich durchaus Städte wie etwa Pisa sehen? War das absolut erforderlich? In Ravenna lag das Studium der italienischen Baukunst nah. Ich erinnere an Theodorichs Palast und an das Grabmal eines gewissen Soundso.
5 Aber ich mag an Theodorichs Palast und an das Grabmal eines gewissen Soundso soviel erinnern wie ich will, so bleibt doch immer die unterhöhrende Frage offen: lag obiges Studium ausgerechnet in Ravenna nah? Wäre es nicht besser gewesen, wenn ich Städte wie Ravenna nie gesehen hätte? Jetzt ging es über Venedig nach

10

Zürich,

wo bekanntlich viele und gute Vorträge abgehalten werden. In Zürich las ich meine Gedichte frei aus dem Gehirn vor oder dann doch wenigstens hübsch sachte und säuberlich aus dem gedruckten Buch ab, seifte jedoch die Verse, bevor ich sie vorlas, nochmals
15 ganz |gehörig ein, um ihnen einen besonders berückenden Schimmer zu verleihen, weswegen denn auch der Beifall außerordentlich heftig war. Ich lüge kaum, wenn ich sage, daß man mir vor
lauter Begeisterung Blumen und Schmucksachen mitten in das betroffene Gesicht hineinschmiß. Wäre es aber nicht besser gewesen,
20 sen, wenn ich nie in Zürich Gunstbezeugungen gepflückt und Lorbeerblätter aufgelesen hätte? Mit Riesenschritten eilte ich jetzt ins Riesengebirge und von da nach

Thüringen,

wo mir eine Menge mittelalterlicher Burgen auffiel, wiewohl es
25 vielleicht besser gewesen wäre, wenn ich weder mit Riesenschritten noch in irgendwelcher andern Gangart ins Riesengebirge und von da nach Thüringen gegangen wäre. Wie ich fürchte, nützte mir die Menge mittelalterlicher Burgen, die mir auffiel, nicht sehr viel. Gewiß lagen ja sodann in der Nähe Ortschaften wie Weimar,

Jena, Eisenach, und über Persönlichkeiten wie Luther gingen mir
D 78 schöne Lichter auf. Goethes Gartenhaus wurde auf das umständ-
lichste durchstöbert. Das Ewig-Weibliche ließ ich mächtig auf
mich wirken. Jena erinnerte mich an einen brauchbaren Men-
schen namens Schiller. Was für wesentliche Vorteile trug ich je-
5 doch eigentlich aus Goethes Gartenhaus heraus, und was fruchte-
te es viel, daß mich Jena an einen tüchtigen Menschen erinnerte?
Machte mich die mächtige Einwirkung des Ewig-Weiblichen
wirklich zum bessern Menschen? Und durchleuchteten mich
auch tatsächlich die schönen Lichter, die mir über Persönlichkei-
10 ten wie Luther aufblitzten? Schon wieder eine neue Reihe zer-
klüftender Fragen. Vielleicht hätte ich besagtes Gartenhaus lieber
nie besuchen, und es hätten mir vielleicht über Luther lieber nie
Lichter aufgehen sollen, aber item, das besagte Haus wurde be-
15 sucht und die Lichter gingen mir auf und vorhergenannte Einwir-
kung war mächtig, obwohl sie vielleicht besser schwächer gewe-
sen wäre. Mit einem Zugstück oder Drama in der Tasche reiste ich
jetzt nach

Berlin,

um dort im Handumdrehen mein Glück zu machen und eine
D 79 Bühnenberühmtheit zu werden, aber von Bühnenglück war keine
Rede, und das Zugstück zog in keiner Weise. Es wäre wahrschein-
lich besser gewesen, nie nach Berlin zu reisen, um dort im Hand-
umdrehen mit dem Zugstück, das sich nicht als zügig erweisen
20 wollte, mein Glück zu machen und eine Bühnenberühmtheit zu
werden. Ich lernte allerlei Leute von Ruhm und Rang kennen, die
mir und meinem Zugstück, das nicht ziehen wollte, eine gewisse
geringe Beachtung schenkten, ich will hierüber lieber kein Wort
25 verlieren. Es wäre sicher besser gewesen, nie zu Leuten von Ruhm
und Rang zu laufen, um einige flüchtige Beachtung zu finden. Als
30 ich meine Hoffnungen geknickt, meine Aussichten zerschnitten,

meinen Erfolg vernichtet, meine Wünsche zerfetzt und zerrissen,
den Boden unter meinen Füßen in Flammen, meinen Mißerfolg
im blühendsten Zustand und mich selbst kalt fallen gelassen sah,
trat mir eines Tages auf der Straße, auf der ich wirr umherirrte und
5 -schwirrte, eine schöne vornehme

Dame

entgegen, die mich unvermuteterweise fragte, ob ich der tüchtige
Packer sei, den sie seit langem vergeblich suche. Da ich ihr zur D 80
Antwort gab, daß ich jederzeit für guten Taglohn gewillt sei, tap-
10 fer zuzugreifen und wacker anzupacken, daß ich einen Ballen
oder ein Klafter spielend umwerfe, Meister in jeder Art Stemmen
sei, im Stoßen eine besondere Stärke aufweise, als Umklammerer
und Umstricker stark in Frage komme, vorzüglich im Schnüren
und Knüpfen ausgebildet sei, Auslassungen, die sie mit äußerst
15 zufriedenem Lächeln anzuhören schien, so sprach sie: „Es würde
sich um einen gutbezahlten, sehr angenehmen

Vertrauensposten

handeln. Lohnende und dauernde Beschäftigung habe ich für Sie
jedenfalls in Menge.“ Ich erwiderte, daß ich mich nach lohnender
20 und dauernder Beschäftigung längst aufrichtig sehne und daß ich
einen gutbezahlten, sehr angenehmen Vertrauensposten in jeder
Beziehung glaube brauchen zu können. Sie machte die Bemerkung,
daß nur glühende

Optimisten,

25 die gesonnen seien, es ganz bunt zu treiben, Berücksichtigung
finden könnten, worauf ich antwortete, daß ich entschlossen sei, D 81
so stark zu glühen und es so bunt zu treiben, wie ich dächte, daß

es ihr gefalle und wie sie es sich gar nicht vorzustellen vermöge. Optimist sei ich auf alle Fälle. Sie warf die Frage auf: „Heißen Sie nicht etwa Fritz?“ Ich sagte, daß dies ungefähr mein Name sei. Behaupten wolle ich zwar nach dieser Richtung hin nichts, weil Irrtümer ja bekanntlich nie ausgeschlossen seien. Sie sei die Verkörperung einer langen Reihe kapriziöser Einfälle, meinte sie hierauf. Ich sagte, daß ich alle ihre Einfälle lieben, ja sogar vergöttern wolle. „So kommen Sie!“ sagte sie. Sie würde das vielleicht besser nie gesagt haben, aber item, sie sagte es und ich gehorchte ihr, obwohl es vielleicht besser gewesen wäre, ihr nie zu gehorchen. Ebenso sollte ich vielleicht besser nie gesagt haben, daß ich entschlossen sei, so stark zu glühen und es so bunt zu treiben, wie sie es sich nur immer zu wünschen vermöge, und daß ich alle ihre kapriziösen Einfälle lieben, ja sogar vergöttern wolle, aber item, ich sagte das alles und ging mit ihr nach Hause, wo sie mich in erster Linie an ihren

D 82

Busen

zog. Sie hatte einen ungemein üppigen Busen, und es wäre vielleicht besser gewesen, wenn sie einen etwas weniger üppigen Busen gehabt hätte, aber item, der Busen war auf alle Fälle ungemein üppig, und unumstürzliche Tatsache ist, daß sie mich mit aller Kraft an die große Summe von Üppigkeit andrückte, derart, daß mir der Atem fast ausging und die Nase völlig platt und stumpf gedrückt wurde. Jetzt erfuhr ich zu meinem starken Erstaunen, was es heißt, auf alle Fälle ein freudiger Optimist zu sein. Vielleicht wäre ich besser nie auf alle Fälle ein fröhlicher Optimist gewesen, denn Tatsache ist, daß mir auf alle Fälle beinahe der Atem ausging, und fernere Tatsache ist, daß Nasen auf alle Fälle schier stumpfgedrückt wurden, weil die Summe von Zärtlichkeit, mit

3 Fritz?"] Fritz?, D

der ich behandelt wurde, so groß war, was vielleicht besser nie der Fall gewesen wäre. Ich hielt nun insofern Wort und erfüllte insofern mein gegebenes Versprechen, als ich, sobald ich mein gänzlich zerquetschtes und verknülltes Gesicht mit den drei bis vier
5 umgebogenen Nasen nur wieder einigermaßen in Ordnung |gesetzt hatte, was mich immerhin einige Anstrengung kostete, flott zugriff und wacker anpackte, was ich vielleicht allerdings sehr wahrscheinlich bis auf weiteres besser unterlassen hätte, aber
10 item, ich packte zu und griff an und erwies mich in jeder Art Reiberei als Meister. Ich trieb es so bunt, wie ich vermuten durfte, daß es ihr recht sei, und es war ihr in der Tat mehr als recht. Im Lauf all der Veranstaltungen, die ich ins Werk setzen zu müssen meinte, um ihr begreiflich zu machen, daß ich auf alle Fälle ein glühender
15 Optimist sei, und um ihr darzutun, wie sehr ich gewillt sei, es ihr so dick wie möglich zu machen, kniete ich an ihrer hochemporragenden, und wie mir schien, ziemlich breiten Gestalt nieder und bedeckte ihre leidlich schöne, plumpe

Hand

auf das eifrigste und auf alle Fälle mit heißen Küssen. Die Hand
20 war in der Tat ziemlich derb, aber dieser Umstand tat dem Entzücken, das mich durchströmte, nicht den geringsten Schaden an, und zwar ganz einfach deshalb nicht, weil ich ein |Optimist
D 84 war, und zwar, wie bereits mehrfach hervorgehoben worden ist, auf alle Fälle. Ich hätte aber immerhin die fette Hand vielleicht
25 besser nie geküßt, und es wäre vielleicht besser gewesen, niemals vor der ziemlich großen Gestalt niederzuknien, aber item, ich küßte und kniete, und eine wundervolle

Naht

mit Knöpfen zum Auf- und Zuknöpfen sah ich über ihren Leib bis zu den Füßen herabfallen, ein Schauspiel, das ich vielleicht lieber nie hätte sehen sollen, denn an der Naht blieb ich kleben und an den Knöpfen blieb ich haften, weil ich von da an immer aufknöpfen und zuknöpfen mußte, wovon freilich besser nie die Rede wäre, aber item, es ist die Rede davon, und ich blieb haften und kleben, über welches Abenteuer ich sehr wahrscheinlich einmal ein langes und dickes Buch schreiben werde, obwohl ich glaube, daß es vielleicht besser sein wird, lieber nie die Feder zu diesem Zweck in die Hand zu nehmen, da ich offenbar am besten überhaupt keine Zeile hierüber schreibe.

D 85

Lesen.

Lesen ist ebenso nützlich wie reizend. Wenn ich lese, bin ich ein harmloser, stiller netter Mensch und begehe keine Torheiten. Eifrige Leser sind sozusagen ein stillvergnühtes Völkchen. Der Leser hat seinen hohen, tiefen, langanhaltenden Genuß, ohne daß er jemandem im Weg ist oder jemandem etwas zu leid tut. Ist das nicht vortrefflich? Das will ich meinen! Wer liest, der ist weit davon entfernt, böse Pläne zu schmieden. Eine anziehende und unterhaltende Lektüre hat das Gute, daß sie uns zeitweise vergessen macht, daß wir böse, streitsüchtige Menschen sind, die einander nicht in Ruhe lassen können. Wer vermöchte diesem freilich ziemlich traurigen, wehmuteinflößenden Satz zu widersprechen? Gewiß lenken uns Bücher oft auch von nützlichen und dienlichen Handlungen ab; im großen und ganzen muß aber dennoch das Lesen als segensreich gepriesen werden, denn es erscheint durchaus nötig, daß sich unserem ungestümen Erwerbstrieb eine Bändigung und unserem oft rücksichtslosen Tatendrang eine Betäu-

5 bung sanft entgegenstellt. Ein Buch ist gewissermaßen eine Fessel; man spricht nicht umsonst von fesselnder Lektüre. Ein Buch bezaubert, beherrscht uns, hält uns in seinem Bann, übt also Macht auf uns aus, und wir lassen uns eine derartige Gewaltherrschaft gern gefallen, denn sie ist eine Wohltat. Wen ein Buch für
10 einige Zeit fesselt, der benützt diese Zeit nicht dazu, um über seinen lieben Nebenmenschen einen Klatsch zu veranstalten, was ein sehr großer und grober Fehler ist. Reden, das nichts fruchtet, ist stets ein Fehler. Wer eine Zeitung in der Hand hält und emsig
15 darin liest, gilt fast schon darum als ein guter Bürger. Wer Zeitung liest, der schimpft, prahlt und flucht nicht, und schon deshalb ist Zeitungslesen ein wahrer Segen, das dürfte klar auf der Hand liegen. Ein Leser sieht immer proper, nett, ehrbar und höchst anständig aus. Ich habe mitunter schon von sogenannter schädlicher Lektüre reden hören, wie z. B. von berüchtigten Schauerromanen. Auf dieses Kapitel näher einzugehen möchten wir uns verbieten, aber so viel können wir sagen: das schlechteste Buch ist nicht so schlecht wie die völlige Gleichgültigkeit, die überhaupt
20 nie ein Buch zur Hand nimmt. Das Schundbuch ist lange nicht so gefährlich, wie man vielleicht meint, und das sogenannte wirklich gute Buch ist unter Umständen durchaus nicht so gefahrlos, als man allgemein annehmen möchte. Geistige Dinge sind nie so harmlos wie etwa Schokoladessen oder wie der Genuß eines Apfelkuchens. Grundsätzlich muß eben der Leser nur immer das Lesen vom Leben säuberlich zu trennen wissen. Ich erinnere mich,
25 daß ich mich als Schuljunge mit einem geradezu fabelhaft schönen und dicken Schund- oder Schauerroman, der natürlich nirgends anderswo als in Ungarn spielte, vorsichtigerweise jeweilen unter und hinter einen Birnbaum schlich, um beim fleißigen Lesen und gierigen Genuß vom Vater nicht erwischt zu werden, was
30

D 86

D 87

10 ein]e in D

29 einen] einem D

ein peinliches Strafgericht zur Folge gehabt haben würde. Das Buch trug den geheimnisvollen Titel „Sandor“. Anknüpfend an das, was ich eben vom Lesen und Leben äußerte, darf ich mir vielleicht erlauben, eine kleine Geschichte zu erzählen, nämlich:

D 88

Die Gottfried Keller-Leserin.

5

Eine hübsche junge Frau las emsig die Werke von Gottfried Keller. Wer verehrt dieselben nicht? Durch das, was ich hier erzähle, kann der Ruhm des Dichters so wenig zum Wanken gebracht werden wie der Felsblock. Als die nette junge gute Frau die schöne Lektüre beendet hatte, die ihr von Welt und Menschen ein so edelbe- 10
hagliches Bild übermittelte, fühlte sie sich dem Leben gegenüber auf seltsame Art bedrückt. Ihr eigener bescheidener Lebensweg erschien ihr plötzlich ganz kahl. Sie war durch das, was sie gelesen hatte, anspruchsvoll geworden. Was sie in Gottfried Kellers Bü- 15
chern sah, hätte sie nun gern auch im täglichen Leben sehen mö- gen, aber das Leben war und ist immer anders als das Buch. Leben und Lesen sind zweierlei Dinge. Enttäuscht und mißmutig wollte die Gottfried Keller-Leserin das Köpfchen hängen lassen. Sie zürnte fast dem menschlichen Leben, weil es nicht wie das Leben 20
in Kellers Werken war. Sie sah jedoch glücklicherweise bald her- nach ein, daß es wenig oder keinen Sinn habe, dem allerdings in
D 89 |mancher Hinsicht vielleicht etwas lausigen Alltagsleben zu grol- len. „Sei demütig, mache keine Extraansprüche und nimm in Got- tesnamen das Dasein, wie es einmal ist und wie es sich dir gibt“, sprach eine innere Stimme zu der fleißigen Leserin der Bücher 25
von Gottfried Keller, und sobald sie sich nur recht klar und deut- lich vor die Augen geführt hatte, wie nötig es sei, in dieser viel- leicht hie und da, wie gesagt, etwas lausigen und trockenen Welt aus Herzensgrund bescheiden und anspruchslos zu sein, machte sie auch bereits wieder ein ganz glückliches, fröhliches Gesicht- 30

chen, mußte über sich selber und ihre Gottfried Keller-Versessenheit lachen und war zufrieden.

Dickens.

Ich habe ein volles Vierteljahr nichts anderes getan als Dickens
5 gelesen, und jetzt ist es aus mit mir, ich zweifle nicht daran, und
ich bin überzeugt, daß ich verloren bin. Zerrissen, zerschmettert
und vernichtet bin ich, und den Schriftstellerberuf kann ich jede
Minute an den Nagel hängen. Dickens hat mir die bisher so geläu-
fige und scheinbar so gewandte Schreibfeder aus der Hand ge- D 90
10 nommen, und nun bin ich verurteilt, Schuster zu werden, das sehe
ich ein. An meinen Ruin glaube ich fest; meinen Untergang ver-
mag ich keine Minute mehr zu bezweifeln. Als ich Dostojewski
las, der doch gewiß ein guter, ja sogar verhältnismäßig offenbar
sehr großer Dichter ist, fühlte ich mich auf angenehme Art er-
15 muntert, selber anzufangen zu schriftstellern, und wie ich glaube,
brachte ich in der Tat, d. h. möglicherweise scheinbar sozusagen
ganz artige, nette Sächelchen zustande. Jetzt aber, wo ich den ent-
setzlichen Dickens gelesen und kennen gelernt habe, bin ich arm,
trostlos und verlassen, völlig allen frohen Mutes und Selbstbe-
20 wußtseins beraubt, und ich weiß jetzt, daß ich weder eine Spur
von Witz noch auch nur irgend einen Funken von Begabung be-
sitze. Dickens hat mir die Möglichkeit, mit Schriftstellerei meine
Existenz zu fristen, einfach fortgestohlen; es ist daher höchste
Zeit für mich, zur Einsicht zu kommen und mir zu sagen, daß ich
25 eine Schneiderseele bin. Gebt, o gebt mir eine Schere in die Hand,
damit ich mir in Zukunft mit Zuschneiden mein ärmliches tägli-
ches Brot verdienen kann, falls ich nicht im Hunger verhungern,
im Jammer zu Grunde gehen, in der Arbeitslosigkeit zu Schanden D 91

Vgl. *Pan*, Jg. I, H. 10, 16.3.1911, S. 347 [KWA II 5].

werden und in der Verkommenheit umkommen soll. Ich bitte in-
ständig, mich wenigstens beweinen und bedauern zu wollen,
denn mein schwaches Talent taugt nachgerade höchstens noch
etwa für die schlichten Obliegenheiten, die ein Laternenanzün-
der zu erfüllen hat. Mußte es tatsächlich so weit mit mir kommen? 5
Weil ich Dickens gelesen habe, der ohne Frage der Häuptling,
Major, Oberst und Generalstabschef der Schriftstellerkunst ist,
bin ich nun ein elender, trauriger Bettler: „Ach bitte schön, meine
Damen und Herren, erweicht euch, laßt euch rühren und habt Er-
barmen mit einem geschlagenen, hart bestrafte[n] armen Mann.“ 10
Wenn ich je in meinem Leben hochmütig oder übermütig gewe-
sen bin, so bin ich jetzt dafür bestraft, das ist mit unzweideutiger
Klarheit bewiesen. Wegen Dickens, der fürchterlich und grauen-
voll ist, der ein König unter Königen ist, der eines der Wunder der
Welt ist, der ein Alleskönner allerersten Ranges ist, für den es 15
D 92 nichts gibt, was er nicht kann, komme ich mir völlig |entwertet vor,
habe ich nicht die bescheidenste Bedeutung mehr, bin ich ein
Stümper und kann ich jede Minute Stiefelputzer werden. Grausa-
mer, hartherziger Dickens, du erniedrigst und machst mich zum
Knecht, und zwar wahrscheinlich zum Wegknecht, der die Stra- 20
ßen putzt. Dickens, o du Ungeheuer, wegen dir muß und kann ich
jede Minute Tagelöhner und Lohndiener oder Handlanger und
Karrenschieber werden, worüber ich weiter weder stöhnen noch
klagen will. Seufzen scheint mir zwecklos und Weinen lächerlich.
Alles Zutrauen zu mir selbst ist jählings von mir gewichen, weil 25
ich was getan habe? Nun! ich sagte es ja bereits zu wiederholten
Malen: weil ich Dickens gelesen habe. Weil ich Dickens las, der ein
Fürst, Lord und Graf ist, wo andere Leute nur arme Schelme und
arme Schlucker sind, sehe ich mich auf die unerquicklichste und
unerfreulichste Art und Weise in einen Pfannenflicker und Sche- 30
renschleifer verwandelt, und ich bin daher begrifflicherweise in
hohem oder höchstem Grad bestürzt. Glaube ich etwa noch im
geringsten an meine Sendung? I woher! Jammervoll und erbärm-

lich muß ich verzagen. Doch ¹ich will mäuschenstill sein, kein D 93
Wort sagen und das Elend, das ich Dickens zu verdanken habe,
möglichst säuberlich und geduldig ertragen. Immerhin: Dickens
und kein Anderer ist schuld an dem bemitleidenswerten Schick-
5 sal, dem ich verfallen zu sein scheine. Seit ich Dickens las, zittere,
bebe, schlottere und schwanke ich. Darum, daß ich Dickens zu
lesen wagte, bin ich ökonomisch sowohl wie moralisch gebrochen
und habe das eigentümliche Vergnügen, empfinden zu dürfen,
daß ich zu nichts tauge, was mich natürlich, weil es ungemein fatal
10 ist, wenig oder besser gar nicht freut. Körbe flechten scheint von
heute oder von morgen ab meine hauptsächlichste Beschäftigung
sein zu müssen, falls ich nicht etwa wesentlich zu ungeschickt für
diese Art von Arbeit bin oder falls ich nicht vielleicht vorziehen
würde, in das Land der gescheiterten europäischen Existenzen
15 auszuwandern, womit Amerika gemeint ist. Dickens, der ein Gott
ist, hat mich mit Fußtritten unter den Tisch gejagt: „Kusch dich!
Halt dich hübsch still!“ und vom bisherigen angenehmen Plätz-
chen habe ich mich wegdrücken müssen. Kriechen und wedeln
war sonst, meines Wissens, ¹nicht meine Stärke, jetzt aber verstehe D 94
20 ich beide Künste ausgezeichnet. Was lernt man nicht alles! So ist
also Kläglichkeit jetzt mein Los. Ein Wurm bin ich und weswegen?
Wegen Dickens! Aber ich will ja schließlich um des großen und
unsterblichen Dickens willen ganz gern ein Wurm sein, und ich
bin trotz allem froh, daß ich ihn gelesen habe, denn nun weiß ich
25 endlich, wer es ist, dessen Werke niemals welken und alten. Nein,
gnädige Frau, Dickens veraltet nie, und Sie irren sich, wenn Sie
über Dickens herablassend glauben lächeln zu dürfen. Über einen
Dickens lächelt man nicht, und man kann sich über ihn unmög-
lich erhaben vorkommen. Wer noch nicht Dickens gelesen hat,
30 den kann ich beglückwünschen, denn es stehen ihm unerhörte
Genüsse bevor. Die, die Dickens lesen, lernen in Wahrheit eine
der schönsten Freuden kennen. Lesen Sie ruhig und voll Vertrau-
en Dickens, das ist ein Vergnügen, wie es kein zweites gibt. Wer

vor nichts staunt, der soll Dickens lesen, dann wird er schon stau-
nen lernen. Während viele andere alte und neue Schriftsteller als
D 95 mühselige Fußgänger ärmlich dahertraben und froh sind, wenn
sie nur langsam und schwerfällig vorwärtskommen, um allgemach
ihr bescheidenes Ziel zu erreichen, sitzt Dickens wie ein wahrhaft 5
großer Herr in der Kalesche. Sehen Sie den Glanz? Hören Sie das
schmetternde Sausen? Feurige Pferde jagen und galoppieren mit
dem herrlich geschmückten Galawagen davon. Welcher beängsti-
gende Schwung, welche überwältigende Pracht! Nein, Dickens
veraltet nie! Solange der Amazonasstrom dahinflutet, strömt 10
auch Dickens in seiner Größe dahin, und unauslöschbar ist das
Morgenrot seiner Bedeutung. Deshalb erlaube ich mir, Ihnen zu
raten: lesen Sie Dickens.

Hauff.

Hauff hat einen Roman und zahlreiche Novellen geschrieben, 15
meiner Ansicht nach machen ihn aber seine Märchen zu dem, was
er ist: zu einem der feinsten deutschen Dichter. Sein Roman mag
gut sein; seine Novellen mögen stellenweise ausgezeichnet sein,
die Märchen jedoch sind fabelhaft schön. Sie sind, wie ich mir er-
lauben möchte zu sagen, eine Art Wunderwerk, obwohl ich frei- 20
lich |durchaus nichts behaupten will. Das Recht, Behauptungen
D 96 aufzustellen, darf sicher ein so bescheidener, unbedeutender
Mann, wie ich einer bin oder zu sein scheine, keinesfalls bean-
spruchen. Aber für Hauffs Märchen schwärmen darf ich, das weiß
ich. Ich weiß, daß es keine Selbstüberhebung ist, für etwas Schö- 25
nes zu schwärmen, denn damit trete ich niemand zu nah und be-
gehe kein allzu großes Unrecht. Hauffs Märchen! Man nehme mir
alles weg und lasse mir nur Hauffs Märchen, so bin ich immer
noch ein beneidenswerter Mensch, ein reicher Mensch, ein glück-
licher Mensch, denn wenn ich Hauffs Märchen lese, so bin ich 30

glücklich. Man gebe mir Hiebe, verabfolge mir meinetwegen eine wohlabgewogene und gehörige Tracht Prügel, steche, zwicke, haue und klemme mich nach Noten, lasse mich aber währenddessen nur Hauffs Märchen lesen, und so spüre ich von den Hieben
5 nicht das geringste und bin für die derbe, tüchtige Portion von Schlägen völlig unempfindlich; die Lektüre von Hauffs Märchen macht mich vergessen, daß man mich zwickt und sticht, macht mich gänzlich übersehen, daß man mich klemmt und haut, macht
10 mich alles vergessen und überwinden, macht, daß ich für alles Äußere unempfindlich bin. Der, der Hauffs Märchen liest, merkt nichts von der äußeren Welt, er ist in Hauffs wundervoller Märchenwelt, und alles Sonstige existiert nicht für ihn, denn Hauffs Märchen sind himmlisch schön, sind entzückend. Hauffs Märchen gehören zum Schönsten und Kostbarsten, was in deutscher
15 Sprache jemals gedichtet wurde, obwohl ich, wie gesagt, nichts behaupten will, da sich Behauptungen bekanntlich keineswegs für mich schicken. Sein Roman mag, wie gesagt, gut sein, und seine Novellen mögen, wie gesagt, stellenweise ausgezeichnet sein, aber seine Märchen sind ganz einfach bezaubernd. Sie beglücken
20 und bezaubern in jeder Hinsicht ihren Leser, sie sind so schön, daß man sich fast einbildet, sie seien eher nur gehaucht und geträumt als mit der Schreibfeder geschrieben, und ihre holde, feine Sprache sei eher nur geredet und gesprochen als auf Druckpapier gedruckt worden. Ihre Worte haben etwas wie von Blumenduft,
25 und so wie Hauff in seinen Märchen redet, spricht und redet ein gutmütiger Großvater, eine liebe welterfahrene Großmutter oder eine treue alte Magd. Deutsche Redlichkeit und deutsche Treue reden so! Es scheint beinahe, als seien die Märchen von Hauff im Fiebertraum entstanden, als habe sie ein schönes junges feinerzogenes Mädchen im Fieber phantasiert, oder als müsse Hauff selber
30 fieberkrank gewesen sein, als er die herrlichen, schmetterlingflügelhaften Geschichten dichtete, oder als habe er abgelauscht, was im Traum jemand flüsterte. Ein Waldgeflüster, eine Waldesruhe,

eine Wälderverborgtheit und eine Traumesruhe stecken in diesen süßen Geschichten, die ein Jüngling geschrieben hat. Hauff starb als Jüngling. Ich erinnere mich, daß ich vor Jahren in Stuttgart sein von Efeu umschlungenes Monument gesehen habe, das wie ein Heldendenkmal aussieht. Es ist, als hätten die wunderbaren Phantasien den jugendlichen Dichter von innen angegriffen, um ihn rascher zu verzehren und ins frühe Grab hinabzuziehen. Ist es nur einer gewissen Kränklichkeit bestimmt, so schön zu dichten? Fast will es so scheinen! Mehr Genie als Hauff, als er die Märchen dichtete, scheint kaum je ein anderer Dichter bewiesen zu haben. Behaupten will ich indessen nichts, weil ich ein unbedeutender Mann bin, immerhin: Hauffs Märchen bewundere ich, und schwärmen dafür darf ich, das weiß ich, denn Schwärmerei ist kein Unrecht. Das Wirtshaus im Spessart, Felix der schöne Goldschmied, die Zwerg-Nase, das Gespensterschiff, die Geschichte von der abgehauenen Hand, das kalte Herz, der Räuber Orbasan oder wie der Bursche heißt, die arabische Wüste, der grüne deutsche Wald mit seiner Räuberhauptmannsromantik, die schöne edle Gräfin von Saldern, dann wieder der farbenglühende Orient mit seinen Perserinnen und Perserteppichen, Bagdads Herrlichkeiten und Kairos Schönheit, die falschen und wahren Prinzen: welche Fülle von Liebenswürdigkeit! Ja, das ist schön, das liebe ich, und das Herz wird mir beim Lesen aller dieser Dinge immer wieder vor Vergnügen hüpfen, das weiß ich, und mehr brauche ich nicht zu sagen.

Luise.

Ich war neunzehn Jahre alt und lebte als Handelsbflissener zu Z... Mein Kamerad Paul stellte mich seiner Freundin Rosa vor, die mich ihrerseits wieder mit ihrer Freundin Luise bekannt machte, was eine Güte war, die mich zur bescheidensten und artigsten

Aufführung verpflichtete. Ob ich dann aber auch wirklich immer bescheiden und artig war, will und soll ich hier nicht näher untersuchen. In bezug auf meinen Monatsgehalt von hundertfünfundzwanzig Franken hatte ich die Unverschämtheit mir selbst zuzurufen: „Ein so hohes Salär verdiene ich ja unter keinen Umständen, ich Lämmel!“ Ich zeichnete mich damals auf das vorteil- oder unvorteilhafteste dadurch aus, daß ich vor mir selbst eine überaus geringe, dagegen vor den meisten andern Leuten eine übertrieben hohe Achtung hatte. In dieser Hinsicht ist man mit neunzehn Jahren wahrhaft kühn. Ich erkühnte mich eines schönen Tages, ich weiß nicht mehr genau, um wieviel Uhr, Luise, die ich im höchsten Grad verehrte, einen Brief zu schreiben, der, soviel ich mich zu erinnern vermag, ungefähr mit folgenden hübschen Worten begann: „Verehrte, liebe Frau, es ist das erstemal in meinem jungen armen und vielleicht ganz unnützen Leben, daß ich mich |erdreiste, einer Frau zu schreiben, und es hat Mühe, Überwindung und Mut gekostet, bis ich mich zu entschließen gewagt habe, die Anrede aufzusetzen, die niederschreiben zu dürfen, mich schon an und für sich glücklich macht.“ Luise besaß die Freundlichkeit, den Brief-Erstling insofern zu beantworten, als sie mir ihre Gedichtmanuskripte nebst einem Album mit der Bitte zuschickte, erstere mit meiner zierlichen Handschrift säuberlich in Letzteres abzuschreiben. Gab es auf dieses Ersuchen hin auf der Welt einen glücklicheren Menschen als den übergläcklichen Bur-

5
10
15
20
25
30

D 101
D 102

nahm mir so fest wie möglich vor, beide genannten Übel so sehr zu vermeiden wie zu verachten, tat gewissermaßen ein tiefinnerliches Gelübde, das zu allen Zeiten und bei jederlei Gelegenheit aufrecht zu halten ich jedoch keineswegs die nötige Kraft hatte, aber schon der bloße Versuch nur, folgsam und enthaltsam zu sein, machte mich glücklich. Ihr schönen dahingegangenen guten Zeiten, wie entzückt ihr mich!

*

„Neunzehn Jahre, und noch nichts für die Unsterblichkeit getan!“ rief es in mir mit jugendheller und zugleich anklagender Stimme. Meine Lektüre waren Lenau, Heine, Börne und der edle Friedrich Schiller, welch letzteren ich übrigens nie aufhören werde im höchsten Sinn zu verehren. Da ich überzeugt, und von der Überzeugung so tief wie man nur sein kann durchdrungen war, daß es allerhöchste Zeit für mich sei, mich der Menschheit zu widmen, so schrieb ich einer angesehenen publizistischen Person, daß es mein glühender und brennender Wunsch sei, ihm und der Sache, als deren Vertreter und Abgesandter er mir erscheine, aufopferungsvoll und eifrig zu dienen. „Jugendlicher und ungestümer Verehrer“, schrieb mir der Mann ganz trocken zurück, „es ist nicht so leicht, wie Sie sich zu denken scheinen, dort Dienste zu verrichten und Opfer zu bringen, wo doch Meyers Konversationslexikon wohl in allererster und schließlich auch in letzter Linie in Frage kommt. Daß Sie zu mir emporstaunen, begreife und billige ich, denn Sie haben durchaus Grund, mich für einen großen Mann zu halten.“ Ich stutzte über dieses seltsame Schreiben. „Dieser edle Verleugner alles Selbstischen, dieser Vertreter alles dessen, was uneigennützig und uneitel ist, muß ein sonderbarer Herr sein“, sagte ich zu mir selber, und die Lust, mich für die hohen Ziele und Zwecke der Menschheit einzusetzen und abzumühen, nahm verblüffend schnell und stark ab, sank beträchtlich und verlor sichtlich an froher, frischer Farbe. Mit um so frecherem, froherem und

frischerem Mut machte ich jetzt den kühnen und waghalsigen Versuch, in die gebildeten und vornehmen Gesellschaftskreise einzudringen, die ich bis dahin nur von weitem bewundert, bestaunt und angebetet hatte. Ich mietete bei der Frau Professor Krähenbühl ein Zimmer und lernte infolgedessen in recht kurzer Zeit die besten, gediegensten und höchsten Kreise, Zirkel und Verbände kennen, derart, daß mir Luise zeitweise ganz niedrig und sozusagen proletarisch erschien. Ich undankbares Ungeheuer! Aber der Glanz und die Herrlichkeit dauerten nicht lange; es wurde mir unter all dem feinen Benehmen und unter all den schönen geistvollen Redensarten und Gesprächen glücklicherweise rechtzeitig angst und bang, und daher bat ich Frau Professor Krähenbühl, mich um der Barmherzigkeit Gottes willen doch lieber wieder fortziehen und weiterschwenken lassen zu wollen, weil ich fürchten müsse, elendiglich umzukommen. Die Dame lächelte und sagte, sie bedaure aufs lebhafteste, tiefste und höchste meinen schleunigen Abgang, könne mich jedoch natürlich in meinen freien Entschlüssen nicht hindern, sie wünsche mir selbstverständlich alles Gute und Schöne und freue sich unendlich, daß ich, wie es schein, gesonnen sei, sie zu verlassen. Offenkundige, abscheuliche Ironie war das! Aber ich war nur von Herzen froh, daß ich das Weite suchen und auf und davonrennen durfte.

*

Ich kam nun in die Vorstadt zu Schreinersleuten. „Wenn ich mich mit einiger Aufmerksamkeit vom Kopf bis zu den Füßen betrachte“, redete ich mit mir selber, „so muß mir unwillkürlich einleuchten, daß ich weit besser ins Arbeiterviertel als in die bessere Gesellschaft oder mit andern Worten entschieden besser zu den armen Leuten als ins Villenquartier passe.“ Wie ich mich erinnere, war ich herzlich froh, daß ich den Mut hatte, mir aufrichtig die Meinung zu sagen. Zu einer gesunden Einsicht zu gelangen ist für den äußern sowohl wie für den innern Menschen stets ein großer

Vorteil, der mit Annehmlichkeiten verbunden ist. Bei meinen Schreinersleuten sah ich dann und wann im gegenüberliegenden Fenster einen armen Knaben, der auf unbegreiflich erschreckende Art Pfeife rauchte, was einen traurigen und entsetzlichen Anblick darbot. Des frühverdorbenen Knaben Mutter, oder was die Person
5 sonst sein mochte, schlug, wie ich deutlich hörte und merkte, den
D 106 Jungen täglich unbarmherzig, und das Fürchterliche bei der Kinder-
dermißhandlung war die unnatürlich stumpfe Gelassenheit, womit das Kind sein elendes Schicksal hinnahm, daß es über die
Schläge, die es erhielt, nicht einmal mehr weinte. Die Frau, die
10 den Knaben schlug, und der Knabe, der gleich einem jugendlichen Gespenst regelmäßig, als wenn er ein alter Mann sei, zum
Fenster hinausschaute und rauchte, seine frühe grauenvolle Fühl-
losigkeit, des Weibsbildes Grausamkeit, ihre leuchtendrote Nase, deren Aussehen auf ein abscheuliches Laster deutete: das alles er-
15 gab ein Bild, dessen rohe Häßlichkeit mich schaudern machte. Bei dieser Gelegenheit darf ich mir vielleicht erlauben, sehr ernsthaft zu bemerken, daß, wenn ich auch den schönen und fröhlichen
Erinnerungen stets den Vorzug vor den traurigen und beweinswürdigen gebe, ich dennoch aus Gradheit, Rechtlichkeit und Ehr-
20 lichkeit, Eigenschaften, die ich glücklicherweise nicht gänzlich entbehre, das Böse und Schlimme, das ich da und dort sah, nicht verschweigen darf, weil sonst die Ehre meiner Gedanken litte.
Auch muß ich voraussetzen wagen dürfen, daß dem geneigten
D 107 gütigen Leser der Schmerz und das Weh an Wichtigkeit nicht un-
25 ter der Lust und unter dem Lächeln stehen. Im übrigen tu ich niemand irgend etwas zu leid, wenn ich das Leid eines Knaben schildere.

*

Beinahe habe ich nun den eigentlichen Gegenstand hintange-
30 stellt, zu dem ich zurückkehre, nämlich zu Luise. Ich verdanke dieser liebenswürdigen Frau, dieser „Proletarierin“ so viel, daß

ich das mit einigen kurzen Sätzen werde auseinanderzusetzen haben. Was für ein freier, heller Kopf war sie, was für eine weite, freie gute Seele. Wenn ich an Luise denke, so steht kaum eine körperliche Gestalt, vielmehr nur etwas wie eine reine Menschenseele vor mir, und dies ist gewiß bedeutsam, da es sich um das Bildnis einer Frau handelt. Luise war schön! aber das zehntausendmal Schönerer an ihr als ihre Schönheit waren offenbar ihre Eigenschaften. Ich bin kaum mehr in meinem nachherigen Leben wieder einer so heiteren und fröhlichen Frau begegnet. Sie besaß eine Vereinigung von Bildung und Heiterkeit, von Schönheit und Fröhlichkeit, von Lebensernst und Freundlichkeit, die ich, nach allem, was ich in der weiten Welt gesehen und erfahren habe, als köstlich und höchst selten bezeichnen muß. Wie manche mißmutige, verdrießliche und mißgünstige Frau habe ich kennen gelernt! Von Luise strahlte eine immer gleichartige helle frische Munterkeit und Zufriedenheit aus. Ihr Verstand und ihre Schönheit waren gleich groß; ihr Geist und ihre Menschenfreundlichkeit gleich bedeutend. Wie oft kam es vor, daß ich Frauen sah, die hauptsächlich Geist besitzen, um sich selber und Andere zu ärgern. Luise ärgerte sich nie! Ihre Schönheit, die an die mondscheinhafte Schönheit einer mittelalterlichen Madonna erinnerte, fand bei ihrer Besitzerin und Trägerin kaum irgendwelche kleine Beachtung. Ihr schönes Haar besaß mitunter einen gewissen leuchtendgoldenen Glanz. Güte und eine Welt von Hilfsbereitschaft lagen in ihren Augen, aber gelassene und sanfte Überlegenheit war ihr nicht minder eigen. Ich habe stolze und schöne Frauen gesehen, denen die Ängstlichkeit, daß ihre Schönheit verblassen und mithin ihr Stern sinken könnte, aus den Augen herausflackerte. An Luise habe ich nie so etwas gesehen. Ich sah bildhübsche Frauen auf den Wind und den Regen zornig werden, die es wagten, im Haarheiligtum einige Unordnung zu verursachen, und es mag vorgekommen sein, daß ich Gelegenheit hatte, Frauen vor Zorn über des weiblichen Neben-

D 108

D 109

menschen frische Reize mit den Zähnen klappern zu sehen. Man irrt sich vielleicht nicht allzusehr, aber man läßt es sicherlich an Höflichkeit und Artigkeit fehlen, wenn man zu sagen wagt, daß derartiger Frauen Äußeres auf der beständigen Pein beruht, die sie sich durch eine beklagenswerte fortwährende Unruhe wegen 5 Mund, Wangen, Augen, Frisur und Gestalt bereiten. Es scheint, daß es zahlreiche Frauen gibt, die niemals über den kleinen, im Grunde doch recht ärmlichen Gedanken an ihre Erscheinung hinausgelangen und die, weil sie geplagte Sklavinnen sind, die vor der Peitsche der erbärmlichen Frage zittern: „Wie sehe ich 10 aus?“ oder: „Welchen Eindruck mache ich?“ nicht fröhlich sein können.

*

Was Rosa betrifft, die ich am Anfang erwähnte, so muß ich mich, 15 da ich sie in des werten Lesers |Gesellschaft eingeführt habe, nun auch wenigstens insoweit um sie bekümmern, als ich sie nicht in irgend einem Winkel sitzen lasse. Der ebenfalls anfänglich erwähnte Paul, ihr Freund und Vertrauter, ließ gegenüber der Freundin mit der Zeit deutliche Zeichen von Lieblosigkeit und Untreue merken, worüber Rosa ebenso sehr weinte wie aufgebracht war, da sie die zunehmende Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit 20 des zärtlich Geliebten als tiefste Beleidigung empfinden mußte. Eines Tages, da ich mit ihr zu zweit in ihrem Zimmer saß, bat sie mich mit gleichsam finsterer Miene, d. h. ersuchte sie mich, noch besser: befahl sie mir mit kurzen Worten, ihr über Pauls Auf- 25 führung ehrlich und aufrichtig alles zu sagen, was ich wisse. „Er ist Ihr Kamerad“, fügte sie bei. Keinen Augenblick im Zweifel, was ich zu erwidern haben würde, bemerkte und erwiderte ich, daß ich eben deshalb, weil Paul mein Kamerad sei, eine Meinung über ihn zu haben mir soeben im stillen verboten habe. Indem ich ihr 30 darlegen zu dürfen glaubte, daß solcherlei Hinterbringungen und Aufklärungen für Rosa nicht den mindesten Wert haben

konnten, nahm ich mir die Freiheit, ihr auf eine sehr einfache Art D 111
begreiflich zu machen und so kurz wie möglich auseinanderzu-
setzen, daß die Eröffnung eines Informationsbureaus den Absich-
ten und dem Geschmack eines redlichen Mannes unter Umstän-
den keineswegs entspreche. Sie rief aus: „Paul betrügt mich; Sie,
5 Sie wissen etwas davon, wollen es mir aber nicht sagen. Sie sind
abscheulich!“ – Ich blieb ruhig sitzen, machte eine ganz heitere
Miene und antwortete keine Silbe, und nach einigen Minuten
hatte ich die Ehre, die Genugtuung und das Vergnügen, mir von
10 Rosa sagen zu lassen, daß ich im Recht sei. Sie gab mir die Hand
und war mit mir zufrieden. Von Rosa ist im allgemeinen zu sagen,
daß sie sich vermöge ihrer kätzchenhaften Geschmeidigkeit und
Behendigkeit vorzüglich als Kammerzofe für eine große Dame
oder als Tänzerin für die große Oper geeignet haben würde. Sie
15 war sehr graziös, lebhaft und ungemein klug. Sie pflegte öfters
mit Kastagnetten als verführerische Spanierin in ihrer Stube um-
herzutanzten. Auch als Schauspielerin würde sie sehr wahr-
scheinlich Erfolg gefunden haben. Noch lieber dachte ich sie
D 112
20 mir als Hirtin, Schäferin oder Jägerin im Wald oder auf grüner freier Wie-
se im flatternden Phantasiekostüm. Sie besaß Witz, Anmut und
Schelmerei und mahnte mit diesen Gaben an das Rokoko. Sie hei-
ratete immerhin später einen Lehrer.

Zeitweise wohnten beide Freundinnen in einer gemeinsamen be-
scheidenen Wohnung, und sowohl Rosa wie Luise hatten mir die
25 Erlaubnis gegeben, so oft vorbeizukommen und anzuklopfen als
es mir Vergnügen machen könne, und da mir das Vorsprechen bei
zwei muntern und gescheiten Frauen selbstverständlich die größ-
te Freude machte, und mir außerdem die besondere Freude blüh-
te, merken zu dürfen, daß ich willkommen und gern gesehen sei,
30 so nützte ich obige Erlaubnis nach Herzenslust aus, und der Ver-
kehr ist immer heiter, angenehm und ungezwungen geblieben.
Luise war immer die Ruhe selber. Rosa konnte mitunter recht auf-

gebracht oder niedergeschlagen sein. Einmal hatte sie einen
Mann von der Straßenbahn überfahren sehen. Über den bedauer-
lichen Vorfall gänzlich fassungslos sein und vor Erregung, Ers-
chöpfung und Beelendung wegen des Geschehenen fast ohnmäch-
tig werden, stand der Zarten und Leichtbeweglichen ganz und gar
an. Luise war gewissermaßen die große, Rosa die empfindliche
Seele. Wie froh war ich aber jedenfalls zu einer Zeit, da eine noch
völlig unbekannte Welt sich vor den Augen des unerfahrenen jun-
gen Mannes öffnete, die zu betreten und zu befahren er noch wes-
entlich zu ungeschickt und zu ungebildet sein mußte, über eine
Bekanntschaft, die mir erlaubte, mich, indem ich fröhlich plau-
derte und Gesellschaft leistete, in vielerlei Dingen auf eine freie,
wohlthuende Art zu belehren. Mit einem erheiternden, beleben-
den Umgang waren Bildung und eifrige Erkundigung auf das
Wünschenswerteste verbunden. Irgend einen andern Dank als
munteres Reden in ihrer Gegenwart wollten die liebenswürdigen
Frauen nicht von mir empfangen, daher waren mein junges dum-
mes zufriedenes Gesicht und im übrigen meine noch ungeschlif-
fenen Manieren der einzige Tribut, den ich zahlte. Heimatlichen
Anschluß, Rat, Unterricht, gesellige Befriedigung, Verfeinerung,
Förderung und Besserung genoß ich, wo ich nur die leichte Ver-
pflichtung zu übernehmen hatte, kein ganz langweiliger, fader
und trockener Mensch sondern wenn irgendwie möglich das Ge-
genteil davon zu sein, einige passable Unterhaltung einzufädeln,
dann und wann hell und laut zu lachen, meine lieben wohl-
wollenden Freundinnen damit anzustecken, kluge und dumme
Sachen sorglos durcheinander zu sagen, im großen und ganzen
einigermaßen vernünftig und geschickt zu sein, mich vor allen
Dingen von jeder mißmutigen Verfassung frei zu zeigen, etlichen
Witz zu bekunden, guten Willen zu offenbaren, der noch immer
nötig gewesen ist, wenn es gegolten hat, Zerstreung oder Zeit-

29 mißmutigen] mißmütigen *D*

vertreib zustande zu bringen und alles in allem den Damen zu beweisen, daß ich – noch ein junger Mensch sei. Luise! Ich brauche diesen Namen, der für mich die Bedeutung eines Denkmals hat, heute, wo so manches Jahr seither vergangen ist, nur leise auszusprechen, um mich ermutigt und in die freudigste Stimmung versetzt zu sehen. Wenn nach und nach dem Alternden Vieles oder in Gottes Namen Alles verloren geht, wenn er ärmer und immer ärmer wird, alles Schöne und Gute ihm abbröckelt und zerbricht, unerbittliche Winde ihm die Hoffnungen rauben, wenn es ihm um Kopf und Herz herum kälter und kälter wird, langsam ihm, wie er fürchtet, die Lebensfreuden sterben, unangenehme frostige Voraussetzungen notwendigerweise zur Tatsache, zur vermutlich sehr düsteren und sehr unerfreulichen Wahrheit werden, so gehen ihm doch die Erinnerungen, so geht ihm doch wenigstens das immer wieder neue frische warme junge Andenken an die dahingesunkenen und geschwundenen schönen Zeiten nicht verloren, und man darf sich nicht wundern, ihn dieses Andenken so eifrig und so aufmerksam pflegen zu sehen, denn das Andenken, das an und für sich schon schön ist, bereitet dem an frohen und schönen Stunden Armgewordenen andere, und vielleicht noch schönere, frohe und schöne Stunden. Er weiß, warum er sich so fleißig bemüht, die Zerstörung und Zertrümmerung seiner holdseligen, freudereichen Stadt Jerusalem zu verhüten; er weiß, warum er den lieben Garten der Erinnerungen so treulich und ausharrlich netzt, spritzt, hegt und pflegt und warum er sich zur emsigen Aufgabe macht, in die kalte, nackte Gegenwart die blühend-lebendige Vergangenheit zu pflanzen und zu setzen.

Luise, die die Tochter eines braven ländlichen Zimmermannes war, kam früh als Arbeitsuchende in die Stadt, wo sie bei einem Herrn Mortimer Stellung fand. Engelgleiche Schönheit, die sie war, sah sie bald ihren Chef zu ihren Füßen, der seine Arbeiterin

und Untergebene leidenschaftlich liebte. Mit ihren wundervollen und seelenvollen Augen schaute sie den Mann sanft an, und lächelnd schenkte sie seinen heißen Beteuerungen Gehör. Der Umstand, daß sie ihrem Prinzipal und Brotherrn in bezug auf Witz, Intelligenz, Verstand, Geist und Geschmack in jeder Weise überlegen war, hinderte die edle schöne Seele keineswegs, sich zu unterwerfen, dem stürmisch-herrischen Begehren nachzugeben und all die Zumutungen eines starken Verlangens anzunehmen. Sie gab sich ihm hin, d. h. sie erlaubte ihm, zu tun, was ihn das Entzücken, das ihre Gegenwart ihm einflößte, tun hieß. Sie schauerte unter der Wirkung seiner Küsse. Da sie |einmal den Einfall hatte, Magd, Knechtin und gehorsame Sklavin sein zu wollen, so war sie selig, und der Gedanke, aufschrankenlose Art ihrem Herrn dienlich und angenehm zu sein, beglückte sie durch seine Kühnheit bis ins Innerste ihres Wesens. War Herr Mortimer mittelmäßig begabt? Es scheint so. Er war schön und eitel. Über die starke Summe von Eigenliebe, nach welcher seine Person förmlich duftete, konnte niemand, der ihn auch nur flüchtig betrachtete, im Zweifel sein. Wir wollen im übrigen zu vermeiden suchen, ihn allzu hart zu beurteilen; denn damit täten wir ihm unrecht. Er gehörte aber immerhin scheinbar zu den Männern, die sich von ihrem erstaunlich hohen Wert vorteilhafterweise sattsam zu durchdringen wissen. Wir haben es jedoch hier mit einem Fehler oder Laster zu tun, das die Liebenden am Gegenstand ihrer Zärtlichkeit vielleicht über alles lieben. Wenn die schöne Proletarierin den reichen, stolzen, mächtigen Handelsherrn bei kühler Betrachtung durchaus nicht hoch geachtet haben würde, so ist zu sagen, daß sie ihn dafür um so mehr liebte. Liebe hat mit Wertschätzung und Achtung sehr wenig oder überhaupt |nicht das geringste zu tun. Liebe stellt nicht Untersuchungen an, ob sich das Geliebte auch für die Hochachtung eigne. Falls ich mich nicht irre, so war Herr Mortimer etwas wie Freimaurer. Luise stellte mich ihm eines Tages vor, wir beide Männer redeten jedoch, soviel

ich weiß, nur einige wenige und dazu sehr bedeutungslose und trockene Worte miteinander. Den Eindruck der Verstandesschärfe machte er mir so wenig wie den Eindruck der Härte. Ich hielt ihn, als ich ihn sah, sogleich für einen Wollüstling und Weichling, für eine gerne alles, was an Weiblichkeit und Gefälligkeit nur immer in ihre Nähe käme, aufessende, aufbrauchende und schlindende Lebe- und Genußmenschen-Natur. Man wird vielleicht finden, daß ich Herrn Mortimer zu derb anfasse, und ich gestehe gern, daß dies möglicherweise leider der Fall ist. Hierdurch würde ich nur mir selber schaden. Gewissen Männern ist es beschieden, einen hohen Wert insbesondere für Frauen zu haben; als Zeitgenossen und als Mitmenschen besitzen sie jedoch manchmal, wie wenn die Vorsehung und der Himmel für eine gleichmäßige Verteilung der Gaben sorgte, wenig oder nicht die leiseste Bedeutung, von Liebesdingen abgesehen, sind sie belanglos, und als treibende Elemente in Staats- oder Menschheitssachen fallen sie in keinerlei Betracht. Genug! Luise, die Edle, war jedenfalls dieses scheinbar sehr gewichtigen, ansehnlichen Mannes, imposanten Vertreters alles Selbstgefälligen und Selbstbeweihräucherigen demütige Geliebte. Mortimer war verheiratet. Luise ist aber meines Wissens mit Frau Mortimer nie in irgend eine Berührung gekommen. Eine Beziehung oder einen Verkehr zwischen beiden Frauen hat es also nicht gegeben, wozu ja auch ganz gewiß nicht der kleinste Anlaß vorhanden war. Als Luise Mutter eines Knaben wurde, regte sich die Löwin, die Heldin in ihr, und Mortimer erhielt den Abschied. Sie sagte ihm bei Gelegenheit ganz still und voll unverkennbarer Hoheit, von sanften aber unerschütterlichen Entschlüssen erfüllt, daß sie in Zukunft allein sein wolle, daß sie ihn nicht mehr zu sehen begehre, daß sie den Wunsch habe, er möge ihr von nun an fern bleiben, daß sie in ihrem Inneren mit dem Gewesenen und Geschehenen gebrochen habe. Er bot ihr

D 119

D 120 seine fernere materielle Unterstützung an. „Nichts von dem! Geh!“ sagte sie schneidend und ruhig, wobei sie ihm Augen voll Abweisung und Gleichgültigkeit zeigte. Sie schien ihn kaum noch mehr zu kennen, er war ein Fremder für sie. Als er sie anflehte, Mitleid mit ihm zu haben, bat sie ihn auf eine kalte und formelle Art, die ihn erschreckte, sich entfernen zu wollen, worauf er ging. 5

Luise begann nun einen ebenso harten wie fröhlichen, freien, unerschrockenen Kampf mit den Nöten und Bedürfnissen des täglichen Lebens zu kämpfen. Wenn ich sie in ihrer sehr zweifelhaften Lage sah, kam sie mir stets ebenso arm wie mutig und ebenso bedürftig wie klug, tapfer und heiter vor. Ich habe sie in der ärmsten Lage und in den kümmerlichsten Verhältnissen gesehen, aber immer fand ich sie bereit, lebhaft zu reden, Anmut und Geist zu zeigen und fröhlich und zuversichtlich zu lächeln. Immer blieb sie die Ruhige und Gefaßte, und für kopfaufrichtende kleine Lustigkeiten bewies sie ein immer gleich sich bleibendes reizendes, liebliches Verständnis. Eine solche Frau, solch ein wackerer Charakter von Frau durfte und mußte hindurchdringen. Sie siegte denn auch in der Tat im harten Kampf, trotzte allen feindseligen Stürmen und brach sich durch alle Schwierigkeiten Bahn. Im Krieg des täglichen Lebens wurde sie stark, und nie verlernte sie Lachen, Mitteilen und Menschenfreundlichkeit. Selber in hohem oder höchstem Grad arm, war sie andern Armen eine beständige treue Freundin. Als Proletarierin lebte sie unter Proletariern und Proletarierinnen. Sie schwang sich, so kann man sagen, zur geliebten und bewunderten Königin der Armen auf. Indem sie Menschen aufrichtete und tröstete, richtete sie auch sich selbst immer wieder von neuem auf, tröstete sie sich selbst, und von gänzlichem Mutsinkenlassen und Ermüden wußte Luise nichts. – Lebt sie noch? Und wenn ja, wo lebt sie? Ich sah sie schon lange, lange nicht mehr. Das Leben riß mich aus ihrer Nähe, aus der Gesell- 10 15 20 25 30

schaft der Vortrefflichen fort. Freilich möchte ich die Gute gern
einmal noch wiederssehen, und es mag wohl auch eintreffen, daß
ich sie wiedersehe. Ich ging auch schon früher zeitweise von ihr
fort, aber ich erinnere mich, daß es mich immer wieder, ¹wie zu D 122
5 einem schönen und glückverheißenden Stern, zu ihr zurückzog.

Der Student.

Er spazierte viel, saß dann wieder tagelang im Zimmer und las
oder schrieb. Viele Männer, Frauen, Jünglinge, Mädchen, kleine
Kinder sah er, das kam ihm seltsam und fragwürdig vor. Vieles was
10 er sah, gefiel ihm. Anderes nicht, aber es beunruhigte ihn eigent-
lich nichts. Unruhe war nicht philosophisch, nicht studentisch.
Nicht kalt, nicht gleichgültig war er gegenüber dem Leben, aber
er wußte über die Wärme, über die Erregungen Herr zu bleiben.
Er sehnte sich nach einem Leuchten und nach einem Durchleuch-
15 tetsein, danach trieb es ihn. Zum Leben zog es ihn, und gleichzei-
tig zog es ihn zu den Einsamkeiten und Wissenschaften. Zur Lie-
be zog es ihn, zur Musik, zur Poesie. Die freien Künste schwebten
ihm vor den äußern und innern Augen wie Gestalten. Manchmal
war ihm, als trage er goldenes Haar und in der Hand ein Schwert.
20 Er bildete sich ein, er sei ein Ritter des Mittelalters, der die Welt zu
durchstreifen habe, um ¹Abenteuer zu erleben. Mitunter war er D 123
wieder wie ein Mönch, wie in einer Klosterzelle saß er da und
dachte über das Rätsel der Welt. Ihm war alles rätselhaft, das Klare
und Gegebene so gut wie alles Andere. Die Klarheiten führten in
25 die Unklarheit, und aus dem Unklaren stiegen ihm oft wunderba-
re sanfte, hohe Klarheiten empor. Alsdann verlor es sich aber im-
mer wieder. Der Gewinn verwandelte sich in einen Verlust; wo
sich hingegen der junge Denker gänzlich verloren zu haben
glaubte, wo er mit einmal Alles verloren zu haben meinte, glänzte
30 ihn aus naher Entfernung eine ungeahnte Eroberung an, eroberte

er plötzlich ungeahnte Gebiete. Wo er sich oft reich meinte, war er bettelarm; den Armen aber erquickte und entzückte dann mit einmal wieder ein Strom von Schönheiten und Weisheiten. Gewaltig rang er mit sich selber. Ganz für sich im stillen kämpfte er, in Kopf und Brust, einen harten Kampf. Manchmal war es ihm, als müsse er laut schreien, weil er dachte, daß ihn die Drangsal der auf ihn einstürmenden Gedanken-Ungetüme ersticke, verschütte. 5
D 124 Aber er ertrug die Qual weiter und weiter; sie war ihm süß, wie das geliebte Kind der furchtsamen sorgenvollen Mutter, sie war ihm das Liebste und Beste auf der Erde. Ohne die Qualen des Gedankenkampfes, den er leidenschaftlich immer wieder herausforderte, vermochte er nicht mehr zu existieren. Zuweilen ging sein Denken in ein Dichten, Träumen, Phantasieren, sozusagen in ein Tanzen und Musizieren über. Diese Verschiebung brachte ihm hohen Genuß. In Gedanken war er oft ein Sänger, Tänzer, Redner, 10
General oder Musiker oder oft auch ganz einfach nur ein Anbeter von schönen Frauen. Reizend dünkte es ihn, sich z. B. in die Zustände des siebzehnten Jahrhunderts zu versetzen. Die Weltgeschichte machte ihm den Eindruck eines Gedichtes, oder sie erschien ihm wie eine kühne, herrliche, tiefsinnige Freskomalerei. 20
Er machte die deutsche Sprache zu einem Schloß voll Zaubergemäcker; in den Grenzen und Bezirken der Philosophie lustwandelte er wie in einem edlen, mit geheimnisvollen lieblichen Verstecken und grünen Schlupfwinkeln erfüllten Fürstengarten. Die Wissenschaften verwandelten sich zu seinem Vergnügen in hohe 25
D 125 Bäume mit majestätischen Kronen, und die weite breite Gelehrsamkeit war licht wie der blaue Äther, hin und wieder aber seltsamerweise finster wie die Hölle. Seltsam und wild träumte der Student, liebte bisweilen in seinem Zimmer zu deklamieren oder zu tanzen. Schillersche Prosa zu lesen war für ihn eine Schwelgerei. Manchmal ging ihm etwas wie düstere Seeräuber-Romantik durch den Kopf. Er las Hölderlin und die griechischen Tragödien. Sein eigentlicher Lehrer war er selber, und man kann sagen, daß er

hauptsächlich bei sich selber in die Schule ging. Arm war er, aber daraus machte er sich nicht das geringste. Auf Kleider und derlei Äußeres legte er keinen Wert.

„Kopf muß ein Student haben“, pflegte er zu sagen.

5 Es muß hervorgehoben werden, daß er gern und viel turnte.

„Turnen muß ein Student“, pflegte er von Zeit zu Zeit zu sagen.

Murmeln, flüstern: das kennzeichnete ihn, das kam daher, weil er immer allein ging. Ganz auf sich selbst war er angewiesen, und das war ihm recht, denn er hielt diesen Umstand für einen großen D 126
10 Vorteil. In die Gesellschaft ging er nie oder nur sehr selten. Zu den Salons hatte er kein Vertrauen; es schien ihm, daß er unter Leuten seinen Wert verliere. Im Salon trug der elegante Frack und das einschmeichelnde gewinnende Benehmen über die Schärfe des Verstandes und ihre Wirkungen den Sieg davon, und diese
15 sehr einfache Erkenntnis verursachte ihm Unbehagen. Vor Zerstreuungen fürchtete er sich sozusagen, hatte sie also keineswegs nötig, denn ich habe in der Tat nur nötig, was mir wohltut. Aber den Wald, die Berge, den See liebte er dafür um so mehr. Die Wellen hatten für ihn etwas Gedankenreiches, auf freier Bergeshöhe
20 flogen reiche hohe Gedanken wie von selber aus der kühlen blauen Luft herab an den Wanderer heran.

Wandern, ja, das war des Studenten Freude!

Marschieren war ihm etwas wie ein musikalischer Genuß. Denken und Gehen, Sinnen und Schreiten, Dichten und Laufen
25 waren verwandt miteinander. Ihm kam der Wald mit seiner Kirchenruhe und -Stille wie ein Studiersaal vor, wo Naturwissenschaft, Religion, Weltweisheit und das Wesen der Liebe freundschaftlich gelehrt wurden. Der liebenswürdige süße Vortrag, den
30 die kleinen sangesfrohen Vortragsmeister von den zart verborgenen Tannenästen herab hielten, entzückte sowohl sein Ohr wie sein Gefühl. Unter redenden Menschen kam er sich dagegen häufig wie ein Mensch vor, der am Ertrinken, am Ersticken ist. Im Schweigen an und für sich schon lag der Gedanke, die Freiheit

und die Weisheit. Wenn der Student redete, wurde er augenblicklich gedankenarm. So schien es ihm wenigstens. Verfolgte er jedoch schweigend seinen Weg, so flossen alsogleich die silbernen, goldenen Gedankenwellen im schönsten Urzustand und eine ihn beglückende Vergeistigung durch die weichen Gegenden auf ihn zu, um ihn mit zu nehmen, in die Höhe zu heben, ihn wie in einem königlich schönen hellrotflammenden Segelschiff, stürmische Begeisterungen entzündend, in die fröhlichen Morgen- und Abendlüfte, hoch über die Erde und ihre kleinen Dinge ins stolze feurige und freudige Denkerreich empor zu werfen. Alles war dann klar und rein. Redete und disputierte er aber, so war alles trüb.

D 128 Seine Erscheinung war schlicht, schlecht und unauffällig wie die eines Arbeiters. Von äußerer Besonderheit war keine Spur an ihm. Sein Gang verkündete eine große Sanftheit aber zugleich auch einen starken Eigenwillen. Seine Haltung war bescheiden und zugleich stolz. Fern von jeglicher Extravaganz verrieten seine Manieren und sein Auftreten Energie und Entschlossenheit, doch war es ihm und Andern, die ihn sahen, wenn er so einherging, als schlafe er im Gehen. Vielfach grüßten ihn einfache Leute auf der Straße, auch kleine Kinder. Dann und wann war er träge. Aus seinen Augen strahlten Seelenruhe und das Feuer einer lebhaften Phantasie. Er lachte gern, aber im allgemeinen waren seine Gesichtszüge und sein Benehmen ernst.

Welche Form er annehmen, was er aus sich machen und wie es ihm ergehen würde, war ihm nicht recht klar. Er gehörte zu denen, die den festen Willen haben, sich zu entwickeln, lieber nichts als etwas Halbes und Falsches oder als etwas Schlawes zu sein, er gehörte, mit einem Wort, zu denen, die suchen.

14 keine] kein D

26 Er] Es D

Als er sich mitten im fleißigsten Studium sah, brach der Krieg aus. Alles Gedankliche stürzte ihm zu Boden, und er ging in den Wald, um dort gleichsam unter einem Stein aus der Urzeit all sein bisheriges emsiges Denken sorgfältig zu vergraben. Rasch faßte er sich, sagte allen Bedeutungen, allen seinen tiefen Dingen leise Lebewohl und eilte an Ort und Stelle, um die Waffen zu ergreifen und den Fahneid zu leisten. Bald war er Soldat, und das Gewehr wurde sein vertrauter guter Freund. Auf staubiger Straße, Vaterlandslieder singend, ging es gegen den Feind. Es kam zur Schlacht. Todeslust und Lebenslust vereinigten sich in der Brust des Studenten zu einem gewaltigen Empfinden. Mit den Kameraden stürmte er voran. Die Geschütze krachten, die armen Verwundeten wimmerten, der Feind wurde geworfen und die Schlacht gewonnen. Er blieb am Leben.

Wenn seine Gefährten im Schützengraben, wo die Leute wie die Urbewohner der Erde in Höhlen hausten, an Frau und Kinder dachten, so dachte der Student an seine Studierstube, nach deren Anblick er sich so lebhaft sehnte wie der Freund nach der Freundin, aber Philosoph, der er war, blieb er fest und ruhig, rauchte Pfeife und spielte Karten. Abwarten und Ausharren hatten für ihn etwas eigentümlich Reizendes und Großes, und die Entbehrungen, denen er sich zu unterwerfen hatte, erschienen ihm fast schön. Er vergaß zuweilen, wer und was er war. Wegen seiner Freundlichkeit und wegen seines Mutes wurde er gelobt. Er war gesprächig und redete die rauhe Sprache derjenigen, die dieselbe Aufgabe hatten wie er. Sein heißer Wunsch war, daß es ihm vergönnt sein möge, eines Tages gesund wieder in den Frieden, in die Freiheit und zu seinem Studium zurückzukehren.

Doktor Franz Blei.

Weit und breit als Schriftsteller bekannt, hat er einen berühmten Namen, und man rechnet ihn zu den Männern von Verdienst. Verdankt ihm das gegenwärtige geistige Leben nicht hunderterlei Anregungen? Ist er nicht unter anderem der Verfasser von zahl- 5
reichen bedeutenden Aufsätzen? Hier will ich erzählen, wie ich ihn kennen lernte und welchen Eindruck ich von seiner Persön-
lichkeit empfang.

D 131 Ich war zwanzig Jahre alt, lebte als Handelsbeflissener in Zü-
rich und wohnte daselbst in einem alten Haus auf dem Berg, in 10
einem Zimmer, das unmittelbar vor mir ein Maler, nämlich mein
Bruder, bewohnt hatte. Dem hübschen Zimmer war eine gewisse
Stimmung von Nachdenklichkeit und freundlicher Altertümlich-
keit eigen, weshalb ich es fast zärtlich liebte. Zwei gutherzige Tan-
nen standen dicht vor dem Fenster, und wenn ich am frühen Mor- 15
gen erwachte, so schienen sie mir mit ihren anmutigen ernsthaften
Ästen „auch schon munter“ und damit herzlich guten Tag sagen
zu wollen. Es gab damals für mich nur ein einziges Seltsames,
Großes und Wunderbares, das war die Natur mit ihren Nächten,
Abenden und frühen Morgen. Jugend-Romantik, wie beseeligtest 20
du mich! Es war im Mai, und Widmann in Bern hatte einige mei-
ner Gedichte in seinem Sonntagsblatt veröffentlicht. Ich sah mich
zum erstenmal im Leben gedruckt, worüber ich vor Vergnügen
fast verrückt wurde. Ich wiederhole, daß ich zwanzig Jahre alt war.
Mit zwanzig Jahren ist manches möglich, was mit vierzig nicht 25
mehr möglich ist. Die Frühlingserde glich einer liebenswürdigen,
grün- und weißgekleideten Prinzessin, und das hoffnungsreiche
Leben, von heiteren Aussichten schäumend und sprudelnd, tanz-
te und schwebte wie ein ungebundener, königlich schöner und
freier Tänzer daher, der weder Kummer noch Sorgen kennt. 30

Vgl. Die Schaubühne, Jg. XIII, Bd. 1, Nr. 2, 11.1.1917, S. 40–45 [KWA II 3].

Eines Abends, um die Zeit, wo ich gewöhnlich von der Arbeitsstätte oder vom Arbeitsfeld nach Hause zurückkehrte, sah ich auf dem Tisch, im Dämmerlicht der schon dunklen Stube etwas Kleines, blitzend Weißes und Feines liegen. Es war ein Brief,
5 ich öffnete ihn, trat ans Fenster, das noch einige undeutliche und schwache Tageshelligkeit gewährte, und las, was mir Doktor Franz Blei schrieb, der mich bat, ihn besuchen zu wollen, da er mich gerne kennen lernen möchte. Ich ging andern Tages, nachmittags sechs Uhr, zu ihm hin, um dem Manne, den meine Gedichte inter-
10 essiert zu haben schienen, meine Aufwartung zu machen, wobei es, wie ich mich erinnere, und zwar so deutlich erinnere, wie wenn es sich um eine Erscheinung von gestern oder vorgestern handeln sollte, aus grauem, weißem Himmel sanft auf einen wie mit Teppichen belegten Weg herabregnete, als weine es in leisen süßen
15 Strömen aus tränenangefüllten Augen. D 133

Sorgfältig trat ich in das Haus hinein, womit ich den Fuß zum erstmal in meinem Leben in ein feines und vornehmes Haus setzte. Er lächelte sehr freundlich, als er mich erblickte, und mit sichtlicher Artigkeit und Güte geleitete er einen jungen Men-
20 schen in seine Wohnung hinein, der sich die Kunst, sicher aufzutreten, noch in keiner Weise angeeignet hatte. Sein geistreiches Lächeln war überaus gewinnend. Im angenehmen und ruhigen Verlauf des Gespräches, das er mit mir führte, machte er mich, vom edlen Eifer beseelt, mich aus mancherlei Unkenntnis und
25 Unwissenheit heraufzuheben, auf einige Dichter, auf Lenz, Büchner, Brentano und Novalis aufmerksam. Es zeigte sich, daß er ebenso klug wie ernst, ebenso leicht und graziös wie schön spreche, und daß sein Benehmen überaus sanft und liebenswürdig sei. Geist und Bildung sprachen aus jedem Wort, das er redete; der
30 Schatz seines Wissens schien auf der Freundlichkeit und auf der Güte eines schönen und empfänglichen Herzens zu beruhen. D 134

4 ein Brief] einBrief D

Auffallend war seine Manierlichkeit, und die Artigkeit schien ihm angeboren. Eine gewisse gesellschaftliche Kälte, die er für schicklich halten mußte zu zeigen, schien seinen augenfälligen Wert keineswegs herabsetzen zu können. Er war sehr elegant gekleidet, und sein sehr feines Wesen ließ von Zeit zu Zeit etwas Spielerisches ahnen, das als Eigentümlichkeit an demselben haften mochte. Mir kam es vor, als habe er eine beträchtliche Summe von Herzlichkeit mit einer ebensolchen Summe von Verstand und einen vornehmen Geschmack mit den exaktesten Kenntnissen vereinigt. Ich sah ihn sich ebenso würdig wie frei und ungezwungen benehmen. Unter andern Annehmlichkeiten, die er mich fühlen ließ, schenkte er mir einige Bücher, und indem er mich mit seinen klugen Augen sorgfältig anschaute, wobei eine gewisse Fraglichkeit und Besorglichkeit über seine weltmännische Miene schwebte, fragte er mich, wie ich mir meine Zukunft vorstelle: „Sie sind im kaufmännischen Bureau beschäftigt und schreiben Gedichte. Werden Sie fortfahren, Gedichte zu schreiben und dabei kaufmännisch tätig zu sein?“

D 135 Ich antwortete: „Es wird mir kaum irgend etwas anderes übrig bleiben. Darf ich Ihnen gestehen, daß ich habe Förster werden wollen? Darf ich Ihnen ferner gestehen, daß ich anderthalb Tage bei einem Photographen in der Lehre gewesen bin, und daß ich vorübergehend auch an die Gärtnerei gedacht habe? daß jedoch bei alledem eine sehr lebhafte und kräftige Stimme in mir gewesen ist, die mir sagte, daß Berufsänderungen im allgemeinen immer nur Äußerlichkeiten, nicht Wesentlichkeiten sind? Lastet das äußere Leben nicht auf uns Menschen allen, wie z. B. ja doch auch auf Ihnen, Herr Doktor? Und können wir alle Besseres und Gescheiteres tun als des Lebens Druck und Last so schön, so sanft, so gutmütig wie möglich zu ertragen? Soll ich auf Grund dieses Gedankens nicht fröhlich der sein, der ich bin, und mutig weitertreiben, was ich bisher getrieben habe? Mußte ich mich, so jugendlich und unerfahren ich scheine, etwa nicht, wie viele Andere eben-

falls, davon überzeugen, daß es bei uns Menschen hauptsächlich auf eine Durchdringung ankommt, und kann sich ein Handelsbe-
flüssener, wie ich einer bin, nicht ebenso gut durchdrungen füh-
len wollen wie irgend ein anderer?“

D 136

5 Er lächelte und stimmte allem, was ich vorzubringen gewagt
hatte, oder was mir im Augenblick zu sagen eingefallen war,
leicht und artig bei. Es fiel mir angenehm an ihm auf, daß nicht
der leiseste Hauch von Dünkel von ihm ausging. Den Hochmut,
womit sich viele gebildete Leute zu umgeben und zu befestigen
10 pflegen, schien er nicht einmal zu kennen, geschweige denn zu
besitzen, und ich mußte bekennen, daß ich ihn um dieses herrli-
chen, ja bewunderungswürdigen Mangels willen augenblicklich
verehrte, hochachtete und liebte. In der Tat wirkte er wie ein be-
deutender, außerordentlich scharfsinniger und zugleich wie ein
15 ganz schlichter Mann auf mich.

„Wollen Sie einmal zu mir kommen, wenn Leute bei mir sind?“
fragte er. „Sehr gern“, gab ich zur Antwort.

Ich wurde gelegentlich eingeladen und lernte bei diesem An-
laß seine Frau Gemahlin und einige Damen und Herren kennen,
20 wobei ich sehen lernte, daß der Doktor eine ungewöhnliche
gesellschaftliche |Gabe entfaltete. Seine Fähigkeit, Tiefsinn und
Ernsthaftigkeit mit geselligem Witz und eine Fülle von reizenden,
anmutigen Einfällen mit hohem Anstand zu verbinden, er-
regte meine Sympathie, setzte mich in aufrichtiges Staunen und
25 machte mich glauben, daß er zurückhaltend zu sein verstehe,
ohne langweilig zu werden, und daß er harmlos und offenherzig
sei, ohne irgendwie die Grenze des Schicklichen zu verletzen. Ich
durfte mir sagen, daß er die Üblichkeiten respektiere, ohne sie
allzu genau zu nehmen, und daß er sich in Schwung zu bringen
30 vermöge, ohne sich anstrengen zu müssen. Gewandtheit und
Geschicklichkeit, die er offenbarte, schmälerten die Wärme, die
er fühlen ließ, in keiner Hinsicht, und es bot sich mir Gelegen-
heit dar, mich zu überzeugen, daß er der höchlich mittheilsame,

D 137

teilnehmende Mensch sei, der lieber weniger gefürchtet und geachtet als weniger lebenslustig und menschenfreundlich sein will. Ich konnte leicht beobachten, daß, obwohl Stolz und Selbstbewußtsein an ihm und seinem Auftreten kaum zum Vorschein kamen, er nichtsdestoweniger doch durchaus zu wissen oder zu
D 138 fühlen gesonnen sein mochte, wer und was er war, und derartiges beobachten zu dürfen, war für mich eine Freude, denn es war schön.

Ich sah ihn übrigens während des ganzen Sommers nur zweimal, und zwar auf der Straße: einmal aus einiger kleinen Entfernung, wie er über den Paradeplatz, an einer eleganten Konditorei vorbei ging. Soviel ich weiß, trug er einen zierlichen Spazierstock überaus gravitatisch, wobei er wie ein Abenteurer aussah, der sich aus Gründen des guten Tones so genau wie möglich nach den Vorschriften der Mode richtet, weshalb er, obgleich originell
10 gekleidet, durchaus unauffällig blieb, indem er Eigenheit mit Unscheinbarkeit auf die schönste Art in Einklang oder in Zusammenhang brachte. Obwohl er also durchweg modern und zeitgemäß, d. h. wie ein Mensch daherkam, der mit der Zeit rechnet, in der er lebt, so machte er mir dennoch den Eindruck des
15 Sonderbaren und Ungewöhnlichen, den Eindruck sozusagen des Fremdartigen, und ich glaubte nicht im geringsten zögern zu müssen, seine Figur in Gedanken in die Städte Mailand, Venedig, London oder Paris vom Jahre 1800 hinüber zu versetzen, indem
D 139 ich mich von der merkwürdigen Empfindung betroffen fühlte, 25 daß er besser zu den menschlichen Erscheinungen einer vorbeigegangenen als zu den Leuten der gegenwärtigen Epoche passe. Freilich muß ich gestehen, daß sich diese Beobachtung immerhin nur auf eine flüchtige Anwendung von Empfindsamkeit, demnach auf etwas Unbestimmtes stützte. 30

Das zweitemal traf ich meinen Mann, falls eine solche Redensart nicht unhöflich ist, unter den Kastanienbäumen einer städtischen Anlage an; wir gingen zusammen eine kleine Strecke weit,

und plauderten miteinander. „Haben Sie nicht Lust, nach München zu reisen?“ fragte er.

Ich gab zur Antwort: „Ich habe die feste Überzeugung, daß sich ein Aufenthalt in München nicht für mich eignet, weil ich
5 zum voraus weiß, daß ich mich dort schon am ersten Tag nach Zürich zurücksehnen würde. Insofern ich nach München reisen wollte, habe ich nicht das geringste Vertrauen mehr zu mir selber, aber inwiefern ich hübsch hier in Zürich zu bleiben entschlossen bin, traue ich mir alles Schöne und Gute zu. Ich bitte Sie, mich
10 auszulachen; aber was ich da sage, beruht auf einem wahren Gefühl. Was soll und kann ich in München anderes tun als im Kaffeehaus sitzen und Glacéhandschuhe mich erdreisten zu tragen, im Regen und im Sonnenschein umherlaufen, vielleicht von Zeit zu Zeit Münchens Sehenswürdigkeiten besichtigen, meinerwegen
15 auch hübsche Frauen kennen lernen. Ich verstehe nur nicht recht, was mir das Hübsche-Frauen-Kennenlernen nützen könnte. Nein, ich bleibe hier, denn ich habe meine ganz bestimmten Gedanken.“

D 140

Er fragte, indem er mich aufmerksam betrachtete: „Und was
20 sind das für ganz bestimmte Gedanken? Wollen Sie sie mir mitteilen?“

Ich sagte: „Einem klugen und milddenkenden Menschen teilt man gern allerlei mit großem Behagen und mit entschiedenem Vertrauen mit. So vernehmen Sie denn etwas, das Ihnen vielleicht
25 ganz töricht vorkommt. Ich werde gegen den kommenden Herbst aus der Stellung, die ich zurzeit bekleide, austreten und folglich arbeitslos und stellenlos sein, worauf ich in die Einsamkeit zu gehen im Sinne habe. Ich werde mich in die Abgelegenheit irgend
eines vorstädtischen Zimmers einschließen und dort fortfahren,
30 Gedichte zu schreiben. Dies ist ein ganz einfacher Plan, den ich, wenn mich nicht alles trügt, unbedingt ausführen, verwirklichen und lebendig machen kann. Wenn ich dann einige annehmbare Sachen geschrieben haben werde, so suche und finde ich einen

D 141

neuen geeigneten Posten, trete wieder in ein Bureau ein und bin derselbe vernünftig sowohl wie zweckmäßig arbeitende Mensch wie vorher.“

Er warf ein: „Sie wollen also, statt ins Weitläufige und Breite hinaus zu reisen und vielerlei Dinge, Neuigkeiten, sei's Mensch, sei's Gegend kennen zu lernen, lieber nur still wenige Schritte auf die Seite treten, um das Wesen der Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit zu erfahren. Werden Sie das immer so tun, und meinen Sie, daß es ersprießlich für Sie sei?“

D 142 Worauf ich mir erlaubte zu erwidern: „Ich stelle mir vor, es komme darauf an, daß man es probiere. Ich kann Ihnen versichern, daß ich mir immer Mühe geben werde, zur Kenntnis meiner selbst zu gelangen und mich danach zu verhalten. Jeder scheint durch Naturanschauung geneigt, oder vielmehr, wie ich mich ausdrücken möchte, verpflichtet zu sein, so zu handeln und sich so einzurichten, wie er fühlt und denkt, daß er am besten vorwärts kommt, ohne dabei seine Mitmenschen belästigen zu müssen. Jeder von uns hat meiner Meinung nach stets Grund zu versuchen, soviel wie möglich zu leisten, dagegen so wenig Geräusch wie möglich zu machen.“

„Und glauben Sie, um dichten zu können, aus Amt und Stellung absolut heraustreten zu sollen?“

„Gewiß! denn anders dichtete ich schon lieber überhaupt nicht, das hieße nur so nebenbei dichten, und das kann natürlich niemals das Wahre sein. Wie ich fest glaube, brauche ich zur Erledigung eines Geschäftes, dessen Führung ich ernst nehme, ganze Tage und eine volle Unabgeschnittenheit. Raum und Zeit spielen da eine bedeutende Rolle. Und wo wäre sonst das Opfer, das ich bringen muß, Hingabe und Mut, die ich beweisen soll? Keinen Moment zweifle ich, daß Dichten unter keinen Umständen irgend ein Unterhaltungsspiel ist, das nur so als Nebensache oder Zerstreung betrieben werden kann. Leben und Dichten müssen ohne Frage ein Einziges und Zusammenhängendes sein. Dichten

D 143

ist ein Großes und Ganzes und beansprucht daher sicher auch ein ganzes Leben, und sollte ich mich irren, was ich jedoch für unmöglich halten will, so liebe und bevorzuge ich den Irrtum und fliehe die Wahrheit. Sicher greifen Sie mich.“

5 „Wird es Ihnen gelingen, je nach Bedürfnis immer wieder einen Platz und eine entsprechende Beschäftigung unter den Menschen zu gewinnen?“

„Daran zu zweifeln und Befürchtungen hierüber zu haben ist mir noch nie eingefallen. Da ich keine großen Ansprüche erhebe,
10 so werde ich gewiß auch immer wieder ein kleines Plätzchen und irgend ein annehmbares, brauchbares Auskommen finden.“

„Ich gebe ein Nachtessen im Freien.“ (Er bezeichnete mir Tag und Stunde.) „Es werden Leute dabei sein, die sehr artig zu Ihnen sein werden. Nicht wahr, Sie kommen doch auch. Ich zähle darauf.“
15

Ich fühlte mich verbunden, die Einladung anzunehmen und sagte zu. Zur angegebenen Zeit | erschien ich in seinem Garten, wo in einer mit allerlei Lampen und Bändern geschmückten Laube ein Eßtisch gedeckt war, der sehr zierlich aussah. Die Nacht
20 war wie geschaffen, unter freiem Himmel zu sein und einige Stunden in der frischen Luft zu verbringen. Es wurde gesungen und gespielt, gelacht und geplaudert; Gedichte von Romantikern, wie z. B. von Brentano, wurden vorgetragen und der Beifall, den sie mit ihrer Schönheit und dem Wohlklang ihrer Zaubersprache herausforderten, wurde ihnen nicht verweigert,
25 vielmehr gern gespendet. Auch einige Szenen aus Büchners „Dantons Tod“ gelangten zum Vortrag, sowie das wundervolle Gedicht von Lenz, das, wenn ich mich nicht irre, mit den Worten beginnt: „O, ich schmeichelte mir viel –“ Ein reizender, genußreicher Abend war's, der mir stets lebhaft in Erinnerung blieb.
30

D 144

Fabelhafte, glänzend schwarze Nächte, und der Morgen dann so hell und freundlich, mit so guten, lieben, blauen Augen! Das Bleiche und das Rosige, das Nebelhafte und das Klare – –

D 145 Im Herbst hatte ich meinen Abseitsgedanken wahr gemacht
und saß einsam, mit allerlei seltsamen dichterischen Dingen be-
schäftigt, in einem kleinen armseligen Zimmer, dessen Fenster
freilich eine entzückende Aussicht in die Herbst- und später in
die Winterlandschaft gewährte. Die Stille und die Sonderbarkei- 5
ten taten es mir an, und ich fühlte mich unwiderstehlich von der
Macht des Düsteren und Einsilbigen angezogen. Das Nichts riß
mich mit seinem wunderbaren Gehalt hin. Die Beschäftigungslo-
sigkeit beschäftigte mich im höchsten Grad, und ich trank in vol-
len Zügen den melancholischen Reiz der Leere. Unangetastet 10
und unzerstreut wollte ich sein, und ich war es. Von Zeit zu Zeit
sprang die Türe auf, und ein übermütiger Tänzer tanzte unter
wunderlichen, drolligen Bewegungen zu mir herein. Auch be-
suchten mich bisweilen Reue, Wehmut und Trauer. Schön wie Kö-
nigssöhne waren die Abende, und den Sternen anvertraute ich, 15
was ich fühlte und dachte. Der Winter kam, und es schneite, und
immer saß ich im Zimmer. Das Haus, das ich bewohnte, glich ei-
nem Räuberhaus, aber ich liebte es gerade wegen seiner ergreifenden
Zerfallenheit. Die Tür zur Wohnung war meistens nur ange-
lehnt, keineswegs sorgsam zugeschlossen, und es sah aus, als sei 20
die Tür zu müde, um in einigermaßen ordentlichem Zustand zu
sein. Öfters drang ein klägliches Kinderwimmern an mein stets
lauschendes Ohr. Die Stunden kamen und gingen, eine um die
andere. Manchmal wollte ich verzagen, aber immer wieder fand
ich im sinnenden und dichtenden Innern Ermunterung. Beunru- 25
higungen machten mich ruhig, während mich Ruhe und Leicht-
sinn plötzlich wehmütig machen und beunruhigen konnten. So
lebte ich dahin. Als es kalt und kälter wurde, legte ich mir Tücher
um die Füße. Einheizen lassen wollte ich nicht, denn ich wollte es
nicht schön haben, ich wollte frieren. Hin und wieder schlich das 30
Bangen zu mir und berührte mir die Stirne; doch ich wußte es zu
verscheuchen, indem ich zu lachen und in der Stube umherzutanz-
en begann. Nichts störte mich, und auch ich störte und behellig-

te niemanden. Kein Mensch wußte, wo ich war, aber es brauchte es auch kein Mensch zu wissen. Kein Mensch kam zu mir, aber auch ich ging zu keinem Menschen. Nur einmal klopfte es eines Abends plötzlich an meiner Türe. Ich dachte zuerst eine kleine Weile darüber nach, wer das wohl sein könne, und dann rief ich „Herein!“ worauf groß und schlank Herr Doktor Franz Blei hereintrat.

D 147

„Also hier sitzen Sie, und auf solche Art und Weise verbringen Sie Ihre Jugend“, sagte er mit merkwürdig dunkler Stimme und verschwand wieder.

Es war nämlich gar nicht er selber sondern ein Spuk, eine Truggestalt, eine geisterhafte Einbildung, wobei zu bemerken ist, daß er ganz in grau erschien, was schon an und für sich auf Spuk und Unwirklichkeit schließen ließ. Indessen halte ich Spuk durchaus nicht für so ganz und gar unwirklich, und im übrigen war ich in jenem Augenblick wahrscheinlich ganz einfach durch fortwährendes Stillsitzen nur sehr hoch erregt und durch Abspannung des Geistes, des Gemütes und der Nerven stark geschwächt, weshalb ich vorübergehendermaßen veranlagt sein konnte, Gebilde zu schauen und Gegenstände wahrzunehmen, die offenbar gar nicht existierten. Wußte ich ja doch ganz genau, daß er längst ver-
reist war. Und wie hätte andernfalls der vornehme und gebildete Mann in ein so elendes Haus und in ein so schlechtes, erbärmliches Zimmer treten mögen. Ich sah ihn erst viel später, nach mehreren Jahren, und ganz wo anders wieder, aber wo ich mich auch aufhalten und unter was für Umständen ich auch leben mochte, immer dachte ich mit dem lebhaftesten Vergnügen und mit der besten Gesinnung an ihn.

D 148

Tobold.

Ich hieß früher Peter, erzählte mir eines Tages ein sonderbarer stiller Mensch namens Tobold, und er fuhr mit ruhiger Stimme fort zu erzählen: Ich saß in einem abgelegenen kleinen Zimmer, schrieb Gedichte und träumte von einem ruhmvollen großen Leben, von Frauenliebe und allen schönen großen Dingen. Des Nachts schlief ich nie, aber über die Schlaflosigkeit freute ich mich. Immer wach und voll Gedanken war ich. Die Natur, die versteckten Wege, die durch Wiesen und Wälder führten, bezauberten mich. Ich phantasierte und träumte tagelang; trotzdem wußte ich eigentlich nie, nach was ich mich sehnte. Ich wußte es und wußte es wieder nicht. Aber mein unbestimmtes Sehnen liebte ich leidenschaftlich und hätte es um keinen Preis verschwinden sehen mögen. Ich sehnte mich nach Gefahr, nach Größe, nach Romantik. Die Gedichte, die ich als Peter schrieb, gab ich viel später unter dem Namen Oskar bei guter Gelegenheit und zu guter Stunde heraus. Oft lachte ich wie verrückt über mich selber, war voller guter Laune, riß Witze. Als Bruder Lustig, d. h. zu Zeiten, wo ich sehr gut aufgelegt war, nannte ich mich Wenzel. In dem Namen scheint etwas Lustiges, Humoristisches, Weltfreundliches, Komisches zu liegen. Als Peter verzweifelte ich eines Tages gänzlich, und von da an schrieb ich kein Gedicht mehr. Feldherr, nichts Geringeres, hatte ich mir eingebildet werden zu sollen. Welch ein jugendlicher Wahnsinn. Ich sank in ein völliges Verzagen. Meinen Kameraden ging es damals übrigens auch nicht viel besser. Franz wollte ein großer Schauspieler, Hermann ein Virtuose und Heinrich ein Page werden. Sie sahen jedoch die Lächerlichkeit ihrer Träumereien ein, sanken von den hohen Postamenten ihrer kühnen Einbildungen herab, wurden Soldaten und gingen in den Krieg. Oder vielleicht wurden sie auch friedliche

Vgl. *Die Neue Rundschau*, Jg. XXVIII, Bd. 1, H. 2, Februar 1917, S. 212–229 [KWA II 1].

Beamte und Bürger, ich weiß es nicht genau. Ich hingegen, hingearissen von der unendlichen Trauer darüber, daß ich zu nichts Hohem in der Welt taugen sollte, lief in den Wald, der mir hold und süß erschien, und rief, da ich mich nach einem raschen Ende sehnte, laut weinend und bittend den Tod herbei, und der gute, mitleidige Tod kam als verschleierte Gestalt aus den Tannen auf mich zu, um mich in seinen Armen zu erdrücken. Die arme unglückliche Brust zerbrach, und das Wesen erlosch, aber aus dem Getöte-
5 ten stand ein neuer Mensch herauf, und dieser neue Mensch wurde mit der Zeit Tobold genannt, welcher hier vor dir ist und dir dies alles erzählt. Als Tobold kam ich mir wie neugeboren vor, und in der Tat war ich es ja auch. Ich schaute die Welt mit neuen Augen an; frische Zuversicht verlieh mir ungeahnte Kräfte und Säfte. Hoffnungen und Aussichten, die ich nie für möglich gehalten
10 hatte, sprangen an mich heran, um mich zu küssen, und das Leben lag mit einmal fabelhaft glänzend und wunderbar heiter vor der teils wiedergefundenen, teils neuerschaffenen Seele. Durch den Tod hindurch ging ich hinein ins Leben. Sterben mußte ich zuerst, bevor ich fähig war, zu leben. Unmittelbar aus der schreck-
15 lichsten Lebensmüdigkeit hervorgegangen, brachte ich es nun zu einem besseren Verständnis und kam zum Lebensgenuß. Ich hatte als Peter noch keinen Lebensgedanken, keine eigentliche Lebensauffassung gehabt, und darum starb ich. Wie müde macht dich das Leben, wenn du keinen tragenden, emporhebenden Gedanken, keine Anschauung, Betrachtung kennst, die dich mit den
20 Enttäuschungen, die im Leben liegen, freundlich aussöhnen. Dem Ruhm und allen ihm ähnlichen Dingen fragte ich jetzt nichts mehr nach; das Große schaute ich nicht mehr an. Eine Liebe für das ganz Kleine und Geringe hatte ich gewonnen, und mit dieser
25 Art von Liebe ausgerüstet, dünkte mich das Leben schön, gerecht und gut. Mit Freuden verzichtete ich auf allen Ehrgeiz. Eines

Tages wurde ich Diener und kam als solcher in ein Schloß zu einem Grafen.

Übrigens war ich noch ziemlich lang mit dem bloßen Einfall, mit dem bloßen spielenden Gedankens herumlief, der sich freilich mit der Zeit fast bis zur fixen Idee entwickelte. Mit einem sehr feinen, klugen, angesehenen Herrn hatte ich, wie ich mich lebhaft erinnere, bei Gelegenheit ein lebhaftes Gespräch über diesen Punkt. Die Idee, so verrückt sie scheinen oder in Wirklichkeit sein mochte, war einmal in meinem Kopf und ließ mir keine Ruhe. Ideen streben nach Vergegenwärtigung, nach Versinnbildlichung; ein lebhafter Gedanke will früher oder später in lebendige Wirklichkeit, in Körperlichkeit verwandelt sein. „Sie sind aber als Diener, wie mir scheint, kaum der geeignete Mensch“, sprach obengenannter, sehr kluger, feiner Herr zu mir, worauf ich glaubte entgegen zu dürfen: „Muß man denn unbedingt geeignet sein? Ich glaube ganz wie Sie, daß ich absolut nicht geeignet bin. Trotzdem will und muß ich nach Ausführung des wunderlichen Einfalles streben, denn es gibt eine innere Ehre, und dieser inneren Ehre gilt es durchaus Genugtuung zu verschaffen. Was ich von langer Hand her auszuführen wünsche, soll und muß auch eines Tages durchgesetzt sein. Die Frage, ob ich tauglich sei oder nicht, erscheint mir als Nebensache. Ob die Angelegenheit dumm oder klug sei, ist eine Frage, die mir ebenso nebensächlich scheint wie die erste. Tausende, vielleicht Abertausende von Menschen haben irgend eine Idee, lassen dieselbe dann aber wieder fahren, weil die Realisierung ihnen zu umständlich, zu unbequem, zu töricht, zu dumm, zu schwer oder zu nutzlos vorkommt. Ein Unternehmen ist nach meinen Begriffen schon darum, weil es Mut fordert, ein gutes Unternehmen und deshalb etwas Gesundes und Recht-schaffenes. Die Frage, ob das Unternehmen Aussicht habe zu gelingen oder nicht, scheint mir abermals nebensächlich. Den Ausschlag gibt und von Gewicht und Bedeutung ist, daß man Mut und festen Willen zeige und daß man das geplante Unternehmen

nur überhaupt eines Tages unternehme. So will denn jetzt ich also meine Idee wahr machen, denn die Wahrmachung allein wird mich befriedigen. Klugheit macht mich unter keinen Umständen glücklich, wenigstens vorläufig nicht. Ist nicht Don Quichote in seiner Verrücktheit und Lächerlichkeit ein wahrhaft glücklicher Mann? Ich vermag das keinen Augenblick zu bezweifeln. Ist ein Leben ohne Sonderbarkeiten, ohne sogenannte Verrücktheiten überhaupt ein Leben? Wenn der Ritter von der traurigen Gestalt seine verrückte Ritteridee wahr machte, so machte ich meinerseits meine Dieneridee wahr, die ohne Zweifel mindestens ebenso verrückt, wenn nicht gar noch um einige Grade verrückter ist als jene. Was nützen mir alle klugen Belehrungen aus Ihrem Mund? Probieren, sagt man, geht über Studieren, und dementsprechend möchte ich, wenn es möglich ist, durch die Tat und durch die Erfahrung selber belehrt und unterwiesen sein.“ Solches und Anderes mehr gab ich dem Herrn zur Antwort, der sehr fein und geistreich zu den Worten, die mir vorzubringen beliebte, lächelte.

Ich hatte Wedekind und Verlaine gelesen und allerlei Gemäldeausstellungen besucht. Zeitweise trug ich einen Gehrock und Glacéhandschuhe und trat dann und wann in ein elegantes Kaffeehaus, was mir, wie ich offen gestehen will, Vergnügen machte. Meine dichterische Neigung führte mich zu Leuten, die auf Grund einer hochentwickelten Intelligenz in der Welt den Ton angeben, indem sie das zeitgenössische Wissen und die zeitgenössische Bildung vertreten. Ich lernte allerhand liebenswürdige bedeutende Menschen kennen, deren Anblick und Bekanntschaft mir jedoch vor allen Dingen in Erinnerung rufen mußten, daß ich nötig habe, mich so stark wie möglich zu beeilen, selber nachgerade zu irgendwelcher Bedeutung zu gelangen. Ich führte mich eine Zeitlang wie junge Männer auf, die nach den Vorschriften der neuesten und besten Mode leben; dieser Lebenswandel befriedigte mich jedoch nicht sondern bestärkte mich im Entschluß nur noch mehr, irgend etwas Entschiedenes aus mir zu machen

und in eine bestimmte Schule einzutreten. Mit Lesen war es nicht getan; es galt vielmehr den kräftigen Schritt auszuführen. Eines Tages, im Spätsommer, langte ich auf einer ländlichen Eisenbahnstation an, wo ein Fuhrwerk auf mich wartete. „Sind Sie Tobold?“ fragte mich der Kutscher, und da ich die Frage bejahte, so wurde mir erlaubt, auf den Wagen zu klettern. Mit mir stieg eine nette Mamsell oder Jungfer auf den Leiterwagen. Das war der Anfang. 5

D 156 Zum Anfang gehört außerdem folgende kleine Szene: Als wir auf unserem Leiterwagen oder |groben Lastfuhrwerk in den Schloßhof hineinfuhren (ich sah zum erstenmal in meinem Leben einen solchen, nämlich einen Schloßhof), sprang mit sehenswerter Behendigkeit und Geschicklichkeit die Mamsell oder Zofe vom Fuhrwerk herab und beeilte sich, auf einen jungen feinen Herrn in vornehmer grüner Jägertracht hinzuzuspringen, dem sie unter einem sehr graziösen, gewissermaßen altfranzösi- 10 schen Knix und Huldigungskompliment flink und überaus zierlich die vornehm dargehaltene Hand küßte. Der Handkuß hatte für mich Schloßneuling etwas ebenso Verblüffendes als Erstaunliches. „Sonderbare altertümliche Sitten hier“, glaubte ich für mich murmeln zu müssen. Wie sich bald darauf ergab, war der 20 feine, zarte junge Herr, dessen Hand so flink und untertänig geküßt wurde, der Sekretär oder Geheimschreiber des Grafen, von Geburt ein Däne, ein Mensch, von dem ich bei Gelegenheit noch Einiges und Anderes zu sagen haben werde. Mich hingegen, der ich da Betrachtungen anzustellen für gut fand, riß ein Kerl und 25 Grobian erster Klasse aus allen nützlichen oder nutzlosen Nachdenklichkeiten mit dem barschen und |gebieterischen Wort heraus: „Kommen Sie!“ Der grobe barsche Kerl war, wie ich sogleich erfuhr, der Verwalter, Hausmeister oder Kastellan des Schlosses, ein Donnerwetterskerl von Pole, einer, der mir anfänglich nicht 30 sonderlich gefallen wollte, den ich aber in der Folge gerade wegen seiner Grobheit lieb gewann. Was blieb mir auf das „Kom-

men Sie!“ anderes übrig als freundlich und fleißig zu gehorchen. Der Kastellan war mein Vorgesetzter und damit basta!

Zehn oder auch weniger Minuten später stand ich in einem großen schönen, halbdunkeln Gemach einem Herrn gegenüber, den ich soeben die außerordentliche Ehre gehabt habe anzuführen, und den wir daher bereits einigermaßen kennen, nämlich vor dem Sekretär oder zarten blassen Dänen, der mit einer Art leisem dänischen Deutsch und mit einer so feinen abgedämpften Stimme, wie man sie gewiß nur in Schlössern zu hören bekommen kann, folgendes zu mir redete: „Sie sind Tobold, nicht wahr, und treten mit heutigem Tag in den Dienst des Herrn Grafen als gräflicher Diener. Man hofft, daß Sie fleißig, treulich, pünktlich, artig, höflich, lehrlich, arbeitsam, pflichteifrig und allezeit folgsam hier bei uns sein werden. Ihr Anblick ist befriedigend, hoffentlich wird auch Ihre Aufführung befriedigend sein. Sie müssen von jetzt an alle Ihre Bewegungen abzutönen und zu verfeinern suchen. Eckiges und lautes Wesen ist hier im Schloß nicht beliebt und wird es auch niemals werden. Wollen Sie sich das gütigst ein für alle Mal merken. Sie müssen unbedingt wissen, daß hier die Stimmen leise sind und daß jede Geste allezeit vornehm und wohlabgewogen sein muß. Schleifen Sie schleunig ab, was noch irgendwie grob und hart an Ihrem Betragen ist. Versuchen Sie vom ersten Tag an, ob Sie fähig zu sein vermögen, stets mit äußerster Sorgfalt auf dem Boden aufzutreten. Der Herr Graf ist hierin ungemein empfindlich. Seien Sie schnell, flink, exakt, aufmerksam und leise. Im übrigen empfehle ich Ihnen, Kälte und Ruhe zur Schau zu tragen. Sie werden das alles in kurzer Zeit lernen, denn Sie sehen glücklicherweise durchaus nicht unintelligent aus. Sie können gehen.“ Das alles wurde mit leiser, hochvornehmer, fast müder und schläfriger Stimme gesprochen. Durch/aus schloßmäßig und stilvoll, ungefähr wie ein Mann aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert, verbeugte ich mich und verließ das Zimmer auf den Zehen.

D 158

D 159

Der Däne nälelte, dänelte so und redete wie ein Vögelchen. Ganz anders der Kastellan oder verfluchte Pole, der die deutsche Sprache sprach, als verachte er sie und wolle sie deswegen züchtigen. Aber er war nichtsdestoweniger ein ganz braver, netter, guter Kerl dabei. Freilich in eine Schule nahm er mich, wie ich noch in keiner gewesen bin. „Kommen Sie, Tobold“, hieß es immer, oder: „Wo stecken Sie, Tobold?“ Immer war er hinter mir her wie ein Jagdhund. „Machen Sie rasch“, sagte er, oder: „Sie müssen flinker sein, hallo!“ „Wenn ich Sie rufe, Tobold“, sprach er, „so sollen Sie auch schon zur Stelle sein, eins, zwei, haben Sie verstanden? Und wenn ich im Sinn habe, Ihnen zu sagen, daß Sie verschwinden sollen, so haben Sie meine Absicht zu erraten und sollen verschwunden sein, ehe ich dazu gelange, Sie dazu aufzufordern. Sie sollen flink sein wie der Wind, der mit einmal da ist, und fest wie Eisen, das nicht zerbricht. Wenn Sie den Kopf hängen lassen, so ist es aus mit uns Beiden. Sie sollen bei mir etwas lernen, das Sie nachher werden anwenden und verwerten können. Nicht lange besinnen, Tobold! das ist nicht gut. Jeden Augenblick müssen Sie bereit sein, und Sie sollen entschlossen zu Allem sein wie Feuer, das, wenn es einmal angezündet ist, fort und fort brennt. So! Abmarschieren!“ – Auf solche und ähnliche Art trieb er mich umher. Einmal wollte er mir, weil ich in meinem Zimmer Zigaretten rauchte, anstatt bei der Pflicht zu sein, eine Ohrfeige geben. Stürmte herein wie der Teufel und machte Miene, mich zu verunehren. Ich hielt ihm aber sachte den Arm fest, wobei ich ihn mit einem Blick durchbohrte, der mehr als eine ganze flammende Rede sagte. Ganz nah, Gesicht an Gesicht, Nase dicht an Nase, standen wir einander gegenüber, und als ich ihm das eine kleine Wort sagte: „Wagen Sie das nicht“, wurde er mit einmal ganz zart und behutsam, ja, er wurde sogar weinerlich. Um die günstige Lage völlig auszunützen, meldete ich mich sogleich beim Sekretär, den ich auf die Frage, was mir gefällig sei, mit deutlicher Stimme ersuchte, mich möglichst sofort aus dem Schloß und Schloßdienst zu entlassen: „Ich habe es satt und

wünsche nichts so lebhaft und dringlich, als diesem Schloß mit aller Entschiedenheit den Rücken zu drehen.“

„Und warum?“ wurde fein und zurückhaltend gefragt.

„Weil der Kastellan ein grober Mensch ist und weil ich nicht
5 hierhergekommen sein will, um mir Grobheiten gefallen zu lassen“, gab ich frech zur Antwort.

Man entgegnete weiter nichts als: „Es beliebt uns nicht, uns auf derlei Dinge einzulassen und wir müssen Sie freundlich aber auch ernstlich ersuchen, ruhig wieder an Ihre Arbeit zu gehen.“

10 Mit dem Kastellan wird man reden.“

Mit dem verfluchten Kerl wurde geredet, der mir nun fast leid tat, weil ich ihn verklagt hatte, womit ich vielleicht nicht gar so sehr zu eilen nötig gehabt hätte.

Park und Dorf waren reizend, und nach und nach wurde es
15 Herbst. Ich bekam eine Livree, d. h. einen Frack, worauf ich sehr stolz war. Ich fing nach und nach an, alle und jede Schüchternheit abzulegen und dafür übermütig, selbstbewußt und dreist zu werden. Der Kammerdiener fühlte sich eines Tages, aus verletzter Würde, veranlaßt, mir eine Lektion zu erteilen, und zwar im Speisesaal, während des Mittagessens, als wir vier Diener, der Kastellan, der Kammerdiener, der erste und zweite Diener, mit Servieren beschäftigt waren. Beim Essen ging es natürlich immer höchst stilgerecht, fein und feierlich zu. Eben wollte ich einen hohen Haufen frische Teller ergreifen und kühn mit dem ganzen hohen Berg
20 auf der Hand um die Tafel und um die an derselben sitzenden und schmausenden Herrschaften herumspazieren. Der Kammerdiener, dieser Vertreter alles dessen, was schicklich in Schlössern ist, sah meine Kühnheit, und indem er sich von ihr überzeugte, trat er sehr erhaben, mit vorwurfsvoller, strafender Miene, auf mich hinzu, um mir mit leiser Stimme zu sagen: „Wir machen hier keine Kellnerkunststücke. Man muß Ihnen zu verstehen geben, daß Sie zu wenig Gefühl für Würde haben. Sie dienen hier in einem feinen und großen Hause und nicht in irgend einem Restaurant. Da
25
30

D 162

D 163 Sie diesen Unterschied nicht würdigen zu können | scheinen, was
lebhaft zu beklagen ist, so muß man Ihnen denselben einiger-
maßen verständlich zu machen versuchen. Stellen Sie gefälligst
die Hälfte der Teller wieder ab.“ Das Gesicht voll Verachtung, die
Augen voll Zorn und stolzer Mißbilligung und die von hohem 5
oder höchstem Anstandsgefühl durchsättigte Stimme, mit der er
mir das alles sagte, werde ich niemals vergessen. Der Kammerdie-
ner war ja in jeder Hinsicht ein Muster, während dagegen ich al-
lerdings ganz sicher noch lange nicht als mustergültig betrachtet
werden konnte, was ich freilich durchaus selber jederzeit sehr gut 10
begriff. Dem Kammerdiener kam ich stets ein wenig verdächtig
vor.

Da der Kastellan sah, daß ich mir ehrlich Mühe gab, so war er
verhältnismäßig zufrieden mit mir, was er mir auch offen zuge-
stand. Das Jagen und Treiben vermochte er indessen nie ganz zu 15
unterlassen. Ich will einen kleinen Vorfall komischer Natur, d. h.
eine geringfügige Unannehmlichkeit nicht zu erwähnen verges-
sen: im Anfang meines Aufenthaltes im Schloß stieß ich zufällig
einmal, als ich durch die Gebüsch des Parkes streifte, mit einem
D 164 | der beiden Jäger zusammen, der mich, da er offenbar in mir eine 20
herrschaftliche Person vermutete, ehrfurchtsvoll, also ganz ent-
schieden viel zu höflich grüßte und damit einen Irrtum beging,
der ihn zu veranlassen schien, mir noch ziemlich lang nachher
Groll nachzutragen, obschon er dazu nicht die geringste wahre
Ursache hatte. Mit dem Grafen selber kam ich nie in eine eigent- 25
liche Berührung, was mir selbstverständlich ziemlich gleichgültig
war. Sehr gut gefiel mir mein Zimmer zu ebener Erde, und das war
mir im Grunde die Hauptsache. Ein Engländer, Hauptmann der
englischen Armee und scheinbar naher und vertrauter Freund des
Grafen, darf nicht unerwähnt bleiben, denn dieser Engländer gab 30
in allem fortwährend den Ton an. Was er anordnen oder anraten
mochte, galt als unübertrefflich und war daher ohne Frage wert,
daß man es augenblicklich ausführte. Ich weiß nicht sicher, ob es

auf sämtlichen deutschen Grafenschlössern einen Engländer gab oder gibt, der in hohem Ansehen steht oder stand und dessen Erscheinung einen besonders hohen Grad von Achtung genoß oder genießt. Jedenfalls war bei uns Einer vorhanden, und ich kann getrost sagen, daß er stark ins Gewicht fiel. Im übrigen möchte ich nicht ungerecht sein und fühle mich deswegen verbunden, zu erklären, daß mir der Monsieur Engländer als ein sehr artiger Mann und als sehr wohl erträglicher Mensch erschien. Sein Auftreten zeichnete sich in erster Linie durch sehr große Einfachheit aus, und aus seinem klugen Gesicht sprachen Menschenfreundlichkeit, Energie und Bildung. D 165

Das Schloß selber war ein mächtiges Gebäude, und die zahlreichen schönen Zimmer und Gemächer, in die ich beliebig Blicke werfen durfte, fesselten durch ihr vornehmes Aussehen meine Aufmerksamkeit und mein Interesse natürlich stark. Einige Räumlichkeiten enthielten Sehenswürdigkeiten in großer Menge, so unter anderen schöne Öfen aus dem Zeitalter der Zierlichkeit und Galanterie. Ein weitschweifiger Estrich war vollgepfropft mit allerhand bemerkenswerten und seltsamen Gegenständen, die lebhaft bekundeten, daß der Graf ein eifriger Sammler von Antiquitäten sei. Im Bibliothekzimmer herrschte eine edle feine Stimmung, und in den luftig-weitläufigen Gängen, die das Sonnenlicht oftmals auf eine reizende Art durchflutete, hingen an den Wänden allerlei köstliche alte Bilder, eigentümliche und anziehende Zeugnisse über den Kunstfleiß von ehemals, wie z. B. Familienbilder und Stadtansichten. Den großen Rittersaal schmückten reichverzierte, imposante und kostbare Möbel, Beweistümer eines ebenso kräftigen wie längst untergegangenen Geschmackes, zum Teil wundervolle Stücke: Tische, Stühle, Leuchter oder Spiegel. Hier war eine wahre Pracht und Herrlichkeit glanzvoll versammelt, die einsam und groß anmutete. Dann gab es wieder Zimmer mit entzückenden Sachen und Sächelchen aus der Empire- und Biedermeierzeit, Epochen sozusagen der Nervosität D 166

und des genialen Empfindens. In der Empfangshalle zog ein merkwürdiger alter Schlitten das Interesse an, nur des Grafen Schlafzimmer war ganz kahl. Außer einem Bet- und Beichtstuhl von altertümlichem Gepräge war hier eine absolut moderne, offenbar beabsichtigte Nüchternheit und Schmucklosigkeit zur Schau gestellt, falls man das überhaupt kann. Etwas, das nicht vorhanden ist, (und das ist unter absoluter Kahlheit doch wohl zu verstehen), dürfte schwer zur Schau zu stellen sein. Der Graf schien mit Vorliebe englische Schriftsteller zu lesen, wie z. B. Shaw.

Eine der hervorragendsten Obliegenheiten, die ich zu erfüllen hatte, bestand in der Besorgung der zahlreichen Lampen, eine Beschäftigung, die mir großes Vergnügen verursachte, weil ich sie durchaus lieb gewinnen lernte. Allabendlich brachte ich sozusagen, bei einbrechender Dunkelheit, Licht in die ringsherum herrschende zweifelhafte Dämmerung, oder wenn man will: Finsternis. Da der Graf ein Liebhaber von schönen Lampen und Lampenschirmen war, so mußten dieselben stets mit äußerster Sorgfalt gepflegt und behandelt werden. An schönen Abenden, wenn ich so in den Zimmern herumschlich, alles so mäuschenstill und voll zarter Stimmung war, wollte mir das ganze Schloß wie verzaubert vorkommen. Alle Gemächer waren etwas wie Zaubergemächer, der Park war ein Zauberpark und ich selbst erschien mir mit meinem leisen, vorsichtigen und behutsamen Lampenlicht wie Aladin mit der Zauber- oder Wunderlampe, der eines Abends die große breite, mit orientalischen Prachtteppichen belegte Palasttreppe hinaufspringt. Eine zweite, ebenso wichtige und bedeutende Aufgabe war die Heizung oder das Besorgen der Öfen, denn es fing nach und nach an kalt und kälter zu werden. Was diese zweite Obliegenheit betrifft, so kann ich sagen, daß sie mich entzückte. Einheizen und Einfeuern ist bei mir immer beliebt gewesen und hat mich von jeher auf eigentümliche Art gefreut. Ich brachte also den Menschen, d. h. meinen Herrschaften neben

dem Lampenlicht, dessen sie sich durch meinen Pflichteifer zu erfreuen hatten, sozusagen auch noch die belebende, belustigende Wärme, und ich darf wohl so frei sein und behaupten, daß ich es hinsichtlich dieser letzteren Übung und Handhabung bis fast
5 zur offenkundigen Meister- oder Künstlerschaft brachte, die durchaus unumstritten zu sein schien und allgemein anerkannt wurde. Reizend dünkte mich besonders die Behandlung der Kamine. Ich konnte halbstundenlang am Fußboden beim Kamin
10 kauern und in die fröhlichen geistvollen, graziösen Flammen schauen. Eine unendliche Seelenruhe kam, wenn ich so das schöne Feuer betrachtete, über und in mich, und die ¹Heimlichkeit D 169 und Gemütlichkeit, die ich beim sorgsamem Anblick des seltsamen Wesens, dieses züngelnden, lodernden, romantischen Elementes empfand, machte mich im vollen Umfang des Begriffes
15 und im wahren Sinn des Wortes glücklich. Vom Kohlen hin und her schleppen, von derben, plumpen, ungefügigen, immerhin aber sehr brauchbaren und nützlichen Holzklötzen, von schmalen, zarten Kienspänen und davon, daß ich mich im Kohlenkeller immer schwarz machte, was vom Kastellan gerügt zu werden
20 pflegte, wobei er jedesmal „Tobold, wie sehen Sie aus!“ zu mir sagte, will ich weiter nicht viel sagen, da sonst der Worte und Andeutungen nur zu viele werden.

Himmlich schön war öfters leiser Spätherbstregen und die Nacht im Schloßpark. Träumend oder lesend saß ich zu solcher
25 Stunde in meinem Zimmer beim Schein der Lampe, das Fenster stand offen, und die ganze nächtliche Welt schlich dann wie ein guter Freund zu mir in die Stube herein, um mir Mut, Trost und Zuversicht ins Herz einzuflößen. Überraschte mich der grobe ungestüme Pole, nämlich kein anderer als unser Herr Kastellan,
30 ¹beim stillen aufmerksamen Lesen, so machte er ganz bekümmerte, erschrockene Augen, und mit sorgenvoller Miene sagte er: „Nicht lesen, Tobold, nicht lesen. Nur um Gottes willen nicht zu viel lesen. Das ist nicht gesund. Das schadet Ihnen, Tobold. Das
D 170

macht arbeitsunfähig. Gehen Sie lieber schlafen. Schlaf ist gut. Schlafen ist wichtiger und besser als Lesen.“

Über ein Fäßchen allerfeinsten Kornbranntwein, das zu des Kastellans und zu eines gewissen sonstigen Menschen, nämlich zu meinem höchsteigenen schmunzelnden, händereibenden Vergnügen ankam, um alsogleich von genannten beiden bedeutenden oder unbedeutenden Persönlichkeiten scharf geprüft und ganz gehörig untersucht und erforscht zu werden, werde ich mich hüten mehr Worte zu verlieren als diese wenigen.

Wie ich mich erinnere, schrieb ich eines Abends folgende geheimnisvolle

Studie über den Adel.

D 171 Statt in der Hauptstadt auf unlauterer Grundlage den zweifelhaften oder halbverzweifelten ¹Lebemenschen zu spielen, als Ärgernis und Anstoß erregende, überflüssige Figur herumzustehen und zu -laufen, elegante Manieren mit mehr oder weniger Glück zur Schau zu tragen, daneben aber guten und geduldigen Menschen lästig zu fallen, Nichtstuer und unverbesserlicher Tagelöhner, Tunichtgut und Taugenichts zu sein, lebe ich lieber hier auf Schloß D... als Diener des Grafen K..., bin arbeitsam, energisch und tätig, verdiene durch tägliche, ebenso beschwerliche wie ehrliche Arbeit mein tägliches Brot und lerne nebenbei auch noch den Adel und seine Sitten bestens kennen, die kennen zu lernen für die meisten Menschen wenn nicht geradezu unmöglich so doch wenigstens ganz bestimmt ziemlich schwierig ist, weil der Adel auf Burgen haust und in unnahbaren, uneinnehmbaren Schlössern sitzt, wo er befiehlt, herrscht und residiert wie ein Gott oder zum mindesten wie ein Halbgott! Herrlich, beim

15 herumzustehen und zu -laufen] herumzustehen- und zu laufen D

Heil meiner Seele, sind die Wohnplätze und -Sitze des Adels, seine Ställe sind voll der schönsten und feurigsten Pferde, seine Sitten sind altherkömmlich und hochvornehm, und was seine Bibliotheken betrifft, so glaube oder weiß ich, daß sie von Pracht-
5 bänden ebensogut strotzen wie seine Säle und Hallen von Luxus, Eleganz und Reichtum. Bedienen den Adel nicht Diener, wie Schreiber dieser Zeilen einer ist, auf das eifertigste und zuvorkommendste, und irre ich mich etwa, wenn ich ziemlich laut sage, daß alles, was adelig ist, auf Gold und Silber speist? Einen
10 Grafen frühstücken zu sehen, wirkt beklemmend und niederschmetternd, und es muß daher ratsam erscheinen, sich vor der Verwegenheit, einen Grafen zu stören, der zu frühstücken geruht, wohl in acht zu nehmen. Was beliebt dem Adel im allgemeinen zu essen? Diese schwierige und feinsinnige Frage wird meiner
15 Meinung nach am glücklichsten und einfachsten dadurch beantwortet, daß man sagt: Der Adel ißt mit Vorliebe Speck mit Ei. Außerdem verzehrt und vertilgt er gern allerlei köstliche Marmeladen. Wenn wir nun die vielleicht etwas bange, weil vermutlich völlig unerwartete Frage aufwerfen: Was liest der Adel? so
20 hoffen wir den Nagel auf den Kopf zu treffen, indem wir munter antworten: Außer den Briefen, die ihn nie erreichten, liest er herzlich wenig. – Welcherlei Musik schmeckt und mundet ihm am meisten, falls es ihm gefällig sein sollte, sich herabzulassen, uns hierüber einen Bescheid zu geben? – Der Bescheid lautet
25 ganz einfach: Ei, die Wagnersche. – Was tut und unternimmt, und womit beschäftigt sich der Adel so den ganzen lieben Tag lang? Als Antwort auf diese offenbar ebenso verblüffende, wie sicherlich durchaus naheliegende und deshalb schwerlich irgendwie verletzende Frage müssen wir notwendigermaßen sagen: Er
30 geht auf die Jagd. – Und des Adels Frauen, wodurch etwa können sie sich vorteilhaft hervor- und abheben? Geschwind eilt die behende und graziöse Zofe Antwort herbei und meldet: Ich vermag nicht viel zu sagen. So viel kann ich aber immerhin sagen, daß

Herzoginnen sich in der Regel durch imponierende Körperfülle auszeichnen und daß Baroninnen meist schön sind wie milde, sinnverwirrende Mondnächte. Prinzessinnen mögen fast durchweg eher spindeldünn, zart und mager als robust und breit sein. Gräfinnen sieht man Zigaretten rauchen, und sie gelten als her- 5
risch. Fürstinnen dagegen sind sanft und bescheiden.

D 174 | Diese knappe und kurze Abhandlung sandte ich warm und eilig an die Redaktion eines bedeutenden Tageblattes; die Bemühung erwies sich jedoch als nutzlos, das Geistesprodukt blieb ungedruckt und wanderte wahrscheinlich in den jederlei derartige ver- 10
schwendete Anstrengungen aufschnappenden Papierkorb, was der Autor natürlich innig bedauerte, ohne aber zornig zu werden, da er nie ein großer Schriftsteller sein zu sollen meinte. Ich erinnere und mahne an Nordamerika, wenn ich berichte, daß ich eines Tages, als ich gerade weiter nichts zu tun zu haben glaubte, als 15
in einem Tagebuch zu blättern, das im großen Saal auf einem Spieltisch zu liegen pflegte, und in das sich des Grafen Gäste gern einzeichneten, auf den Namen Vanderbilt stieß, eine Begegnung, die mich frappierte.

Hier möchte ich nicht zu sagen verfehlen, daß mir unser Herr 20
Graf trotz der Kälte und des Stolzes, die er uns alle ganz natürlicherweise sehen, und trotz einer gewissen Härte, die er seine Umgebung fühlen ließ oder aus besondern Gründen fühlen lassen wollte, recht eigentlich immer sehr gut gefiel. Ich schrieb und mutete ihm stets einen edlen, guten Charakter und ein schönes 25
Herz zu. Daß ich ihn respektierte, versteht sich von selber; das Gegenteil wäre unmöglich gewesen. Der Graf gehörte zu den Leuten, die sich aus teils angeborner, teils anezogener Neigung härter, böser und häßlicher darbieten als wie sie im Grunde sind, während man demgegenüber niedrige Seelen sich oftmals beein- 30
lichen sieht, menschlich und lieblich zu scheinen, weil ihnen aus weichlichem, mitleidigem Benehmen irgend ein Vorteil erwächst.

Der Graf verachtete derlei Manöver, er hatte nicht nötig eine Miene zu machen, wie wenn er der Heiland sei. Leute wie mein Graf verschmähen jede Täuschung; nichts Unsauberes, nichts Dumpfes und Dampfiges, nichts Schwindlerisches, Verräterisches, 5 Scheinheiliges, Heuchlerisches ist an ihnen. Sie sind wahrhaftig in gar mancher Hinsicht durchaus nicht lieb und durchaus nicht süß, dafür kann man sich aber auf ihr Aussehen und Auftreten verlassen. Ihre Erscheinung verspricht nicht allzuviel Schönes und Gutes, betrügt und hintergeht aber darum auch um so weniger. 10 Nur hie und da fällt vielleicht aus ihrem harten bösen Mund ein Wort, das schön, gut und kostbar ist wie Gold, alsdann merkt man plötzlich, wer und was sie sind. D 176

Im November, zum Beginn der Jagden, wurde es lebhaft im Schloß. Gäste kamen und gingen, es wimmelte oft förmlich von 15 Menschen in dem großen Gebäude, und die Diener hatten bald entweder plötzlich nichts oder dann mit einmal wieder nur fast zuviel zu tun. Manchmal war es traumhaft still im Schloß; mit einmal und so rauschte wieder das allerlebhafteste Leben durch die Gänge und Säle. Frauen tauchten an irgend einem Punkt 20 stolz und groß auf. Es galt aufmerksam, klug und arbeitsam zu sein. Der Kastellan war fortwährend in aufgeregter Bewegung, und der Kammerdiener entfaltete eine fabelhafte, kammerdienerliche Hoheit. Der Sekretär bat mich einmal, der Baronin H... in seinem Namen ein Glas Zitronenlimonade aufs Zimmer 25 zu bringen. Der zarte und schwierige Auftrag setzte mich in das freudigste Entzücken. Rasch und zugleich begreiflicherweise sehr feierlich trug ich das Getränk zu der schönen Frau, die mir wie aus lauter frischer Milch gebaut und geformt schien. Die Baronin H... war in der Tat eine ungewöhnliche Schönheit, schlank D 177 30 und groß, aber gleichwohl weich und voll. Nietzsche sagt gewiß mit Recht, daß Frauen, die klein und unansehnlich von Figur sind, unmöglich schön sein können. Ich trat in das Gemach ein und überreichte der Baronin, die ich ganz einfach anbetete, die

Limonade mit folgenden scheinbar entweder sehr vorsichtigen und gewählten oder äußerst unvorsichtigen und überschwenglichen Worten: „Mich schlechten und wertlosen aber glücklichen, wenn nicht übergelücklichen Menschen schickt der gewiß in diesem Augenblick ebenfalls glückliche oder übergelückliche Herr Sekretär hier mit einem Glase Zitronenlimonade zu der Frau Baronin, um damit der schönsten Frau der Welt zu überbringen, um was ebenderselben gefallen hat zu bitten. Der Herr Sekretär befahl mir, der Frau Baronin zu sagen, daß er um Erlaubnis bitte, sich der gnädigen Frau mehr als tausendmal ganz und gar dienstfertig empfehlen zu dürfen. Ich weiß nicht, wo sich der Herr Sekretär in diesem Moment befindet; das aber weiß ich und kann ich sagen, daß, wo er immer zur Stunde oder Minute sein mag und was ihn auch immer Wichtiges beschäftigen kann, er der Frau Baronin in Gedanken, und zwar wahrscheinlich stürmischer, als sich vielleicht nach den strengen Gesetzen aristokratischen Anstandes schickt, die Hand küßt, weil er sich jeden Augenblick als gnädiger Frau gehorsamen, zu allem entschlossenen Ritter, Trabanten und Bedienten fühlt. Die schönsten und gütigsten Augen, die man erblicken kann, ruhen, wie er sieht, mit Verwunderung und mit einigem Erstaunen auf dem geringen Abgesandten und unbedeutenden Überbringer, der die Sprache derer spricht, die sich in einem Rausch von Glück befinden, weil ihnen vergönnt wurde, den Liebreiz, die Gnade und die Schönheit in Person bedienen zu dürfen. Frau Baronin machen ja in der Tat jeden glücklich, der vor dieselbe hintreten darf, und dieser Umstand kann vielleicht die Rede, die man zu halten wagte, und die Tonart, in die man gefallen ist, einigermassen entschuldigen.“

Ob ich die vermessene und verliebte Ansprache nun wirklich hielt oder nicht, ob ich sie nur phantasierte und träumte oder tatsächlich vom Stapel laufen ließ: jedenfalls erhielt ich, wie mir deutlich in Erinnerung geblieben ist, von der schönen Frau einen überaus freundlichen, gefälligen und angenehmen Blick

aus wirklich ganz ungewöhnlich schönen weichen Augen und dazu noch ein kurzes und verbindliches Wort höchst artigen Dankes, das für mich eine Art Beute war, in deren lebenswürdigem Besitz ich mich unter einer tiefen Verbeugung entfernte.

5 Mehr mürrisch und ungnädig als freundlich hatte mich hingegen ein ungeduldig und unruhig im Zimmer hin und her marschierender, scheinbar ziemlich unangenehmer oder gänzlich überflüssiger Mensch angeschaut, in welchem ich den Herrn Gemahl der schönen Frau Baronin vermuten zu müssen meinte, der

10 mich um des glücklichen fröhlichen Gesichtes willen, das ich mich in der Nähe seiner Frau zu machen erfrechte, vielleicht am liebsten hätte durchprügeln lassen mögen. Als mich später der Sekretär fragte, wie sich die Baronin beim Überbringen des Glases Limonade benommen habe, gab ich zur Antwort: „Ganz entzückend! Sie ist eine reizende Frau, ihr Lächeln ist wie ein Kuß,

15 und ihre Augen sind unsagbar schön. Für Ihre Artigkeit läßt sie Ihnen bestens danken,“ Worte, mit denen er sehr zufrieden war. Vom Sekretär ist übrigens nebenbei zu sagen, daß er sehr schön Klavier spielte, weswegen ich ihn insgeheim sozusagen lieb hatte.

20 Weshalb sollte man nicht Menschen lieb haben, die uns mit ihren Fertigkeiten, Gaben, Wissenschaften oder Kenntnissen einen Genuß bereiten?

Schon fiel der erste Schnee mit großen weichen Schneeflocken in den Schloßhof herunter, woran ich eine Art geheime, eigen-

25 tümliche Freude hatte. Unsere sehr oder meinetwegen auch noch hochgeehrten Herrschaften kehrten von ihren Ausflügen oft vollständig durchnäßt nach Hause. Schnee und Regen sind in Wahrheit recht unhöfliche, ungebildete, unartige, unmanierliche und ungeschliffene Gesellen, denen man, wie es scheint, um keinen

30 Preis und durch keine noch so große Anstrengung einzuprägen vermag, daß auf die vornehme Abstammung sowohl wie auf die hohe gesellschaftliche Stellung, auf Rang sowohl wie auf Reichtum stets ganz besonders Rücksicht genommen werden muß, und

daß man es unklugerweise mit hohen und höchsten Herrschaften
D 181 gründlich verdirbt, sobald man nicht die nötige Portion Zartheit
beobachtet. Aber Wind und Wetter brauchen nicht nach Gefälligkeit
oder Annehmlichkeit zu fragen; frei und unabhängig wie Kö-
nige sind sie, und Rücksichtslosigkeiten dürfen sie sich so viel und 5
so oft erlauben als sie wollen. Niemand nimmt dem Sudelwetter
sein Stürmen und Sudeln übel, weil jedermann überzeugt ist, daß
Zürnen hier völlig zwecklos wäre. Unmittelbar nach ihrer Heim-
kehr nahmen ja dann auch die Damen und Herren in der Halle
den Tee ein, der von uns behenden und flinken Dienern heiß und 10
graziös, aufs feinste, schnellste und beste dargebracht und vorge-
setzt wurde, damit alles recht hurtig wieder froh, warm und mun-
ter sei, und ja doch nicht etwa ein einziger oder nur ein halber
hoher Abkömmling sich erkälte. Hochadel war in Masse vertre-
ten, ebenso ein Intendant oder Leiter und Vorsteher von Hof- 15
schauspielen. Kaufleute und Industrielle jedoch machten sich
durch recht lebhaften Mangel an Anwesenheit, sowie durch Hülle
und Fülle an anderweitiger Inanspruchnahme bemerkbar, was uns
Leuten von der Dienerschaft vollkommen gleichgültig war, da wir
D 182 nicht die geringsten gesellschaftlich-politischen Interessen ha- 20
ben konnten. Wer uns das größte und schwerste Trinkgeld gab,
war für uns der Kaiser. Reizend und fesselnd war für mich nicht
nur manches, sondern eigentlich alles, und das Schloß hatte ich
zu lieben angefangen, wie wenn es mein eigenes gewesen wäre.
Eine merkwürdige innere Fröhlichkeit machte mich beinahe hüpfen 25
und ließ mich alle Leute und alle Gegenständlichkeiten aus
der Seele und aus ganzem vergnügten Herzen lieben und will-
kommen heißen. Alles, was ich sah, kam mir schön und gut vor,
und mit den Mißlichkeiten, die ich täglich etwa auch miterlebte,
söhnte ich mich im Nu dadurch aus, daß ich mich mit allem, was 30
irgendwie hart und unfreundlich sein mochte, zu befreunden
oder wenigstens zu verständigen suchte, was für mich offenbar
nur vorteilhaft war.

Unmittelbar vor der großen Hauptmahlzeit oder Abendtafel mußten jeweilen Gänge, Treppen und Hallen und ganz besonders das Eßzimmer, sowie die hieranstoßenden Gemächer mit feinduftendem Rauchwerk durchräuchert werden, was eine Ob-
5 liegenheit war, die auf den schlechten Achseln des ^lVerfassers D 183 und Schreibers dieser Zeilen ruhte. Herrlich, gleich einem Märchen aus Tausend und einer Nacht duftete es dann im Schloß und schlängelte sich wie reizende, anmutige Schlangen durch alle Räumlichkeiten, um alle mißbeliebten Dünste und übelriechenden
10 Küchengerüche vollständig zu verbannen und zu vertreiben. An großen Dinerabenden glich das Schloß einem schönen Traum voll holder, beseeligender Unwahrscheinlichkeiten. Großartige Röcke, vielmehr Roben und Schleppen rauschten und knisterten durch die Säle und durch den Korridor, wo sich, bevor das Essen
15 begann, ein Mensch, den ich sehr gut zu kennen glaubte, mit einer Schweizer- oder Kuhglocke bemerkbar machte, um die Gäste mit lauthallenden melodischen Tönen zu ermahnen, daß sogleich die hohe Vorstellung oder der hohe Schmaus anhebe und beginne. Reizend, bei Gott, dünkte mich dieses abenteuerliche
20 Glockenklingen, dieses tiefe schöne Schallen, worauf alle Türen aufgingen und alle anwesenden Menschen, fürstlich geschmückt und kostümiert, sich zur Eß- und Plauderlust versammelten. Wunderbar genug mit Kerzenlicht ^lund verstreuten Blumen, mit
D 184 schimmernden Gläsern und Tellern, mit geröteten Menschengesichtern, mit Mozarttönen und hellem übermütigen Gelächter
25 sah mir das Eßzimmer und das Abendessen selber manchmal aus. Viele Worte dürfen jedoch wegen Platzmangel und Papiermangel nicht gemacht werden. Der Platz hier ist, wie Bauplatz, kostbar und teuer, und darum will ich mich mäßigen und beherrschen, was ich hoffentlich mühelos kann.
30

Die offen abgedeckten, schön zur Schau gelegten, weichen, weißen Frauenbusen dünkten mich zu keiner Zeit ein unangenehmer Anblick. Vielmehr belebte und erquickte mich ein sol-

ches Naturschauspiel stets aufs höchste, auf das die Kerzen noch ihr strahlendes, zutrauliches Licht hinabwarfen, um es gewissermaßen zu vervollständigen. Einmal hatte ich insofern während eines großen Mittag- oder vielmehr Nachtessens eklatanten und niederschmetternden Mißerfolg, als ich die unverzeihliche Dummheit beging, den Senf auf einer Gräfin Toilette herunterfallen zu lassen. Ein vernichtender Blick auf den Unglücklichen war die wohlverdiente Strafe, weswegen sich der Unglückliche freilich noch lange nicht gänzlich vernichtet fühlen mußte. Ein anderes Mal aber wurde die Niederlage durch einen großen Sieg reizend ausgeglichen, und zwar war der Erfolg, an dem ein harmloser Holzwurm schuld war, glänzend und sichtlich durchschlagend. Es gelang mir nämlich, während ich bei Tisch aufwartete, einen über das schneeweiße Tischtuch und an zarter Damenhand nah vorüber kriechenden Wurm geschickt mit der freien Hand zu erfassen oder zu erhaschen, worauf das unschuldige arme, wenngleich vielleicht etwas greuliche Tier ins Kaminfeuer wanderte, wo es offenbar den Feuertod starb. Der Graf selber war Zeuge meiner Meisterschaft, und er nickte beifällig und sehr anerkennend. Ich muß gestehen, daß ich über die Holzwurmangelegenheit den ganzen Abend glücklich war. Der Kastellan beneidete mich wegen des Stolzes aufrichtig, den ich durchaus berechtigterweise um des kleinen Glückszufalls willen stark zur Schau stellte. Spielen nicht Kleinigkeiten im Leben der Menschen oft eine große Rolle? Das will ich meinen!

Wenn ich so als simpler Diener das Zauberschauspiel eines Essens aufmerksam betrachtete, wozu mir Gelegenheit genug gegeben war, da es immer etwa eine kleine Schaffenspause für mich gab, so sagte ich mir im stillen mit flüsternder Stimme, daß ich mit irgendeinem am Tisch sitzenden und seine Rolle spielenden Menschen deshalb nicht hätte tauschen mögen, weil ich es als schön empfand, Essenden und Schmausenden bloß teilnehmend zuzuschauen, und weil mir, sobald ich selber am Vergnügen und am

Glück beteiligt gewesen wäre, der schöne Gesamtüberblick, den ich als Höchstes schätzte, völlig oder doch wenigstens halb verloren gehen müßte. Auf diese Art war ich mir meines Wertes, Standes und Lebensgenusses stets bewußt, und ich freute mich über
5 das bescheidene Dasein, das ich verkörperte, außerordentlich. Gibt es doch Menschen, die das helle Licht für ihre Person weniger lieben als den dämmernden Schatten, den sie als äußerst wohlwollend empfinden, und in welchem sie sich auf Grund einer tiefen Neigung, die zurück in die schon vor der Geburt für uns
10 existierenden Länder führt, aufs beste aufgehoben und treulichste beschützt fühlen. Stets betrachtete ich mit großer Lust die Pracht und den Glanz; mich selbst jedoch wünschte ich von jeher in einen ruhigen, bescheidenheitreichen Hintergrund zurückgestellt, um von hier aus in das helle Leuchten mit frohen Augen
15 hinein- und hinaufzuschauen.

Einmal zerbrach ich durch unvermutetes Fallenlassen eine wertvolle alte Tasse, welchen dummen Streich oder unerhörten Unglücksfall ich nicht zögerte sogleich dem grimmigen Kastellan zu melden, der ein ganz bedenkliches Gesicht machte und meinte:
20 „Das ist böse, das ist sehr schlimm, Tobold. Sie haben da etwas ganz Schlimmes angerichtet. Gut und klug von Ihnen ist immerhin, daß Sie mir Ihre Ungeschicktheit und damit das Übel ohne langes Verheimlichen und Verwischen angekündigt haben. Dieses Verhalten bessert den Vorfall jedenfalls um ein bedeutendes.
25 Der Graf muß es natürlich sogleich erfahren, hierauf müssen Sie sich gefaßt machen, und Sie sind ja auch, wie ich sehe, darauf gefaßt. Aber seien Sie ruhig. Es geht nicht ums Kopfabreißen. Der Graf ist kein Menschenfresser. Er wird ohne Zweifel eine Entschuldigung finden und wird begreifen, daß ihm hier in seinem
30 Hause niemand seine Tassen und Teller böswillig und absichtlich zerbrechen und in tausend Stücke oder Scherben schlagen will. Augenscheinlich liegt keine Fahrlässigkeit, sondern doch wohl

offenbar nur Mißgeschick vor, und der Graf wird das verstehen. Schluß! An die Arbeit!“

Der alte Schloßnachtwächter, der verbitterte Dorffriseur, der leider einen Zuckerdiebstahl verübte und deswegen als armer Sünder gefänglich eingebracht oder als eingezogener Gefäng- 5
ling und Häftling abgeführt und in Sicherheit gesetzt wurde, der Herr Amtmann, der fünf bis sechs Worte Französisch sprach, aber mehr auf keinen Fall (er war stolz auf das Wenige und Winzige), zwei eitle Dorfschönheiten, über die weiter nichts zu sagen sein will, ein Tanzlokal und flotter kühner Revolutionsball oder 10
Tanzabend mit untertänigster, fröhlichster Blech- und Blasmusik, Flöten und Geigen dabei nicht zu vergessen, eine dörfliche, tabakrauchgefüllte Wirtsstube mit zwei Abteilungen, eine für besseres und die andere für minderwertigeres Volk, eine schöne, aber traurigerweise lahme Wirtstochter, die ihr Gebrechen oder 15
Schadhaftigkeit durch einen rührenden Gesichtsausdruck ersetzte, ein Schmied, ein Schreiner, ein Lehrer, der aufs Lumpen-
D 189 pack und Dienerpack, aufs elende Lakaiengesindel, auf die Schufte und Schurken von uns Bedienten mit entschieden doch nun wohl etwas zu starker Verachtung herniederblicken wollte, 20
was ihm nur in dürftigem Grad gelang, eine arme kranke Tagelöhnerin im Kranken-, Elend- und Armutbett, gelbe Herbstblätter und nachher Schneeflocken und dazu immer Gänse auf der breiten behaglichen Dorfstraße, die Kirche und das Pfarrhaus und der Herr Pfarrer selber, ein Mann oder Wirt oder halber Verbre- 25
cher und Zuchthäusler mit dummerweise nur einem einzelnen, alleinstehenden Auge im Gesicht oberhalb irgendeiner Art oder Abart von Nase, statt daß er zwei schöne ganze Augen aufzuweisen und vorzuweisen gehabt haben würde, was, wie gesagt, recht sehr einfältig und dumm von ihm war; eine schöne stattliche An- 30
zahl Raufgesellen, wie Maurer, Tapezierer und Stallburschen, rote Gardinen, etliche Dekorationen und viel Schnee, August der Pole, ein wundervoller jugendfrischer Tänzer, Koch, Köchin und

Kutscher, eine bleiche, böse, ränkesüchtige Kammerjungfer, der Schloßgärtner und, um endlich wieder einmal in höhere Regionen und Schichten hinaufzusteigen und auf Herrschaften zu sprechen zu kommen: die Gräfin J... oder „Gräfin mit dem Totenkopf“, wie es mir einfiel sie zu nennen, weil sie mich und wahrscheinlich viele andere dazu sehr abschreckte (einmal hatte ich der Gräfin mit dem Totenkopf einen Wertbrief zu überreichen, bei welchem gewagten Unternehmen ich vor Entsetzen über den gespenstischen Anblick des merkwürdigsten weiblichen Wesens fast von Sinnen kam und beinahe zu Boden stürzte, was mir ewig oder wenigstens noch ziemlich lang unvergeßlich bleiben wird), und sonstige Gespenster, Löwinnen, Löwen, Bären, Wölfe, Füchse, Blindschleichen und Heiducken, Nebenpersonen und Nebelgestalten in Hülle und Fülle: möchten hier in Erwähnung treten und umständlich beschrieben, gepriesen und abgebildet sein, aber ich bin das nicht imstande, weil ich mich durch fernere Erläuterung vom Fortschreiten und Weitergehen in dieser, vielleicht etwas tollen und wunderlichen Erzählung nicht abhalten lassen darf, sondern vielmehr über alle diese sonst sicher ganz netten Dinge, wie über Schutt, |Geschmäus, Geröll und Trümmerhaufen energisch hinwegfegen und -fahren muß, um fortzukommen.

Ich merkte, daß mir der Dienst von Tag zu Tag leichter wurde, denn ich eignete mir von Tag zu Tag mehr Geschicklichkeit und Besonnenheit an, und an Gewandtheit ließ ich es mit der Zeit keineswegs fehlen. Hier wie dort macht ja bekanntlich fleißige Übung den Meister. Alle Arbeit, der ich mich zu unterwerfen hatte, lief mir wie träumend und spielend aus der Hand. In Treppengeschwätz und Hintertürenangelegenheiten mischte ich mich nie oder nur selten. Intrigen kommen in Schlössern so gut wie in allen übrigen großen Anstalten und Institutionen vor. Bald wollte mich der Koch gegen den Kastellan, bald der Kastellan gegen den Koch aufreizen, aber aller Parteizank und Klassen-

kampf ließ mich kalt, weil ich nicht das geringste Interesse daran hatte. Wo ein hoher, schöner vernunftvoller Kampf anzutreffen ist, nehme ich unter Umständen mit Vergnügen Anteil, warum nicht? wie z. B. am Kampf der Guten gegen die Bösen, der Wohlwollenden gegen die Übelwollenden, der Empfänglichen und 5
D 192 Beweglichen gegen die Hartgesottenen und Unempfindlichen, der Aufgeweckten gegen die Unaufgeklärten, der Fleißigen und Arbeitenden gegen die, die nichts tun und dennoch stets obenan stehen, am Kampf der Harmlosen gegen die Pffiffigen und Verschlagenen. Dieses könnte eine Schlacht sein, bei der ich teilnehmen 10
wollte, und da dürfte es meinerwegen Hiebe und Schläge regnen, je mehr, desto besser. Aber in kleine Gehässigkeiten mich zu mischen muß unter der Würde sein, die mir Gott Lob und Dank meine guten, lieben Eltern eingepflichtet haben. Die Arbeit liebte ich leidenschaftlich, und ich verrichtete sie fast gedanken 15
los, fast mechanisch. „Wo bin ich denn jetzt eigentlich?“ mußte ich mich mitunter plötzlich fragen, wenn sich meine Umgebung vor meinen Sinnen und Augen in einen Traum verwandeln zu wollen schien. Oft kam ich mir aus irgendwelcher Ursache beinahe wie der eigentliche Held des Grafenschlosses vor, 20
ohne daß ich mir jedoch hierüber genaue Rechenschaft ablegte. „Wo war ich bis dahin, wo bin ich jetzt, und wo werde ich einstmals sein?“ Solche und ähnliche Fragen kamen bisweilen dunkel und groß aus der Undeutlichkeit heraus zu mir heran. Im übrigen 25
D 193 machte ich mir, wie ich bereits sagte, keinerlei Gedanken, fragte mich nie, ob ich etwa enttäuscht oder entmutigt sein könnte. In dieser Hinsicht gewöhnte ich mir an, mich gegenüber mir selbst außerordentlich kühl zu verhalten. Mit freiem, ruhigem, unvoreingenommenem und daher unbelästigtem, unbekümmertem Kopf ging ich meiner Sache und mithin sozusagen 30
meiner eigenen Nase nach und tat meine Pflicht. Derartig fühlte ich mich gehoben, ja, ich darf sagen, hoch über die eigene Person hinausgehoben, die ich kaum noch irgendeines flüchtigen

Blickes oder vielmehr Gedankens würdigte. Ich diente! Ich tat Dienst! Folglich durfte meine Lage gut sein, und meine Person war damit in Ordnung. Ist uns nicht erst dann eigentlich das Leben schön, sobald wir gelernt haben, ohne Anspruch zu sein, individuelles Wünschen, Begehren zu vergessen oder hintanzustellen, dafür uns aber recht aus der befreiten, Gutwilligkeit erfüllten Brust heraus an ein Gebot, an einen festen Dienst hinzugeben, Menschen mit unserer Aufführung zufrieden zu stellen, sanft und kühn auf die Schönheit zu verzichten? Denn wo ich auf eine Schönheit verzichte: fliegt mir da zum Lohn für den bewiesenen guten Willen und für die freundliche und lebhaft empfundene Entsagung nicht eine gänzlich neue, niemals vorher geahnte und tausendmal schönere Schönheit entgegen? Und wo ich aus freiem Willen, vom Mute und vom Mitleid in höhere Gesinnungen emporgetragen, auf den Himmel verzichte: fliege ich da nicht früher oder später zum Lohn für rechtschaffenes Verhalten in einen vielmal schöneren Himmel? Immerhin darf hier wohl flüchtig erwähnt sein, daß mich oft mein Feldbett heimtückisch aus dem dichtesten Schlaf und allerholdesten Traum herausfoppte, -narrte und -schnellte. Ich träumte meist sehr wilde, starke und tolle Geschichten, von Tigern, Ungeheuern, treppenhinaufstürmenden Reitern, von Leoparden, Schüssen, Rosen und Ertrinkenden, von flüsternden verratspinnenden Halunken, dann freilich wieder von lieben Engelsgesichtern und -Gestalten, phantastischen grünen Gebüsch, von Farben, Tönen und Küssen, Ruinen und todesmutigen Rittern, von Frauenaugen und -Händen, von Zärtlichkeiten und Liebkosungen und von geheimnisvollem, unaufhörlichem Genuß, Glück und Entzücken. Mich mochte der starke Herrschafts- oder Grafenkafee, den ich dicht vor dem Schlafengehen unvorsichtigerweise zu trinken pflegte, besonders befähigen, Traumgesichte in einer durchdringenden Deutlichkeit zu schauen, vielerlei schöne und gute oder

böse Stimmen zu hören und im Schlafe bald die schrecklichsten, bald wieder die liebenswürdigsten Dinge zu erleben.

Eines Abends, als es bereits dunkel zu werden begann, ich mit irgendwelcher Beschäftigung im Kopf, gleichsam in Gedanken verloren, in Wirklichkeit jedoch ganz klar und unbefangen, indem ich durch eines der wohlbekannten Korridorfenster den herrlich glänzenden Abendstern aus blassem, vergeistigtem Himmelsgrund zu mir herüberfunkeln sah, mit leisem Schritt in das Bibliothekzimmer ging, gewahrte ich mit einem Brief, den sie in der Hand hielt und den sie soeben gelesen zu haben schien, still am Tische sitzend, die Fürstin M... Sie war ganz in Schwarz gekleidet, als wenn sie schon durch ihre ernsthafte Gewandung habe ankündigen wollen, daß sie in hoher und völlig frischer Trauer sei. Ihr Gesicht war blaß, auf dem schönen, hoheitvollen Kopf, ins dunkle, reiche Haar eingedrückt, trug sie ein Diadem, das im Dämmerlicht, dem Stern ähnlich, den ich soeben durch das Fenster hatte hereinschimmern sehen, wunderbar funkelte. Die großen ausdrucksvollen Augen der Fürstin, die in eine Abwesenheit, in eine unbestimmte Ferne gerichtet schienen, waren voll Tränen. Ich blieb unwillkürlich, von der Schönheit bezwungen, stillstehen. Die Fürstin sah mich wohl, sie beachtete mich aber, was sehr natürlich war, in keiner Weise. Ein schöner Anblick hat mich noch immer kühn gemacht, und so kam denn eine eigentümliche Kühnheit über mich, laut welcher ich es ganz selbstverständlich fand, folgendes zu der schönen Frau zu sagen: „Weinen auch Fürstinnen? Ich habe das bisher stets für unmöglich gehalten. So hochgestellte Frauen, dachte ich immer, beschimpfen und besudeln ihre reinen klaren Augen, den reinen und glanz erfüllten Himmel ihres Augenlichtes nie mit befleckenden, verunreinigenden Tränen, die den allzeit festen Ausdruck ihres Antlitzes entstellen. Warum weinen Sie? Wenn sogar Fürstinnen weinen, reiche und mächtige Menschen ihr Gleichgewicht und die stolze, gebietende Haltung verlieren, niedergeschlagen sind und in tiefe

Müdigkeit sinken: was darf man dann sagen und wie kann man noch erstaunen, wenn man die Bettler und Bettlerinnen sich im Schmerz und Elend krümmen sieht, wenn man sieht, wie die Armen und Erniedrigten in der Verzweiflung ihre Jammerhände ringen, sich nicht anders zu helfen wissen als sich in einem fortwährenden elendiglichen Seufzen und Stöhnen und in Strömen von Tränen zu baden. So ist denn also nichts in dieser von Stürmen und Heimsuchungen zerrütteten Welt fest. So ist alles, alles schwach. Nun, dann sterbe ich eines Tages gerne und nehme mit Vergnügen von hoffnungsarmer, kranker, schwacher, angsterfüllter Welt Abschied, um im erquicklichen, lieben guten Grab von allen Unsicherheiten und von allen Mühseligkeiten auszuruhen.“

Die Fürstin, die alles, was ich sagte, deutlich hörte, da ich laut gesprochen hatte, schaute mich groß, lang und verwundert, sehr ernst, aber durchaus nicht hart und unfreundlich, vielmehr beinahe liebevoll, ganz bestimmt voll Güte, sozusagen fast freundschaftlich an. „Wie heißen Sie?“ fragte sie mich nach einer Pause; ich gab zur Antwort: „Tobold“. Sie sagte, indem sie ihre sinnenden Augen auf mir ruhen ließ: „Sie haben gute und wahre Worte gesprochen.“ Der Augenblick war seltsam feierlich. Da sich jetzt indessen Schritte vernehmen ließen, die rasch näher zu kommen schienen, so entfernte ich mich, weil ich dachte, daß ein müßiges Stillstehen in Gegenwart der Fürstin keineswegs gut aussehen, vielmehr irgend einen Dritten nur stutzig machen konnte. Im übrigen war es höchste Zeit, die Lampen anzuzünden, da es, wie bereits gesagt, schon dunkel war. Aus einiger Entfernung hörte ich auch schon den Kastellan poltern und fluchen. Wenigstens schien mir das so. Alles in allem wußte ich, daß der Graf ernstlich böse wurde, wenn in bezug auf die Lampen Nachlässigkeiten vorkamen, und dies galt es zu verhüten.

Bald daraufhin ging der Graf auf Reisen, und da man mich weiter nicht mehr nötig hatte und man mir das in einer gefälligen Form sagte, so nahm ich Abschied vom Schloß. Man besaß die

D 199 Güte, mir ein gutes Zeugnis auszustellen, worin es unter anderem hieß, daß ich recht sehr zuverlässig und daneben auch noch recht sehr fleißig und brav sei, eine Beurkundung, die mich natürlich freute. „Hören Sie, Tobold“, sprach der Kastellan zu mir, indem er gutmütig lachte, „Sie gehen jetzt von uns fort, fahren in die Welt hinaus. Sie haben hier etwas gelernt, und ich bin überzeugt, daß man Sie überall gut wird brauchen können.“ Der Sekretär schenkte mir zum Abschied eine Stecknadel. „Ein dutzend gute Hemden werden Ihnen zuverlässig nachgeschickt.“ Man übergab mir hundert Mark Gratifikation, die ich mich absolut nicht weigerte in Empfang zu nehmen. Alles redete mich mit vieler Freundlichkeit an. Alle Leute zeigten sich zufrieden und gewogen. Am andern Morgen flog ich auf einem Wagen, den August lenkte, den Schloßhügel herab. Ich werde diese fröhliche Fahrt nie vergessen, die ein feuchtglänzender Sonnenschein aus bewölktem Winterhimmel verherrlichte. Wie ein großer reicher Herr saß ich im Wagen, und während ich mir eine französische Zigarette drehte, um dieselbe nachher recht frech in den Mund zu stecken, rief ich voll frohen Übermutes und herzlichen Lebensmutes aus: „Jetzt bin ich ein Kerl. Jetzt kann kommen, was kommen will, ich biete ihm die Stirne, messe mich mit ihm und trete ihm zuversichtlich und unverblümt entgegen. Mir ist, als vermöchte ich es jetzt mit der ganzen oder wenigstens halben Welt aufzunehmen. Einbildung, Illusion, wundervolles Gestirn! Herrlich ist mir zu Mut. Lebenslust und -Kraft ist nun in mir, daß ich wahrhaftig laut darüber lachen muß. Ich schwärme! Möchte am liebsten ein wildes Roß sein und in die fröhlichen Länder hinausgaloppieren. Göttlich schön, himmlisch gut ist doch die Welt. Welche Lust! Ich begreife keine Bangigkeit, keine Beängstigungen mehr. Das Leben ist eine Rose, und ich will recht prahlen und mir einreden, daß es mir gelingen wird, die Rose zu pflücken. Donnernd stürzt die Erde mir vor die Füße. Der Himmel zeigt da und dort ein schüchternes kleines bißchen Blau. Ich will das für ein gutes Zeichen halten. Welt: ich will mit dir

kämpfen. Soeben komme ich vom Erleben, und jetzt reise, reite, fahre und wandere ich weiterem, fernem Erleben entgegen. Lebhaftes Leben und lebhaftes Erfahren, seid mir schönstens willkommen. So ist's schön: etwas aushalten muß man, etwas ertragen. Durch munteres, kräftiges Dulden wird das Leben spielend leicht. Also hinein in die Wellen als guter unverzagter Schwimmer. Mir scheint, daß ich soeben Einiges überstanden habe und daß ich nun mit festen Schritten und mit festem Blick vorwärtsmarschieren kann.“

D 201

Inhalt:

D [202]

Leben eines Dichters.

Plauderei.

Kienast.

Gar nichts.

So! Dich hab ich.

Das Ende der Welt.

Lampe, Papier und

Handschuhe.

Niemand.

Schneien.

Helbling.

Fräulein Knuchel.

Basta.

Na also.

Fritz.

Lesen.

Dickens.

Hauff.

Luise.

Der Student.

Doktor Franz Blei.

Tobold.

Der Spaziergang

von

Robert Walser

Ich teile mit, daß ich eines schönen Vormittags, ich weiß nicht D 5
mehr genau, um wieviel Uhr, da mich die Lust, einen Spaziergang
zu machen, ankam, den Hut auf den Kopf setzte, das Schreib-
oder Geisterzimmer verließ, die Treppe hinunterlief, um auf die
5 Straße zu eilen. Beifügen könnte ich, daß mir im Treppenhaus
eine Frau begegnete, die wie eine Spanierin, Peruanerin oder
Kreolin aussah. Sie trug etwelche bleiche, welke Majestät zur
Schau. Ich muß mir jedoch auf das strengste verbieten, mich auch
nur zwei Sekunden lang bei dieser Brasilianerin oder was sie sonst
10 sein mochte, aufzuhalten; denn ich darf weder Raum noch Zeit
verschwenden. So viel ich mich heute, wo ich dieses alles schreibe,
noch zu erinnern vermag, befand ich mich, als ich auf die offene
helle und heitere Straße trat, in einer romantisch-abenteuerlichen
Gemütsverfassung, die mich tief beglückte. Die morgenliche
15 Welt, die sich vor meinen Augen ausbreitete, erschien mir so
schön, als sähe ich sie zum erstenmal. Alles, was ich erblickte,
machte mir den angenehmen Eindruck der Freundlichkeit, Güte
und Jugend. Rasch vergaß ich, daß ich oben in meiner Stube so-
eben noch düster über ein leeres Blatt Papier hingebütet hatte.
20 Alle Trauer, aller Schmerz und alle schweren Gedanken waren wie D 6
verschwunden, obschon ich einen gewissen Ernst, als Klang, noch
immer vor mir und hinter mir lebhaft spürte. Freudig war ich auf
alles gespannt, was mir auf dem Spaziergang etwa begegnen oder
entgegentreten könnte. Meine Schritte waren gemessen und ru-
25 hig, und soviel ich weiß, ließ ich, indem ich so meines Weges ging,
ziemlich viel würdevolles Wesen sehen. Meine Empfindungen

Vgl. Seeland (1920), S. 99–180 [KWA I 11].

liebe ich vor den Augen meiner Mitmenschen zu verbergen, ohne daß ich mich jedoch deswegen ängstlich bemühe, was ich für einen großen Fehler und für eine starke Dummheit halten würde. Ich war noch nicht zwanzig oder dreißig Schritte weit über einen weiten menschenbelebten Platz gegangen, als mir Herr Professor Meili, eine Kapazität allerersten Ranges, leicht begegnete. Wie die unumstürzliche Autorität schritt Herr Professor Meili ernst, feierlich und hoheitvoll daher; in der Hand trug er einen unbeugsamen wissenschaftlichen Spazierstock, der mir Grauen, Ehrfurcht und Respekt einflößte. Professor Meilis Nase war eine strenge, gebieterische, scharfe Adler- oder Habichtsnase, und der Mund war juristisch zugeklemmt und zugekniffen. Des berühmten Gelehrten Gangart glich einem ehernen Gesetz; Weltgeschichte und Abglanz von längst vorübergegangenen heroischen Taten blitzten aus Herrn Professor Meilis harten, hinter buschigen Augenbrauen verborgenen Augen hervor. Sein Hut glich einem unabsetzbaren Herrscher. Geheime Herrscher sind die stolzesten und härtesten. Im ganzen genommen betrug sich jedoch Professor Meili ganz milde, so als wenn er in keiner Hinsicht nötig gehabt hätte, merken zu lassen, welche Summen von Macht und Gewicht er personifizierte, und seine Gestalt erschien mir trotz aller Unerbittlichkeit und Härte sympathisch, weil ich mir sagen durfte, daß die, die nicht auf süße und schöne Art lächeln, ehrlich und zuverlässig sind. Gibt es ja bekanntlich Schurken, die die Lieben und Guten spielen, die das schreckliche Talent haben, zu den Untaten, die sie begehen, verbindlich und artig zu lächeln.

Ich witterte etwas von einem Buchhändler und einem Buchladen; ebenso will bald, wie ich ahne und merke, ein Bäckerladen mit prahlerischen Goldbuchstaben zur Erwähnung und Geltung gelangen. Vorher aber habe ich noch einen Priester oder Pfarrer zu verzeichnen. Ein radfahrender oder fahrradelnder Stadtchemiker fährt mit freundlichem, gewichtigem Gesicht dicht am Spaziergänger, nämlich an mir, vorüber, ebenso ein Stabs- oder

Regimentsarzt. Ein bescheidener Fußgänger darf nicht unbeachtet und unaufgezeichnet bleiben; denn er ersucht mich um gefällige Erwähnung. Es ist dies ein reichgewordener Althändler und Lumpensammler. Buben und Mädchen jagen im Sonnenlicht frei und ungezügelt umher. „Man lasse sie ruhig ungezügelt“, dachte ich; „das Alter wird sie einst schon schrecken und zügeln. Nur zu früh, leider Gottes.“ Ein Hund erlabt sich am Brunnenwasser. Schwalben, scheint mir, zwitschern in der blauen Luft. Ein bis zwei elegante Damen in verblüffend kurzen Röcken und über- D 8
10 raschend feinen hohen farbigen Stiefelchen machen sich doch wohl hoffentlich so gut bemerkbar wie irgend etwas anderes. Zwei Sommer- oder Strohhüte fallen auf. Die Sache mit den Herrenstrohhüten ist die: Plötzlich sehe ich nämlich zwei Hüte in der hellen zarten Luft, und unter den Hüten stehen zwei bessere
15 Herren, die einander mittels schönen, artigen Hutlüftens und -schwenkens guten Morgen zu bieten scheinen. Die Hüte sind bei dieser Veranstaltung sichtlich wichtiger als ihre Träger und Besitzer. Im übrigen bittet man den Verfasser sehr ergeben, sich vor tatsächlich überflüssigen Spötteleien und Föppeleien zu hü-
20 ten. Man ersucht ihn, ernsthaft zu bleiben, und hoffentlich hat er das jetzt ein für allemal verstanden.

Da eine äußerst stattliche, reichhaltige Buchhandlung mir angenehm in die Augen fiel und ich Trieb und Lust spürte, ihr einen kurzen und flüchtigen Besuch abzustatten, so zögerte ich
25 nicht, in den Laden mit sichtlich guter Manier einzutreten, wobei ich mir allerdings zu bedenken erlaubte, daß ich vielleicht mehr als Inspektor und Bücher-Revisor, als Erkundigungen-Einsammler und feiner Kenner denn als beliebter und gerngesehener reicher Einkäufer und guter Kunde in Frage käme. Mit höflicher, überaus vorsichtiger Stimme und in den begreiflicherweise
30 gewähltesten Ausdrücken erkundigte ich mich nach dem Neusten und Besten auf dem Gebiet der schönen Literatur. „Darf ich“, fragte ich schüchtern, „das Gediegenste und Ernsthafteste D 9

und damit selbstverständlich zugleich auch das Meistgelesene und am raschesten Anerkannte und Gekaufte kennen und augenblicklich schätzen lernen? Sie würden mich zu ungewöhnlichem Dank in sehr hohem Grad verbinden, wenn Sie die weitgehende Gefälligkeit haben und mir das Buch gütig vorlegen
5 wollten, das, wie ja sicher niemand so genau wissen wird wie gerade Sie, die höchste Gunst beim lesenden Publikum sowohl als bei der gefürchteten und daher ohne Zweifel auch umschmeichelten Kritik gefunden hat und ferner munter findet. Sie glauben garnicht, wie ich mich interessiere, sogleich zu erfahren,
10 welches von allen den hier aufgestapelten und zur Schau gestellten Büchern oder Werken der Feder dieses fragliche Lieblingsbuch ist, dessen Anblick mich ja höchst wahrscheinlich, wie ich auf das allerlebhafteste vermuten muß, zum sofortigen freudigen, begeisterten Käufer machen wird. Das Verlangen, den Lieb-
15 lingschriftsteller der gebildeten Welt und sein bewundertes, stürmisch beklatschtes Meisterwerk zu sehen und wie gesagt vermutlich auch sogleich zu kaufen, gramselt und rieselt mir durch alle Glieder. Darf ich Sie höflich bitten, mir dieses erfolgreichste Buch zu zeigen, damit die Begierde, die sich meines gesamten
20 Wesens bemächtigt hat, sich zufrieden gibt und aufhört, mich zu beunruhigen?“ „Sehr gern“, sagte der Buchhändler. Er verschwand wie ein Pfeil aus dem Gesichtskreis, um jedoch im nächsten Augenblick schon wieder zu dem begierigen Käufer und Interessen-
D 10 ten zurückzukehren und zwar mit dem meist gekauften und ge-
25 lesenen Buch von wirklich bleibendem Wert in der Hand. Das kostbare Geistesprodukt trug er so sorgsam und feierlich, als trage er eine heilig machende Reliquie. Sein Gesicht war verzückt; die Miene strahlte höchste Ehrfurcht aus, und mit einem Lächeln auf den Lippen, wie es nur Gläubige und Innigstdurchdrungene
30 zu lächeln vermögen, legte er mir auf die gewinnendste Art vor, was er daherbrachte. Ich betrachtete das Buch und fragte:

„Können Sie schwören, daß dies das weitestverbreitete Buch des Jahres ist?“

„Ohne Zweifel.“

„Können Sie behaupten, daß dies das Buch ist, das man gelesen haben muß?“

„Unbedingt.“

„Ist das Buch wirklich auch gut?“

„Was für eine gänzlich überflüssige und unstatthafte Frage.“

„Ich danke Ihnen recht sehr“, sagte ich kaltblütig, ließ das Buch, das die absolut weiteste Verbreitung gefunden hatte, weil man es unbedingt gelesen haben mußte, lieber ruhig liegen, wo es lag, und entfernte mich geräuschlos, ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren. „Ungebildeter und unwissender Mensch!“ rief mir freilich der Verkäufer in seinem berechtigten tiefen Verdruss nach. Ich ließ ihn jedoch reden und ging gemächlich weiter und zwar, wie ich sogleich näher auseinandersetzen und verständlich machen werde, direkt in die nächstgelegene imposante Bankanstalt.

Wo ich nämlich meinte vorsprechen zu müssen, um über gewisse Wertpapiere zuverlässigen Aufschluß zu erhalten. „Im Vorbeigehen rasch in ein Geldinstitut hineinzuspringen“, dachte oder sagte ich für mich selber, „um über Finanzangelegenheiten zu verhandeln und Fragen vorzubringen, die man nur flüsternd vorträgt, ist hübsch und nimmt sich ungemein gut aus.“

„Es ist gut und trifft sich prächtig, daß Sie persönlich zu uns kommen“, sagte mir am Schalter der verantwortungsvolle Beamte in sehr freundlicher Tonart, und er fügte, indem er fast schalkhaft, jedenfalls aber sehr angenehm und heiter lächelte, Folgendes hinzu:

„Es ist, wie gesagt, gut, daß Sie gekommen sind. Soeben wollten wir uns brieflich an Sie wenden, um Ihnen, was jetzt mündlich geschehen kann, die für Sie ohne Frage erfreuliche Mitteilung zu machen, daß wir Sie aus Auftrag eines Vereines oder Kreises

von Ihnen offenbar hold gesinnten gutherzigen und menschenfreundlichen Frauen mit

Franken Eintausend

nicht belastet, sondern vielmehr, was Ihnen zweifellos wesentlich willkommener sein dürfte, bestens kreditiert haben, was wir Ihnen hiedurch bestätigen und wovon Sie, wenn Sie so gut sein wollen, prompt Notiz im Kopf oder, wo es Ihnen sonst paßt, nehmen wollen. Wir nehmen an, daß Ihnen diese Eröffnung lieb ist; denn Sie machen uns, offen gestanden, den Eindruck, der uns mit, wir möchten uns erlauben zu sagen, fast nur schon zu großer Deutlichkeit sagt, daß Sie Fürsorge delikater und schöner Natur geradezu bedenklich nötig haben. Das Geld steht von heute ab zu Ihrer Verfügung. Man sieht, daß eine starke Fröhlichkeit sich in diesem Augenblick über Ihre Gesichtszüge verbreitet. Ihre Augen leuchten; Ihr Mund hat in diesem Moment etwas Lachendes, mit welchem Sie vielleicht schon die längste Zeit nicht mehr gelacht haben, weil zudringliche tägliche Sorgen häßlicher Art Ihnen verboten haben, das zu tun, und weil Sie sich seit langer Zeit meistens vielleicht in trüber Laune befanden, da allerhand böse und traurige Gedanken Ihre Stirne umdüsterten. Reiben Sie sich nur immer vor Vergnügen die Hände, und seien Sie froh, daß einige edle, liebenswürdige Wohltäterinnen, durch den erhabenen Gedanken bewogen, daß Leid eindämmen schön und Not lindern gut sei, daran dachten, daß ein armer und erfolgloser Dichter (denn nicht wahr, das sind Sie doch?) der Unterstützung bedürfe. Zu der Tatsache, daß sich einige Menschen fanden, die sich herablassen wollten, sich Ihrer zu erinnern, und zu dem Umstand, daß nicht alle Leute sich gleichgültig über des vielfach verachteten Dichters Existenz hinwegsetzen, gratulieren wir Ihnen.“

„Die mir von weichen und gütigen Feen- oder Frauenhänden gespendete, unvermutet zugeflossene Geldsumme“, sagte ich, „möchte ich ruhig bei Ihnen liegen lassen, wo sie ja einstweilen am besten aufgehoben ist, da Sie über die nötigen feuerfesten

und diebsichern Kassenschränke verfügen, um Schätze vor jeglicher Vernichtung und vor jeglichem Untergang zu bewahren. Überdies zahlen Sie ja sogar noch Zinsen. Darf ich Sie um einen Empfangschein bitten? Ich stelle mir vor, daß ich die Freiheit habe, jederzeit nach Belieben und Bedürfnis von der großen Summe kleine Summen abzuheben. Bemerkte möchte ich, daß ich sparsam bin. Ich werde mit der Gabe wie ein solider, zielbewußter Mann, d.h. äußerst vorsichtig umzugehen wissen, und den freundlichen Geberinnen werde ich in einem besonnenen und artigen Schreiben meinen Dank abzustatten haben, was ich schon morgen früh zu tun denke, damit es nicht durch Aufschieben vergessen wird. Die Annahme, die Sie vorhin so offen äußerten, daß ich arm sei, mag immerhin auf kluger und richtiger Beobachtung beruhen. Es genügt aber vollkommen, daß ich selber weiß, was ich weiß, und daß ich selbst es bin, der am besten über meine Person unterrichtet ist. Oft trügt der Schein, mein Herr, und ein Urteil über einen Menschen zu fällen, wird wohl am besten diesem Menschen selbst überlassen sein. Niemand kann einen Mann, der schon allerlei gesehen und erfahren hat, so gut kennen wie er selbst. Ich irrte zu Zeiten allerdings im Nebel und in tausenderlei Schwankungen und Verlegenheiten umher, und oft fühlte ich mich elendiglich verlassen. Aber ich denke, daß es schön ist, zu kämpfen. Nicht auf Freuden und Vergnügungen ist ein Mann stolz. Stolz und froh im Grunde der Seele machen ihn nur tapfer überstandene Anstrengungen und die geduldig ausgehaltenen Leiden. Doch hierüber verschwendet man nicht gerne Worte. Welcher redliche Mann war im Leben nie hilflos, und welches menschlichen Wesens Hoffnungen, Pläne, Träume sind im Laufe der Jahre gänzlich unzerstört geblieben? Wo ist die Seele, deren Sehnen, kühnes Wünschen, süße und hohe Vorstellungen von Glück in Erfüllung gingen, ohne daß sie sich Abzüge hat machen lassen müssen?“

Quittung über eintausend Franken wurde mir aus- und eingehändigt, worauf sich der solide Geld-Einleger und Konto-Korrent-Mensch empfehlen und entfernen durfte, nämlich niemand anderer als ich. Von Herzen froh über das mir so zauberhaft, wie aus blauem Himmel zugefallene Kapital-Vermögen lief ich aus dem hohen, schönen Kassaraum fort, an die freie Luft hinaus, um den Spaziergang fortzusetzen. 5

Anfügen will und kann und darf ich hoffentlich (da mir im Augenblick Neues und Gescheites nicht einfällt), daß ich eine höfliche, reizende Einladung von Frau Aebi in der Tasche mittrug. Die Einladekarte forderte mich ergebenst auf und ermunterte mich, punkt halb ein Uhr jedenfalls zum bescheidenen Mittagessen erscheinen zu wollen. Ich nahm mir fest vor, der Aufforderung zu gehorchen und bei der fraglichen schätzenswerten Person zur angegebenen Zeit prompt aufzutauchen. 10 15

Indem du dir, lieber gewogener Leser, die Mühe nimmst, sorgfältig mit dem Schreiber und Erfinder dieser Zeilen vorwärts in die helle, freundliche Morgenwelt hinaus zu marschieren, nicht eilig, sondern vielmehr ganz behaglich, sachlich, glatt, bedächtig und ruhig, gelangen wir beide vor die bereits vorgemerkte Bäckerei mit Goldinschrift, wo wir uns bewegen fühlen, entsetzt stehen zu bleiben, um auf betrübliche Weise über gröbliche Protzerei und über damit aufs engste verbundene traurige Verunstaltung des lieblichen Ländlichkeitsbildes zu staunen. 20

Spontan rief ich aus: „Ziemlich entrüstet, bei Gott, darf ein ehrlicher Mensch angesichts solcher goldenen Firmeninschrift-Barbareien sein, die der Landschaft, in welcher wir stehen, ein Gepräge der Eigensucht, Geldgier, elenden, völlig nackten Seelenverrohung aufdrücken. Hat denn ein einfacher, redlicher Bäckermeister wirklich nötig, so großartig aufzutreten, mit seiner törichten Gold- und Silber-Ankündigung in der Sonne zu strahlen und blitzen wie ein Fürst oder wie eine putzsüchtige zweifelhafte Dame? Backe und knete er doch sein Brot in Ehren 25 30

und in vernunftentsprechender Bescheidenheit. In was für einer
Schwindelwelt fangen wir an zu leben oder haben wir bereits be-
gonnen zu leben, wenn von Gemeinden, Nachbarschaft und öf-
fentlicher Meinung nicht nur geduldet, sondern unglücklicher-
5 weise offenbar sogar noch gepriesen wird, was jeden guten Sinn,
jeden Sinn für Vernunft und Gefälligkeit, jeden Schönheits- und
Biedersinn beleidigt, was krankhaft großtut, sich ein lächerliches
Lumpen-Ansehen verleiht, das auf hundert und mehr Meter Ent-
fernung in die gute ehrliche Luft hinausschreit: „Ich bin der und D 16
10 der. Ich habe soundso viel Geld, und ich darf mir herausnehmen,
unangenehm aufzufallen. Ich bin zwar sicherlich ein Lummel
und Tölpel und geschmackloser Kerl mit meinem häßlichen
Prunken; aber es hat mir niemand zu verbieten, lummelhaft und
tölpelhaft zu sein.“ Stehen goldene, weithin glitzernde, abscheu-
15 lich leuchtende Buchstaben in irgend einem annehmbaren, ehr-
lich gerechtfertigten Verhältnis und in irgend einer gesunden
verwandtschaftlichen Beziehung zu – – Brot? Mit nichten! Aber
abscheuliche Großtuerei und Prahlerei haben an irgend einer
Ecke, in irgend einem Winkel der Welt, zu irgend einer Stunde
20 angefangen, haben, gleich einer beklagenswerten jämmerlichen
Überschwemmung, Fortschritte um Fortschritte gemacht, Un-
rat, Schmutz und Torheit mit sich reißend, dieselben über die
Welt verbreitend, und haben auch meinen ehrsamem Bäckermei-
ster ergriffen, um seinen bisherigen guten Geschmack zu verder-
25 ben, seine ihm angeborene Sittsamkeit zu unterwühlen. Ich gäbe
viel, ich gäbe den linken Arm oder das linke Bein her, wenn ich
durch ein solches Opfer wieder den alten feinen Sinn für Gedic-
genheit, die alte gute Genügsamkeit herbeiführen helfen, Land
und Leuten wieder jene Ehrsamkeit und Bescheidenheit zurück-
30 geben könnte, die sicher vielfach und zum Bedauern aller Men-
schen, die es redlich meinen, verloren gegangen sind. Zum Teu-
fel mit der miserablen Sucht, mehr zu scheinen, als was man ist.

Eine wahre Katastrophe ist das, die Kriegsgefahr, Tod, Elend,
D 17 Haß und Verwundungen auf der Erde verbreitet und allem, was
existiert, eine verwünschenswerte Maske von Bosheit und Häß-
lichkeit aufsetzt. So sei mir doch ein Handwerker kein Monsieur
und eine einfache Frau keine Madam. Aber es will heute alles 5
blenden und glitzern, neu und fein und schön sein, Monsieur
sein und Madam sein, daß es ein Grauen ist. Doch kommt es viel-
leicht mit der Zeit auch noch einmal wieder anders. Ich will es
hoffen.“

Ich werde mich übrigens sogleich punkto herrenhaften Auf- 10
tretens und hochherrschaftlichen Gebarens, wie man bald erfah-
ren wird, selber beim Ohr nehmen. Auf was für eine Art wird sich
zeigen. Es wäre nicht schön, wenn ich andere schonungslos kriti-
sieren, mich selber aber nur ganz zart anfassen und so schonungs-
voll wie möglich behandeln wollte. Ein Kritiker, der es so macht, 15
ist nicht der wahre, und Schriftsteller sollen mit der Schriftstelle-
rei keinen Mißbrauch treiben. Ich hoffe, daß dieser Satz allgemein
gefällt, Genugtuung erweckt und warmen Beifall findet.

Eine Arbeiter-gefüllte und arbeitsreiche Metallgießerei verur- 20
sacht hier links vom Landschaftsweg auffälliges Getöse. Bei dieser
Gelegenheit schäme ich mich aufrichtig, daß ich nur spaziere, wo
so viele andere schufteten und arbeiten. Ich schufte und schaffe frei-
lich vielleicht dann zu einer Stunde, wo alle diese Arbeiter Feier-
abend haben und ausruhen.

Ein Monteur auf dem Fahrrad, Kamerad vom Landwehrbatail- 25
D 18 lon 134/III, ruft mir beiläufig zu: „Du spazierst wieder einmal,
scheint mir, am heiterhellen Werktag.“ Ich grüße ihn lachend und
gebe mit Freuden zu, daß er recht hat, wenn er der Ansicht ist, daß
ich spaziere.

1 Kriegsgefahr,] Kriegsgefahr D

„Sie sehen es mir an, daß ich spaziere“, dachte ich im stillen und spazierte friedlich weiter, ohne mich im geringsten über das Ertapptwordensein zu ärgern, was ganz dumm gewesen wäre.

In meinem hellgelben, geschenkt bekommenen Engländer-
5 Anzug kam ich mir nämlich, muß ich offen gestehen, wie ein großer Lord, Grandseigneur, im Park auf und ab spazierender Marquis vor, trotzdem es doch nur eine halb ländliche, halb vorstadtmäßige schlichte liebe bescheidene und kleinliche Armuts-
10 gegend und Landstraße war, wo ich mich erging, und durchaus kein vornehmer Park, wie ich mir angemaßt habe anzudeuten, was ich sachte wieder zurückziehe, weil alles Parkhafte ganz aus der Luft gegriffen ist und hierher absolut nicht paßt. Kleinere und größere Fabriklein und mechanische Werkstätten lagen beliebig
15 verstreut im Grünen. Fette warme Landwirtschaft gab hier herum gleichsam klopfender und hämmernder Industrie, die immer irgend etwas Zerarbeitetes und Mageres an sich hat, freundschaftlich den Arm. Nußbäume, Kirschbäume und Pflaumenbäume gaben dem weichen, rundlichen Weg etwas Anziehendes, Unterhaltsames und Zierliches. Ein Hund lag quer mitten auf der
20 Straße, die ich an und für sich schon schön fand und liebte. Ich liebte überhaupt das meiste, was ich nach und nach sah, augenblicklich feurig. Eine andere kleine hübsche Hundeszene und Kinderszene war folgende: Ein großer, aber durchaus drolliger, humorvoller, ungefährlicher Kerl von Hund betrachtete still
25 einen Knirps von Knaben, der auf einer Haustreppe kauerte, und der wegen der Aufmerksamkeit, die ihm das gutmütige, jedoch ein wenig schreckhaft aussehende Tier zu schenken beliebte, vor Angst jämmerlich brüllte und ein starkes, kindisches Geheul veranstaltete. Ich fand den Auftritt entzückend; aber einen andern
30 Kinderauftritt im Landstraßentheater fand ich fast noch netter und entzückender. Zwei ganz kleine Kinderchen lagen auf der ziemlich staubigen Straße wie in einem Garten. Das eine Kind sagte zum andern: „Gib mir ein liebes Küßchen.“ Das andere Kind

D 19

gab ihm das dringlich Geforderte. Nun sagte es zu ihm: „So. Jetzt darfst du vom Boden aufstehen.“ Es würde ihm also höchst wahrscheinlich ohne süßes Küßchen nicht erlaubt haben, was es ihm jetzt gestattete. „Wie paßt diese naive kleine Szene zu dem schönen blauen Himmel, der auf die frohe leichte helle Erde so göttlich herunterlacht!“ sagte ich mir. „Kinder sind himmlisch, weil sie immer wie in einer Art Himmel sind. Wenn sie älter werden und aufwachsen, schwindet ihnen der Himmel, und sie fallen aus der Kindlichkeit dann in das trockene, berechnende Wesen und in die langweiligen Anschauungen der Erwachsenen. Für Kinder von armen Leuten ist die sommerliche Landstraße wie ein Spielzimmer. Wo sollen sie sonst sein, da ihnen die Gärten eigennützig zugesperrt sind? Wehe dahersausenden Automobilen, die kalt und böse in das Kinderspiel, in den kindlichen Himmel hineinfahren, daß kleine unschuldige menschliche Wesen in Gefahr kommen, zermalmt zu werden. Den schrecklichen Gedanken, daß ein Kind von solch einem plumpen Triumphwagen tatsächlich überfahren wird, will ich garnicht denken, weil mich sonst der Zorn zu groben Ausdrücken verleitet, mit denen man ja bekanntlich doch nie viel verrichtet.“

Leuten, die in einem sausenden, staubaufwerfenden Automobil sitzen, zeige ich immer mein böses und hartes Gesicht, und sie verdienen auch kein besseres. Sie denken dann, daß ich ein Aufpasser und Polizist in Zivil sei, von hohen Obrigkeiten und Behörden beauftragt, auf das Fahren aufzupassen, mir die Nummer des Fahrzeugs zu merken und solche später zu hinterbringen. Ich schaue da stets finster auf die Räder, aufs Ganze und nie auf die Insassen, welche ich verachte und zwar keineswegs persönlich, sondern rein grundsätzlich; denn ich begreife nicht und werde niemals begreifen, daß es ein Vergnügen sein kann, so an allen Gebilden, Gegenständen, die unsere schöne Erde aufweist, vorüberzurasen, als wenn man toll geworden sei und rennen müsse, um nicht elend zu verzweifeln. In der Tat liebe ich die Ruhe und

alles Ruhende. Ich liebe Sparsamkeit und Mäßigkeit und bin allem Gehetz und Gehast im tiefsten Innern in Gottes Namen abhold. Mehr als was wahr ist brauche ich nicht zu sagen. Und wegen dieser Worte wird |das Automobilfahren sicher nicht mit
5 einmal aufhören nebst luftverderbendem üblem Geruch, den sicherlich niemand besonders hochschätzt und liebt. Es wäre widernatürlich, wenn jemandes Nase lieben und mit Freuden einziehen würde, was für jede rechte Menschennase einfach manchmal, je nachdem man vielleicht gelaunt ist, empörend und
10 abscheuerweckend ist. Schluß und nichts für ungut. Und nun weiter spaziert. Himmlisch schön und gut und uralt einfach ist es ja, zu Fuß zu gehen. Anzunehmen ist, daß das Schuhwerk und Stiefelzeug in Ordnung ist.

Werden mir sehr geehrte Herrschaften, Gönnerschaften und
15 Leserschaften, indem sie diesen vielleicht etwas zu feierlichen und hochdaherstolzierenden Stil wohlwollend hinnehmen und entschuldigen, nunmehr gütig erlauben, dieselben auf zwei besonders bedeutende Personen, Gestalten oder Figuren, nämlich erstlich oder besser erstens auf eine vermeintliche gewesene
20 Schauspielerin und zweitens auf die jugendlichste vermutliche angehende Sängerin gebührend aufmerksam zu machen? Ich halte diese zwei Leute für denkbar wichtig und habe sie daher geglaubt zum voraus schon, bevor sie in Wirklichkeit auftreten und figurieren werden, ordentlich anmelden und ankündigen zu
25 sollen, damit ein Geruch von Bedeutsamkeit und Ruhm den beiden zarten Geschöpfen vorausseile und dieselben bei ihrem Erscheinen mit all der Achtsamkeit und sorgfältigen Liebe empfangen und angeschaut werden können, womit man meiner geringfügigen Meinung nach solcherlei |Wesen fast notwendigerweise auszeichnen muß. Gegen halb ein Uhr wird ja dann der
30 Herr Verfasser bekanntermaßen, zum Lohn für seine vielfachen Strapazen, im Palazzo oder Haus der Frau Aebi essen, schwelgen und speisen. Bis dahin wird er indessen noch eine beträchtliche

Strecke Weges zurückzulegen und noch manche Zeile zu schreiben haben. Aber man weiß ja zur Genüge, daß er ebenso gern spaziert als schreibt; letzteres allerdings vielleicht um eine Nüance weniger gern als ersteres.

Vor einem bildsaubern und hübschen Haus sah ich, hart an der schönen Straße, eine Frau auf einer Bank sitzen, und kaum hatte ich sie erblickt, so erkühnte ich mich auch bereits sie anzusprechen, indem ich unter möglichst artigen und verbindlichen Wendungen Folgendes vorbrachte:

„Verzeihen Sie, wenn sich mir, einem Ihnen völlig unbekann- 10
ten Menschen, bei Ihrem Anblick die eifrige und sicherlich dreie-
ste Frage auf die Lippe drängt, ob Sie nicht vielleicht ehemals
Schauspielerin gewesen seien. Sie sehen nämlich ganz und gar
wie eine einstmals verwöhnte, gefeierte große Schauspielerin
und Bühnenkünstlerin aus. Gewiß wundern Sie sich mit größ- 15
tem Recht über die so verblüffend waghalsige kecke Anrede und
Anfrage; aber Sie haben ein so schönes Gesicht, ein so gefälliges,
nettes, und ich muß beifügen, so interessantes Aussehen, zeigen
eine so schöne, edle, gute Figur, schauen so grad und groß und
D 23 ruhig vor sich hin, auf mich und überhaupt in |die Welt hinein, 20
daß ich mich unmöglich habe zwingen können, an Ihnen vor-
überzugehen, ohne gewagt zu haben, Ihnen etwas Artiges und
Schmeichelhaftes zu sagen, was Sie mir hoffentlich nicht übel
nehmen werden, obschon ich fürchten muß, daß ich wegen
meiner Leichtfertigkeit Strafe und Mißbilligung verdiene. 25
Als ich Sie sah, kam ich augenblicklich auf den Gedanken, daß Sie
Schauspielerin gewesen sein müßten, und heute, so dachte ich
bei mir, sitzen Sie nun hier an der einfachen, wenn auch gleich
schönen Straße, vor dem hübschen kleinen Laden, als dessen In-
haberin Sie mir vorkommen. Sie sind vielleicht bis heute noch 30
von keinem Menschen hier so ohne alle Umstände angeredet
worden. Ihr freundliches und zugleich anmutiges Äußeres, Ihre
liebenswürdige, schöne Erscheinung, Ihre Ruhe, Ihre feine

Gestalt und Ihr edles, munteres Aussehen bei vorgerücktem Alter, das Sie mir erlauben wollen anzumerken, haben mich ermutigt, ein zutrauliches Gespräch auf offener Straße mit Ihnen anzufangen. Auch hat der schöne Tag, dessen Freiheit und Heiterkeit mich beglücken, eine Fröhlichkeit in mir angezündet, mit welcher ich vielleicht der unbekannt⁵en Dame gegenüber etwas zu weit gegangen bin. Sie lächeln! Dann sind Sie also über die ungewundene Sprache, die ich führe, keineswegs böse. Es dünkt mich, wenn ich so sagen darf, schön und gut, daß dann und wann zwei unbekannt¹⁰e Menschen frei und harmlos miteinander reden, wozu wir Bewohner dieses irrenden, seltsamen Planeten, der uns ein Rätsel ist, ja schließlich Mund und Zunge und die sprachliche Fähigkeit haben, welch letztere an und für sich schon so schön und seltsam ist. Jedenfalls haben Sie mir, als ich Sie sah, sogleich herzlich gut gefallen; doch ich muß mich nun respektvoll entschuldigen, und ich möchte Sie bitten, überzeugt zu sein, daß Sie mir die wärmste Ehrfurcht einflößen. Kann das offene Geständnis, daß ich sehr glücklich war, als ich Sie sah, Sie veranlassen, mir zu zürnen?“

„Vielmehr muß es mich freuen“, sagte die schöne Frau heiter; „aber bezüglich Ihrer Vermutung muß ich Ihnen eine Enttäuschung bereiten. Ich bin nie Schauspielerin gewesen.“

Worauf ich mich bewogen fühlte, zu sagen: „Ich bin vor einiger Zeit in diese Gegend aus kalten, traurigen, engen Verhältnissen, krank im Innern, ganz und gar ohne Glauben, ohne Zuversicht und Zutrauen, ohne jegliche schönere Hoffnung hergekommen, mit der Welt und mit mir selber entfremdet und verfeindet. Ängstlichkeit und Mißtrauen nahmen mich gefangen und begleiteten jeden meiner Schritte. Stück um Stück verlor ich dann das unedle, häßliche Vorurteil. Ich atmete hier wieder ruhiger und freier – und wurde wieder ein schönerer, wärmerer, glücklicherer Mensch. Die Befürchtungen, die mir die Seele erfüllten, sah ich nach und nach verschwinden; Trauer und Öde im

Herzen und die Hoffnungslosigkeit verwandelten sich allgemach in heitere Befriedigung und in einen angenehmen, lebhaften Anteil, den ich von ¹Neuem fühlen lernte. Ich war tot, und jetzt ist es mir, als habe mich jemand gehoben und gefördert. Wo ich viel Unschönes, Hartes und Beunruhigendes erfahren zu müssen geglaubt habe, treffe ich den Liebreiz und die Güte an und finde ich alles Ruhige, Zutrauliche und Gute.“

„Umso besser“, sagte die Frau mit freundlicher Miene und Stimme.

Da mir der Augenblick gekommen zu sein schien, die ziemlich mutwillig begonnene Unterhaltung zu beenden und mich zu entfernen, so grüßte ich die Frau, die ich für eine Schauspielerin gehalten hatte, die jedoch jetzt leider keine große und berühmte Schauspielerin mehr war, weil sie selbst es für nötig gefunden hatte zu bestreiten, mit, ich darf wohl sagen, ausgesuchter, sehr sorgfältiger Höflichkeit, indem ich mich vor ihr verneigte, und ging friedlich, wie wenn weiter gar nichts geschehen wäre, weiter.

Eine bescheidene Frage: Ist vielleicht nachgerade für ein zierliches Putzgeschäft unter grünen Bäumen hervorragendes Interesse und womöglich etlicher Beifall spärlich vorhanden?

Ich glaube stark daran, und so wage ich die ganz ergebene Mitteilung zu machen, daß ich im Gehen und Vormarschieren auf dem schönsten aller Wege einen ziemlich albernen, jüngerhaften und lauten Freudeschrei aus einer Kehle ausstieß, die solches und ähnliches selber nicht für möglich hielt. Was sah und entdeckte ich Neues, Unerhörtes und Schönes? ¹Ei, ganz einfach besagtes allerliebstes Putzgeschäft und Modesalon. Paris und Petersburg, Bukarest und Mailand, London und Berlin, alles, was elegant, liederlich und hauptstädtisch ist, trat mir nah, tauchte vor mir auf, um mich zu faszinieren und zu bezaubern. Aber in den Haupt- und Weltstädten fehlt der grüne sanfte Baumschmuck, der Schmuck und die Wohltat freundlicher Wiesen und vieler lieben zarten Blätter und nicht zuletzt der süße

Blumenduft, und den hatte ich hier. „Das alles“, so nahm ich mir im stillen und während des Stillstehens vor, „schreibe ich bestimmt demnächst in ein Stück oder in eine Art Phantasie hinein, die ich ‚Der Spaziergang‘ betiteln werde. Namentlich darf mir dieser Damenhutladen keineswegs darin fehlen. Ein hoher male-
5 rischer Reiz würde dem Stück sonst sicher abgehen, und diesen Mangel werde ich so gut zu vermeiden als zu umgehen und unmöglich zu machen wissen.“ Die Federn, Bänder, künstlichen Früchte und Blumen auf den netten drolligen Hüten waren für
10 mich fast ebenso anziehend und anheimelnd wie die Natur selber, die mit ihrem natürlichen Grün, mit ihren Naturfarben die künstlichen Farben und phantastischen Modeformen umrahmte und zart einschloß, derart, als sei das Putzgeschäft ein bloßes liebliches Gemälde. Ich rechne, wie gesagt, hiebei mit dem feinsten
15 Verständnis seitens des Lesers, vor dem ich mich aufrichtig fürchte. Dieses elende Feiglingsgeständnis ist begreiflich. Es ist noch allen kühneren Autoren so gegangen.

!Gott! was erblickte ich, ebenfalls unter Blättern, für einen reizenden, niedlichen, entzückenden Fleischladen mit rosaroter
20 Schweine-, Rind- und Kalbfleischware. Der Metzger hantierte im Ladeninnern, wo auch Käufer standen. Einen Schrei ist dieser Metzgerladen gewiß ebenso gut wert wie der Laden mit den Hüten. Drittens sei ein Spezereiladen sanft genannt. Zu allerlei Wirtschaften komme ich später, wie mir scheint, noch früh genug.
25 Man kann mit Wirtshäusern zweifellos nicht spät genug am Tag anfangen, weil sich ja Folgen einstellen, die man kennt, und zwar leider jeder selber nur zur Genüge. Auch der Tugendhafteste darf nicht bestreiten, daß er gewisser Untugenden nie ganz Herr wird. Glücklicherweise jedoch ist man ja – Mensch und als solcher
30 leicht zu entschuldigen. Man beruft sich einfach auf die Schwachheit der Organisation.

Hier habe ich mich wieder einmal neu zu orientieren. Ich setze voraus, daß mir Neueinrichtung und Umgruppierung so gut

gelingen wie irgend einem Generalfeldmarschall, der alle Umstände überblickt und alle Zufälligkeiten und Rückschläge in das Netz seiner, es wird gestattet sein zu sagen, genialen Berechnung zieht. In den Tagesblättern liest solches ein fleißiger Mensch gegenwärtig täglich, und er merkt sich Ausdrücke, wie: Flankenstoß. 5 Ich bin in letzter Zeit zu der Überzeugung gekommen, daß Kriegskunst und Kriegführung fast so schwer und geduldreichend sind wie Dichtkunst und umgekehrt. Auch Schriftsteller treffen loft, wie Generäle, langwierigste Vorbereitungen, ehe sie zum Angriff zu schreiten und eine Schlacht zu liefern wagen, oder 10 mit andern Worten ein Machwerk oder Buch auf den Büchermarkt schleudern, was herausfordernd wirkt und mitunter zu gewaltigen Gegenangriffen mächtig reizt. Bücher locken Besprechungen hervor, und diese fallen manchmal so grimmig aus, daß das Buch sterben und der Verfasser verzweifeln muß! 15

Befremden darf nicht, wenn ich sage, daß ich alle diese hoffentlich zierlichen netten Zeilen mit deutscher Reichsgerichtsfeder schreibe. Daher die sprachliche Kürze, Prägnanz und Schärfe, die an einigen Stellen zu spüren ist, worüber sich jetzt niemand weiter wundere. 20

Aber wann komme ich wohl endlich zu dem wohlverdienten Schmaus bei meiner Frau Aebi? Ich fürchte, daß das noch ziemlich lange dauert, da noch erkleckliche Hindernisse wegzuräumen sind. Appetit wäre längst in Hülle und Fülle vorhanden.

Indem ich wie ein besserer Strolch, feinerer Vagabund und Tagedieb oder Zeitverschwender und Landstreicher so des Weges ging, neben allerlei mit zufriedenerm behaglichem Gemüse vollbepflanzten und vollgestopften Gärten vorbei, neben Blumen und Blumenduft vorbei, neben Obstbäumen und neben 25 Bohnenstangen und Stauden voll Bohnen vorbei, neben hochaufragendem Getreide, wie Roggen, Hafer und Weizen vorbei, 30 neben einem Holzplatz mit vielen Hölzern und Holzspänen vorbei, neben saftigem Gras und neben einem artig plätschernden 29

Wässerchen, Fluß oder Bach vorbei, neben allerhand Leuten, wie lieben handeltreibenden Marktfrauen, hübsch vorbei, neben einem mit Lust- und Freudenfahnen geschmückten Vereinshaus ebenso gut wie an manchen andern gutmütigen und nützlichen
5 Dingen vorbei, neben einem besonders schönen und lieben Feen-Apfelbäumchen vorbei und weiß der liebe Gott an was sonst noch allem Möglichen vorbei, wie z. B. auch an Erdbeerbüschen und Blüten oder besser bereits an den reifen roten Erdbeeren manierlich vorbei, währenddessen mich immer allerlei
10 mehr oder weniger schöne und angenehme Gedanken stark beschäftigten, weil beim Spazieren viele Einfälle, Lichtblitze und Blitzlichter sich ganz von selber einmengen und einfinden, um sorgfältig verarbeitet zu werden, kam ein Mensch, ein Ungeheuer, ein Ungetüm mir entgegen, der mir die helle lichte Straße fast
15 völlig verdunkelte, ein lang- und hochaufgeschossener unheimlicher Kerl, den ich leider nur allzu gut kannte, ein höchst sonderbarer Geselle, nämlich der Riese

Tomzack.

An allen andern Orten und auf allen andern Wegen eher als hier
20 auf dem lieben weichen Landweg würde ich ihn vermutet haben. Seine trauervolle, schauervolle Erscheinung, sein tragisches, ungeheures Wesen flößte mir Schrecken ein und nahm alle gute, schöne und helle Aussicht und alle Froheit und Freude von mir weg. Tomzack! Nicht wahr, lieber Leser, der Name allein klingt
25 schon nach schrecklichen und schwermütigen Dingen. „Was verfolgst du mich, was hast du nötig, mir hier mitten auf meinem Weg zu begegnen, du Unglückseliger?“ rief ich ihm entgegen; doch Tomzack gab mir keine Antwort. Groß schaute er mich an, d. h. er schaute nur so von hoch oben auf mich herab; denn er
30 überragte mich an Länge und Höhe um ein Bedeutendes. Ich kam mir neben ihm wie ein Zwerg oder wie ein kleines armes schwaches Kind vor. Mit der größten Leichtigkeit hätte mich der Riese zertreten oder erdrücken können. Ah, ich wußte, wer er war. Für

ihn gab es keine Ruhe. Ruhelos ging er in der Welt umher. In keinem sanften Bett schlief er, und in keinem wohnlichen heimeligen Hause durfte er wohnen. Er hauste überall und nirgends. Heimat hatte er keine, und irgend ein Heimatrecht besaß er keins. Ohne Vaterland und ohne Glück war er; gänzlich ohne Liebe, und ohne Menschenfreude mußte er leben. Anteil nahm er nicht, und auch an ihm und an seinem Treiben und Leben nahm niemand Anteil. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren ihm eine wesenlose Wüste, und das Leben war zu gering, zu klein, zu eng für ihn. Es gab keinerlei Bedeutung für ihn, und er selbst wieder bedeutete für niemanden etwas. Aus seinen großen Augen brach ein Glanz von Überwelten- oder Unterwelten-Gram. Ein unendlicher Schmerz sprach aus seinen müden schlaffen Bewegungen.

D 31 Er war nicht tot und nicht lebendig, nicht alt und nicht jung. Hunderttausend Jahre alt schien er mir zu sein, und es schien mir, als müsse er ewig leben, um ewig nicht lebendig zu sein. Er starb jeden Augenblick und vermochte dennoch nicht zu sterben. Kein Grab mit Blumen gab es für ihn. Ich wich ihm aus und murmelte für mich: „Leb wohl, und laß es dir immerhin gut gehen, Freund Tomzack.“

Ohne mich nach dem Phantom, nach dem bedauernswürdigen Koloß und Übermenschen weiter umzusehen, wozu ich wahrhaftig nicht die geringste Lust hatte, ging ich weiter und gelangte bald nachher, so in der weichen, warmen Luft ruhig weiterschreitend und den trüben Eindruck verwindend, den die fremdartige Mannes- oder vielmehr Riesengestalt auf mich gemacht hatte, in einen Tannenwald, durch den sich ein gleichsam lächelnder, schelmisch anmutiger Weg schlängelte, den ich mit Vergnügen verfolgte. Weg und Waldboden waren wie ein Teppich, und hier im Waldinnern war es still wie in einer glücklichen Menschenseele, wie in einem Tempelinnern, wie in einem Palast und verzauberten und verträumten Märchenschlosse, wie im Dornröschenschloß, wo alles schläft und schweigt seit Hunder-

ten von langen Jahren. Tiefer drang ich hinein, und ich rede vielleicht ein wenig schön, wenn ich sage, daß ich mir wie ein Prinz mit goldenem Haar und den Körper bedeckt mit einer kriegerischen Rüstung erschien. Es war so feierlich im Wald, daß schöne
5 und feierliche Einbildungen ganz von selber sich des empfindlichen Spaziergängers bemächtigten. Wie war ich über die süße Waldesstille und Ruhe glücklich! Von Zeit zu Zeit drang von außen her einiger schwacher Lärm in die liebliche Abgeschlossenheit und reizende Dunkelheit hinein, etwa ein Schlag, ein Pfiff
10 oder sonst ein Geräusch, dessen ferner Schall die herrschende Geräuschlosigkeit nur noch erhöhte, die ich recht nach Herzenslust einatmete, und deren Wirkung ich förmlich trank und schlürfte. Da und dort in all der Schweigsamkeit und in all der Stille ließ ein Vogel aus dem liebeizenden und heiligen Verborgenen heraus seine heitere Stimme vernehmen. Ich stand so und horchte, und plötzlich befahl mich ein unsagbares Weltempfinden und ein damit verbundenes, gewaltsam aus der Seele hervorbrechendes Dankbarkeitsgefühl. Die Tannen standen kerzengerade wie Säulen da, und nicht das Geringste rührte sich im weiten
20 zarten Walde, den allerlei unhörbare Stimmen zu durchklingen und zu durchhallen schienen. Töne aus der Vorwelt kamen, von ich weiß nicht woher, an mein Ohr. „O, so will denn auch ich gerne, wenn es sein soll, zu Ende gehen und sterben. Eine Erinnerung wird mich dann noch im Grabe beglücken, und eine Dankbarkeit wird mich im Tode beleben; ein Danksagen für die Genüsse, für die Freude, für das Entzücken; ein Danksagen für das Leben und eine Freude über die Freude.“ Leises hohes Rauschen ließ sich, von oben aus den Tannwipfeln herabsäuselnd, vernehmen. „Hier müßte Lieben und Küssen göttlich schön
25 sein“, sagte ich mir. Die bloßen Schritte auf dem angenehmen Boden wurden zum Genuß, und die Ruhe zündete in der fühlenden Seele Gebete an. „Hier tot zu sein und in der kühlen Walderde unauffällig begraben zu liegen, müßte süß sein. Ach, daß

man den Tod im Tode fühlen und genießen dürfte! Vielleicht ist es so. Im Walde ein ruhiges kleines Grab zu haben, wäre schön. Vielleicht würde ich das Singen der Vögel und das Waldrauschen über mir hören. Ich wünschte mir das.“ Herrlich fiel eine Sonnenstrahlen-Säule zwischen Eichenstämmen in den Wald herab, der mir wie ein liebes grünes Grab erschien. Bald trat ich wieder ins helle Freie hinaus und ins Leben. 5

Es käme jetzt und träte hervor ein Wirtshaus, und zwar ein sehr feines, reizendes, schmeichelhaftes, ein Wirtshaus, nah am Rand des Waldes gelegen, aus dem ich soeben erst herauskam, 10 ein Wirtshaus mit köstlichem Garten voll erquicklichem Schatten. Der Garten läge auf einem aussichtsreichen niedlichen Hügel, und dicht daneben läge oder stände ein künstlicher Extra-Aussichtshügel oder Rondell, wo man stehen und ziemlich lang sich über die prächtige Aussicht freuen könnte. Ein Glas Bier 15 oder Wein wäre sicher auch nicht schlecht; aber der Mensch, der hier spaziert, besinnt sich rechtzeitig, daß er sich ja auf keinem gar so sehr anstrengenden Ausmarsch befindet. Das mühereiche Gebirge liegt weit in der bläulich glänzenden, weißumhauchten Ferne. Er muß sich ehrlich gestehen, daß sein Durst weder mords- 20 mäßig noch heidenmäßig ist, da er bis jetzt verhältnismäßig nur kleine Strecken zurückzulegen gehabt hat. Handelt es sich doch hier mehr um zartes, sanftes Spaziergehen als um eine Reise und Wanderung, und mehr um einen feinen Rundgang als um einen Gewaltritt und -Marsch, und daher verzichtet er gerechter- 25 so gut wie vernünftigerweise auf den Eintritt ins Lusthaus und Erquickungshaus und nimmt Abgang. Alle ernsthaften Leute, die dies lesen, werden seinem schönen Entschluß und seinem guten Willen gewiß reichen Beifall zollen. Nahm ich nicht bereits vor einer Stunde Anlaß, eine jugendliche Sängerin anzumelden? 30 Sie tritt jetzt auf.

Und zwar an einem Fenster zu ebener Erde.

Ich kam nämlich jetzt aus der Waldabschwenkung wieder in den Hauptweg zurück und da hörte ich – –

Doch halt! und eine kleine Anstandspause gemacht. Schriftsteller, die ihren Beruf verstehen, nehmen denselben möglichst
5 ruhig. Sie legen gern von Zeit zu Zeit die Feder ein wenig aus der Hand. Anhaltendes Schreiben ermüdet wie Erdarbeit.

Was ich aus dem Fenster zu ebener Erde hörte, war der lieblichste, frischeste Volks- und Operngesang, der mir als Morgen-Ohrenschmaus und als Vormittagskonzert völlig unentgeltlich
10 in die überraschten Ohren tönte. Ein junges Mädchen, das fast noch ein Schulmädchen und doch auch schon schlank und groß war, stand nämlich im hellen Kleid am ärmlichen Vorstadtfenster, und dieses Mädchen sang in die blaue Luft hinaus und hinauf einfach zum Entzücken. Auf das angenehmste betroffen und
15 durch den unerwarteten Gesang bezaubert, blieb ich seitwärts stehen, um die Sängerin nicht zu stören und mich damit nicht der Zuhörerschaft sowie des Genusses zu berauben. Das Lied, das die Kleine sang, schien von glücklicher und lieblicher Art zu sein; die Töne klangen wie junges, unschuldiges Lebens- und Liebesglück selber; sie flogen, gleich Engelsgestalten mit schneeweißem Freudengefieder, in den Himmel, aus welchem sie wieder herunterzufallen und mit einem Lächeln zu sterben schienen. Es
20 glich dem Sterben aus Kummer, dem Sterben vielleicht auch aus überzarter Freude, einem übergläcklichen Lieben und Leben und einem Nichtlebenkönnen wegen zu reicher und schöner Vorstellung vom Leben, daß gewissermaßen der zärtliche, von Liebe und Glück überquellende, übermütig in das Dasein drängende Gedanke sich zu überstürzen und über sich selbst zusammenzubrechen schien. Als das Mädchen mit dem ebenso ein-
30 fachen wie reichen, reizenden Gesang, mit dem schmelzenden Mozart- oder Hirtinnen-Lied zu Ende gekommen war, trat ich zu ihr hin, grüßte sie, bat sie um Erlaubnis, ihr zu der schönen Stimme gratulieren zu dürfen, und machte ihr wegen des ungewöhn-

D 35

lich seelenvollen Vortrages mein Kompliment. Die kleine Gesangskünstlerin, die wie ein Reh oder wie eine Art Antilope in Mädchenform aussah, schaute mich mit schönen braunen Augen verwundert und fragend an. Sie hatte ein sehr feines, |zartes Gesicht und lächelte einnehmend und artig. „Ihnen“, sagte ich zu 5
ihr, „steht, wenn Sie Ihre schöne, junge, reiche Stimme zu pflegen und behutsam auszubilden wissen, wozu es sowohl Ihres eigenen wie des Verständnisses anderer bedarf, eine glänzende Zukunft und große Laufbahn bevor; denn Sie erscheinen mir, offen und ehrlich gestanden, wie die zukünftige große Opernsängerin sel- 10
ber! Ihr Wesen ist offenbar klug, Sie selber sind sanft und schmiegsam, und Sie besitzen, wenn mich meine Vermutungen nicht gänzlich trügen, eine ganz bestimmte Seelenkühnheit. Feuer und offensichtlicher Adel des Herzens sind Ihnen eigen; das hörte ich soeben aus dem Liede, das Sie so schön und wahrhaft gut 15
gesungen haben. Sie haben Talent, noch mehr: Sie haben unzweifelhaft Genie! und ich rede Ihnen da durchaus nichts Leeres und Unwahres vor. Es ist mir darum zu tun, Sie zu bitten, recht sorgsam acht auf Ihre edle Begabung zu geben, sie vor Verunstaltung, Verstümmelung, vorzeitigem gedankenlosem Verbrauch 20
zu hüten. Einstweilen kann ich Ihnen nur aufrichtig sagen, daß Sie überaus schön singen und daß das etwas sehr Ernstes ist; denn es will viel bedeuten; es will vor allen Dingen bedeuten, daß man Sie auffordern soll, fleißig jeden Tag ein wenig weiter zu singen. Üben und singen Sie mit klugem, schönem Maßhalten. Sie selber 25
kennen die Ausdehnung und den Umfang des Schatzes, den Sie besitzen, ganz gewiß nicht. In Ihrer gesanglichen Leistung tönt bereits ein hoher Grad von Natur, |eine reiche Summe ahnungs- 30
losen lebendigen Wesens und Lebens und eine Fülle von Poesie und Menschlichkeit. Man glaubt Ihnen sagen zu dürfen und Ihnen die Versicherung geben zu müssen, daß Sie eine echte Sängerin deshalb zu werden in jedem Sinn versprechen, weil man glaubt, daß Sie ein Mensch sind, den es wahrhaft aus dem Wesen

heraus drängt zu singen und der erst zu leben, sich seines Lebens freuen zu können scheint, sobald er beginnt zu singen, alle vorhandene Lebenslust derart in die Kunst des Gesanges hinüberleitend, daß alles menschlich und persönlich Bedeutende, alles Seelenvolle, Verständnisvolle in ein höheres Etwas, in ein Ideal hinaufsteigt. In einem schönen Gesang ist immer ein gleichsam zusammengedrängtes und -gepreßtes Erfahren, Empfinden und Fühlen, eine zur Explosion fähige Summe von beengtem Leben und von bewegter Seele, und mit solcher Art von Gesang vermag
5 eine Frau, wenn sie sich die guten Umstände zunutze macht und an der Leiter, die die Zufälligkeiten bilden, hinaufgelangt, als Stern am Himmel der Tonkunst viele Gemüter zu bewegen, große Reichtümer zu gewinnen, ein Publikum zu stürmischen und begeisterten Beifallskundgebungen hinzureißen und die
10 aufrichtige Liebe und Bewunderung von Königen und Königinnen an sich zu ziehen.“

Ernst und staunend hörte das Mädchen den Worten, die ich sprach, zu, die ich indessen mehr nur zu meinem eigenen Vergnügen redete, als um von der Kleinen gewürdigt und begriffen zu
20 werden, wozu ihr die nötige Reife fehlte. D 38

Von weitem sehe ich bereits einen Bahnübergang, den ich zu überschreiten haben werde; aber einstweilen bin ich noch nicht so weit; denn ich habe, muß man unbedingt wissen, vorher noch zwei bis drei wichtige Kommissionen zu besorgen und einige
25 notwendige unumgängliche Abmachungen zu treffen. Über diese Kommissionen soll so umständlich und so genau wie möglich Bericht abgelegt oder abgestattet werden. Man wird mir huldreich gestatten, zu bemerken, daß ich im Vorbeigehen in einem eleganten Herren-Maßgeschäft oder Schneideratelier wegen eines neuen Anzuges, den ich anprobieren oder umändern lassen
30 muß, tunlich vorzusprechen habe. Zweitens habe ich im Gemeindehaus oder Amthaus schwere Steuern zu entrichten, und drittens soll ich ja einen bemerkenswerten Brief auf die Post tra-

gen und in den Briefkasten hinab werfen. Man sieht, wie viel ich zu erledigen habe und wie dieser scheinbar so bummelige und behagliche Spaziergang voll praktischer geschäftlicher Verrichtungen ist, und man wird daher wohl die Güte haben, Verzögerungen zu verzeihen, Verspätungen zu billigen und langfädige Auseinandersetzungen mit Berufs- und Kanzleimenschen gutzuheißen, ja vielleicht sogar als willkommene Beigaben und Beiträge zur Unterhaltung zu begrüßen. Wegen aller hieraus entstehenden Längen, Weiten und Breiten bitte ich zum voraus gebührend um gefällige Entschuldigung. Ist je ein Provinz- und Hauptstadt-Autor gegenüber seinem Leserkreis schüchterner und höflicher gewesen? Ich glaube kaum, und daher fahre ich mit äußerst ruhigem Gewissen im Erzählen und Plaudern fort und melde folgendes:

Um der tausend Gottes willen, es ist ja höchste Zeit, zu Frau Aebi zu springen, um zu dinieren oder mittag zu essen. Soeben schlägt es halb ein Uhr. Glücklicherweise wohnt mir die Dame in allernächster Nähe. Ich brauche nur glatt wie ein Aal ins Haus hinein zu schlüpfen wie in ein Schlupfloch und wie in eine Unterkunft für arme Hungrige und bedauerliche Heruntergekommene.

Frau Aebi

empfang mich aufs liebenswürdigste. Meine Pünktlichkeit war ein Meisterwerk. Man weiß, wie Meisterwerke selten sind. Frau Aebi lächelte, als sie mich auftauchen sah, überaus artig. Sie bot mir auf eine herzliche und gewinnende Art, die mich sozusagen bezauberte, ihre nette kleine Hand dar und führte mich sogleich ins Eßzimmer, wo sie mich ersuchte, mich zu Tisch zu setzen, was ich natürlich mit dem denkbar größten Vergnügen und völlig unbefangen ausführte. Ohne die mindesten lächerlichen Umstände zu machen, fing ich harmlos und zwanglos an zu essen und wacker zuzugreifen und ahnte nicht von weitem, was mir zu erleben bevorstand. Ich fing also an, wacker zuzugreifen und tapfer zu essen. Derlei Tapferkeit kostet ja bekanntlich wenig Über-

windung. Mit einigem Erstaunen merkte ich indessen, daß mir Frau Aebi dabei fast landächtig zuschaute. Es war dies einigermaßen auffällig. Offenbar war es für sie ergreifend, mir zuzuschauen, wie ich zugriff und aß. Mich überraschte diese sonderbare Erscheinung, der ich jedoch keine große Bedeutung beilegte. Als ich plaudern und Unterhaltung machen wollte, wehrte mir Frau Aebi ab, indem sie sagte, daß sie auf jederlei Unterhaltung mit der größten Freude verzichte. Das seltsame Wort machte mich stutzig, und es begann mir angst und bang zu werden. Ganz im geheimen fing ich an, vor Frau Aebi zu erschrecken. Als ich aufhören wollte, abzuschneiden und einzustecken, weil ich deutlich fühlte, daß ich satt sei, sagte sie mir mit fast zärtlicher Miene und Stimme, die ein mütterlicher Vorwurf leise durchzitterte: „Sie essen ja gar nicht. Warten Sie, ich will Ihnen hier noch ein recht saftiges, großes Stück abschneiden.“ Ein Grauen durchrieselte mich, und ich erkühnte mich, höflich und artig einzuwenden, daß ich hauptsächlich hergekommen sei, um einigen Geist zu entfalten, worauf Frau Aebi unter einem liebreizenden Lächeln sagte, daß sie das keineswegs für nötig halte. „Ich vermag unmöglich, weiter zu essen“, sagte ich dumpf und gepreßt. Ich war schon nahe am Ersticken und schwitzte bereits vor Angst. Frau Aebi sagte: „Ich darf unmöglich zugeben, daß Sie schon aufhören wollen, abzuschneiden und einzustecken, und nimmermehr glaube ich, daß Sie wirklich satt sind. Sie sagen ganz bestimmt nicht die Wahrheit, wenn Sie sagen, daß Sie bereits am Ersticken seien. Ich bin verpflichtet, zu glauben, daß das nur Höflichkeiten sind. Auf jederlei geistreiches Geplauder verzichte ich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, mit Vergnügen. Sie sind sicherlich hauptsächlich zu mir gekommen, um zu beweisen und zu bekunden, daß Sie Appetit haben und ein starker Esser sind. Diese Anschauung darf ich unter keinen Umständen preis-

D 40

D 41

7 indem] indem D

geben. Ich möchte Sie recht herzlich bitten, sich in das Unvermeidliche gutwillig zu schicken; denn ich kann Ihnen versichern, daß es für Sie keine andere Möglichkeit gibt, vom Tisch aufzustehen, als die, die darin besteht, daß Sie alles, was ich Ihnen abgeschnitten habe und fernerhin noch abschneiden werde, säuberlich aufessen und einstecken. Ich fürchte, daß Sie rettungslos verloren sind; denn Sie müssen wissen, daß es Hausfrauen gibt, die ihre Gäste so lange nötigen, zuzugreifen und einzupacken, bis dieselben zerbrechen. Ein jämmerliches, klägliches Schicksal steht Ihnen bevor; aber Sie werden es mutig ertragen. Wir alle müssen eines Tages irgend ein großes Opfer bringen. Gehorchen Sie und essen Sie. Gehorsamkeit ist ja so süß. Was schadet es, wenn Sie dabei zugrunde gehen. Hier dieses höchst delikate, zarte und große Stück werden Sie mir ganz gewiß noch vertilgen, ich weiß es. Nur Mut, mein bester Freund! Uns allen tut Kühnheit not. Was sind wir wert, wenn wir nur immer auf dem eigenen Willen beharren wollen. Nehmen Sie alle Ihre Kraft zusammen und zwingen Sie sich, Höchstes zu leisten, Schwerstes zu ertragen und Härtestes auszuhalten. Sie glauben nicht, wie es mich freut, Sie essen zu sehen, bis Sie die Besinnung verlieren. Sie stellen sich gar nicht vor, wie ich mich grämen würde, wenn Sie das vermeiden wollten; aber nicht wahr, das tun Sie nicht; nicht wahr, Sie beißen und greifen zu, auch wenn Sie schon bis in den Hals hinauf voll sind.“

D 42

„Entsetzliche Frau, was muten Sie mir zu?“ schrie ich, indem ich vom Tisch jählings aufsprang und Miene machte, auf und davon zu stürzen. Frau Aebi hielt mich jedoch zurück, lachte laut und herzlich und gestand mir, daß sie sich einen Scherz mit mir erlaubt habe, den ich so gut sein solle, ihr nicht übel zu nehmen. „Ich habe Ihnen nur ein Beispiel geben wollen, wie es gewisse Hausfrauen machen, die vor Liebenswürdigkeit gegenüber ihren Gästen fast überfließen.“

Auch ich mußte natürlich lachen, und ich darf gestehen, daß mir Frau Aebi in ihrem Übermut sehr gut gefiel. Sie wollte mich für den ganzen Nachmittag in ihrer Umgebung haben und war fast ein wenig ungehalten, als ich ihr sagte, daß es leider für mich
5 ein Ding der Unmöglichkeit sei, ihr länger Gesellschaft zu leisten, weil ich gewisse wichtige Dinge zu erledigen hätte, die ich nicht aufschieben dürfte. Es war äußerst schmeichelhaft für mich, Frau Aebi lebhaft bedauern zu hören, daß ich so rasch wieder davongehen müsse und wolle. Sie fragte mich, ob es wirklich
10 so dringend nötig sei, auszureißen und zu entwischen, worauf ich ihr die heilige Versicherung ablegte, daß nur äußerste Dringlichkeiten im stande seien und die Kraft hätten, mich von so angenehmem Ort und von so anziehender, verehrenswürdiger Persönlichkeit so schnell wegzuziehen, mit welchen Worten ich
15 mich von ihr verabschiedete.

D 43

Es galt jetzt einen hartnäckigen, widerspenstigen, von der Unfehlbarkeit seines fraglos meisterlichen Könnens scheinbar in jeder Hinsicht überzeugten, von seinem Wert und seiner Leistungsfähigkeit vollkommen durchdrungenen, in diesen seinen
20 Überzeugungen unerschütterlichen Schneider oder Marchand Tailleur zu besiegen, zu bändigen, zu überrumpeln und zu erschüttern. Schneidermeisterliche Festigkeit zu erlahmen muß als eine der schwierigsten und mühseligsten Aufgaben betrachtet werden, die die Kühnheit unternehmen und der waghalsige Entschluß vorwärts zu treiben entschlossen sein kann. Vor Schneidern und ihren Anschauungen habe ich überhaupt eine ständige, kräftige Furcht; ich schäme mich dieses traurigen Eingeständnisses in keiner Weise; denn Furcht ist hier erklärlich und verständlich. Ich war denn jetzt auch auf Schlimmes, wenn nicht sogar
25 leicht auf das Schlimmste und Böseste gefaßt, und rüstete mich für diesen höchst gefährlichen Angriffskrieg mit Eigenschaften wie
30

31 Eigenschaften] Eigenschaften, D

Mut, Trotz, Zorn, Entrüstung, Verachtung oder gar Todesverachtung aus, mit welchen ohne Zweifel sehr schätzenswerten Waffen ich der beißenden Ironie und dem Spott hinter erheuchelter Treuherzigkeit erfolgreich und siegreich entgegentreten zu können hoffte. Es kam anders; aber ich will bis auf weiteres noch darüber
D 44 schweigen, umso eher, als ich ja zuerst noch keinen Brief zu befördern habe. Ich habe mich nämlich soeben entschlossen, zuerst auf die Post, dann zum Schneider und erst nachher die Staatssteuer bezahlen zu gehen. Die Post, ein appetitliches Gebäude, lag mir
übrigens dicht vor der Nase; ich ging fröhlich hinein und erbat mir
vom zuständigen Postbeamten eine Marke, die ich auf den Brief klebte. Indem ich denselben vorsichtig in den Kasten hinabgleiten ließ, erwog und prüfte ich im nachdenkenden Geist, was ich geschrieben hatte. Wie ich noch sehr gut wußte, lautete der Inhalt folgendermaßen:

Sehr zu achtender Herr!

Die eigenartige Anrede dürfte Ihnen die Gewißheit beibringen, daß der Absender Ihnen ganz kalt gegenübersteht. Ich weiß, daß Achtung vor mir von Ihnen und denen, die Ihnen ähnlich sind, nicht zu erwarten ist; denn Sie und die, die Ihnen ähnlich sind,
haben eine übergroße Meinung von sich selber, die sie verhindert, zur Einsicht und zur Rücksicht zu kommen. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß Sie zu den Leuten gehören, die sich groß vor-
kommen, weil sie rücksichtslos und unhöflich sind, die sich mächtig dünken, weil sie Protektion genießen, und die weise zu
sein meinen, weil ihnen das Wörtchen „weise“ einfällt. Leute wie Sie erkühnen sich, gegenüber der Armut und gegenüber der Unbeschützttheit hart, frech, grob und gewalttätig zu sein. Leute wie
Sie besitzen die außerordentliche Klugheit, zu meinen, daß es notwendig sei, überall an der Spitze zu stehen, allenortes ein
D 45 Übergewicht zu besitzen und zu jeder Tageszeit zu triumphieren. Leute wie Sie merken nicht, daß das töricht ist, daß das weder im Bereich der Möglichkeit liegt noch wünschenswert sein kann.

Leute wie Sie sind Protzen und sind jederzeit bereit, der Brutalität eifrig zu dienen. Leute wie Sie sind überaus mutig darin, daß sie jeden wahren Mut sorgfältig vermeiden, weil sie wissen, daß jeder wahre Mut Schaden zu bringen verspricht, und sie sind mutig darin, daß sie sich stets als die Guten und Schönen hinstellen ungewein viel Lust und ungewein viel Eifer bekunden. Leute wie Sie respektieren weder das Alter noch das Verdienst, noch ganz bestimmt die Arbeit. Leute wie Sie respektieren das Geld, und der Respekt vor dem Geld verhindert sie, irgend etwas anderes hochzuachten. Wer redlich arbeitet und sich emsig abmüht, ist in den Augen von Leuten wie Sie ein ausgesprochener Esel. Ich irre mich nicht; denn mein kleiner Finger sagt mir, daß ich recht habe. Ich wage Ihnen ins Gesicht hinein zu sagen, daß Sie Ihr Amt mißbrauchen, weil Sie recht gut wissen, mit wie viel Umständen und Unannehmlichkeiten es verbunden wäre, Ihnen auf die Finger zu klopfen; aber in der Huld und Gnade, in der Sie stecken, und von günstigen Voraussetzungen umgeben, sind Sie dennoch höchst angefochten; denn Sie fühlen ohne Zweifel, wie sehr Sie schwanken. Sie hintergehen das Zutrauen, halten Ihr Wort nicht, schädigen ohne Besinnen den Wert und das Ansehen derer, die mit Ihnen verkehren, beuten schonungslos laus, wo Sie Wohltat zu stiften vorgeben, verraten den Dienst und verleumden den freundlichen Diener, sind höchst wankelmütig und unzuverlässig und zeigen Eigenschaften, die man an einem Mädchen, nicht aber an einem Mann, eilig entschuldigt. Verzeihen Sie, daß ich mir erlaube, Sie für sehr schwach zu halten, und genehmigen Sie mit der aufrichtigen Versicherung, daß ich es für rätlich halte, Ihnen in Zukunft geschäftlich völlig fern zu bleiben, das immerhin erforderliche Maß und den absolut gegebenen Grad von Achtung von einem Menschen, dem die Auszeichnung und das freilich bescheidene Vergnügen zufielen, Sie kennen zu lernen.

D 46

Fast bereute ich nun, diesen Buschklepperbrief, als welcher er mir nachträglich beinahe vorkommen wollte, der Post zur Beför-

derung und Überbringung anvertraut zu haben; denn keiner geringeren als einer leitenden einflußreichen Person hatte ich, bitterbösen Kriegszustand heraufbeschwörend, den Abbruch der diplomatischen, besser: wirtschaftlichen Beziehungen auf so ideale Art angekündigt. Immerhin ließ ich dem Fehdebrief jetzt den Lauf, indem ich mich damit tröstete, daß ich mir sagte, daß der Mensch oder sehr zu achtender Herr ja die Botschaft vielleicht überhaupt gar nicht lese, weil er schon beim Lesen und Kosten des zweiten oder dritten Wortes wahrscheinlich die Lektüre recht satt habe und den flammenden Erguß vermutlich, ohne viel Zeit und Kraft zu verlieren, in den alles Unwillkommene verschlingenden und beherbergenden Papierkorb werfe. „Überdies vergißt sich so etwas innerhalb eines halben oder Vierteljahres naturgemäß“, folgerte und philosophierte ich und marschierte kuragös zum Schneider.

D 47 Derselbe saß fröhlich und anscheinend mit dem ruhigsten Gewissen der Welt in seinem zierlichen Modosalon oder Werkstatt, die mit feinduftenden Tüchern und Tuchresten vollgepfropft und gestopft war. In einem Vogelbauer oder Käfig lärmt, um das Idyll vollkommen zu machen, ein Vogel, und ein eifriger verschmitzter Lehrling war brav mit Zuschneiden beschäftigt. Herr Schneidermeister Dünn stand, als er meiner ansichtig wurde, vom Sitzplatz, auf welchem er emsig mit der Nähnadel focht, höflich auf, um den Ankömmling artig willkommen zu heißen. „Sie kommen wegen Ihres nächstdem durch meine Firma an Sie fix und fertig abzuliefernden, ohne Zweifel tadellos sitzenden Anzuges“, sagte er, indem er mir nur fast ein wenig zu kameradschaftlich die Hand gab, die ich mich indessen durchaus nicht scheute, kräftig zu schütteln. „Ich komme“, gab ich zurück, „um unverzagt und hoffnungsfroh zur Anprobe zu schreiten, indem ich mancherlei befürchte.“

Herr Dünn sagte, daß er alle meine Befürchtungen für überflüssig halte und daß er für Sitz und Schnitt garantiere, und indem er das sagte, geleitete er mich in eine Nebenstube, aus welcher er

selber sich sofort zurückzog. Er garantierte und beteuerte wiederholt, was mir nicht recht gefallen wollte. Rasch waren |die Probe und die damit auf das innigste verknüpfte Enttäuschung fertig. Ich rief, indessen ich einen überschäumenden Verdruß niederzukämpfen versuchte, heftig und gewaltsam nach Herrn Dünn, dem ich mit möglichst großer Gelassenheit und vornehmer Unzufriedenheit den vernichtenden Ausruf entgegenschleuderte: „Dachte ich es mir doch!“

„Mein allerliebster werter Herr, regen Sie sich nicht unnützerweise auf!“

Mühsam genug brachte ich hervor: „Wohl gibt es hier in Hülle und Fülle Anlaß, sich aufzuregen und untröstlich zu sein. Behalten Sie Ihre höchst unpassenden Beschwichtigungen für sich, und hören Sie gütigst auf, mich beruhigen zu wollen; denn was Sie getan haben, um einen tadellosen Anzug herzustellen, ist im höchsten Grad beunruhigend. Alle gehegten zarten oder unzarten Befürchtungen bewahrheiten sich, und die schlimmsten Ahnungen sind in Erfüllung gegangen. Wie können Sie für tadellosen Sitz und Schnitt zu garantieren wagen, und wie ist es möglich, daß Sie den Mut haben, mir zu versichern, daß Sie Meister in Ihrem Berufe sind, wo Sie bei nur einiger dünngesäter Ehrlichkeit und beim geringfügigsten Maß von Aufrichtigkeit und Aufmerksamkeit ohne weiteres werden zugestehen müssen, daß ich vollkommenes Pech habe und daß der durch Ihre werte und ausgezeichnete Firma mir zu liefernde tadellose Anzug total verpfuscht ist?“

„Den Ausdruck ‚verpfuscht‘ verbitte ich mir verbindlich.“

„Ich will mich fassen, Herr Dünn.“

„Ich danke Ihnen und freue mich herzlich über diesen so angenehmen Vorsatz.“

„Sie werden mir erlauben, von Ihnen zu verlangen, daß Sie an diesem Anzug, der, gestützt auf die soeben stattgefundene sorg-

fältige Anprobe, Haufen von Fehlern, Mängeln und Gebrechen aufweist, bedeutende Änderungen vornehmen werden.“

„Das kann man.“

„Die Unzufriedenheit, der Verdruß und die Trauer, die ich empfinde, drängen mich, Ihnen zu sagen, daß Sie mir Ärger bereitet haben.“ 5

„Ich schwöre Ihnen, daß mir das leid tut.“

„Der Eifer, den Sie zeigen, zu schwören, daß es Ihnen leid tut, mich geärgert und in die allerschlechteste Stimmung versetzt zu haben, ändert am fehlerhaften Anzug nicht das Geringste, dem 10 ich mich weigere, auch nur den kleinsten Grad von Anerkennung zu zollen, und dessen Annahme ich energisch zurückweise, da von Beifall und Zustimmung keine Rede sein kann. Bezüglich des Rockes fühle ich deutlich, daß er mich zum buckligen und daher häßlichen Menschen macht, eine Verunstaltung, mit der ich mich 15 unter keinen Umständen einverstanden erklären kann. Ich fühle mich vielmehr bewogen, gegen eine so boshafte Ausstattung und Verzierung meines Körpers zu protestieren. Die Ärmel leiden an einer bedenkenregenden Überfülle von Länge, und die Weste zeichnet sich dadurch in hervorragender Weise aus, daß sie den 20 Eindruck hervorruft und den unangenehmen Schein erweckt, als habe ihr Träger einen dicken Bauch. Die Hose oder das Beinkleid ist einfach abscheulich. Zeichnung und Entwurf der Hose flößen mir ein aufrichtig empfundenes Grauen ein. Wo dieses ganz elende, dumme und lächerliche Kunstwerk von Beinkleid eine gewisse 25 Weite besitzen sollte, weist es eine einschnürende Enge auf, und wo es eng sein sollte, ist es mehr als weit. Ihre Leistung, Herr Dünn, ist alles in allem phantasielos, und Ihr Werk beweist einen Mangel an Intelligenz. An diesem Anzug haftet etwas Erbärmliches, etwas Kleinliches, etwas Albernes, etwas Hausbackenes, et- 30 was Lächerliches und etwas Ängstliches. Der, der ihn angefertigt

1 Anprobe,] Anprobe D

hat, darf sicherlich nicht zu den schwungvollen Naturen gezählt werden. Bedauerlich ist eine derartige gänzliche Abwesenheit jeden Talentes.“

Herr Dünn besaß die Unverfrorenheit, mir zu sagen: „Ich verstehe Ihre Entrüstung nicht und werde nie zu bewegen sein, sie zu verstehen. Die zahlreichen heftigen Vorwürfe, die Sie mir machen zu müssen glauben, sind mir unbegreiflich und werden mir sehr wahrscheinlich stets unbegreiflich sein. Der Anzug sitzt sehr gut. Niemand wird mich irgend etwas anderes glauben machen. Die Überzeugung, die ich habe, daß Sie ungemein vorteilhaft darin aussehen, erkläre ich für unerschütterlich. An gewisse denselben auszeichnende Eigentümlichkeiten und Eigenartigkeiten werden Sie sich in kurzer Zeit gewöhnt haben. Höchste Staatsbeamte bestellen bei mir ihren überaus schätzenswerten Bedarf; ebenso lassen Herren Gerichtspräsidenten huldvoll bei mir arbeiten. Dieser sicherlich schlagende Beweis meiner Leistungsfähigkeit genüge Ihnen. Auf überspannte Erwartungen und Vorstellungen vermag ich nicht einzugehen, und auf anmaßliche Forderungen läßt sich Schneidermeister Dünn keineswegs ein. Besser situierte Leute und vornehmere Herren wie Sie sind mit meiner Gewandtheit und Fertigkeit in jeder Hinsicht zufrieden gewesen. Diese Anspielung dürfte Sie entwaffnen.“

D 51

Da ich einsehen mußte, daß es unmöglich sei, irgend etwas auszurichten, und da ich mir sagen mußte, daß meine vielleicht nur allzu feurige und ungestüme Attacke sich in eine schmerzliche und schmählige Niederlage verwandelt hatte, so zog ich meine Truppen aus dem unglücklichen Gefecht zurück, brach weich ab und flog beschämt davon. Solchergestalt endete das kühne Abenteuer mit dem Schneider. Ohne mich nach irgend welchen andern Dingen umzuschauen, eilte ich auf die Gemeindegasse oder auf das Steuerbureau wegen der Steuern; aber hier muß ich einen gröblichen Irrtum berichtigen.

Es handelte sich nämlich, wie mir jetzt nachträglich einfällt, nicht um Zahlung, sondern lediglich einstweilen um eine mündliche Besprechung mit dem Herrn Präsidenten der löblichen Steuerkommission und um Eingabe oder Abgabe einer feierlichen Erklärung. Man nehme mir den Irrtum nicht übel und höre freundlich, was ich hierüber zu sagen haben werde. So gut wie |der standhafte und unerschütterliche Schneidermeister D 52 Dünntadellosigkeit versprach und garantierte, verspreche und garantiere ich in Bezug auf die abzulegende Steuer-Erklärung Exaktheit und Ausführlichkeit sowohl wie Knappheit und Kürze. 10

Ich springe sofort in die bezügliche scharmante Situation hinein: „Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen“, sagte ich frei und offen zum Steuermann oder hohen Steuerbeamten, der mir sein obrigkeitliches Ohr schenkte, um dem Bericht, den ich abstattete, mit gehöriger Aufmerksamkeit zu folgen, „daß ich als armer Schriftsteller und Federführer oder Homme de Lettres ein sehr fragwürdiges Einkommen genieße. Von irgend welcher Vermögens-Anhäufung kann natürlich bei mir nicht die Spur zu sehen und zu finden sein. Ich stelle das zu meinem großen Bedauern fest, ohne indessen über die klägliche Tatsache zu verzweifeln oder zu weinen. Ich schlüpfte notdürftig durch, wie man sagt. Luxus treibe ich keinen; das vermögen Sie mir auf den ersten Blick anzusehen. Das Essen, das ich esse, kann als hinlänglich und spärlich bezeichnet werden. Es ist Ihnen eingefallen zu glauben, daß ich Herr und Gebieter von vielerlei Einkünften sei; ich bin aber genötigt, diesem Glauben und allen diesen Vermutungen höflich aber entschieden entgegenzutreten und die schlichte, nackte Wahrheit zu sagen, und diese lautet auf alle Fälle, daß ich überaus frei von Reichtümern, dagegen aber vollbehangen von jeder Art Armut bin, was Sie die D 53 Güte haben und vormerken wollen. Sonntags darf ich mich auf der Straße gar nicht blicken lassen, weil ich kein Sonntagskleid 30

27 nackte] nakte D

habe. An solidem und sparsamem Lebenswandel ähnele ich einer Feldmaus. Ein Sperling hat mehr Aussichten, wohlhabend zu werden als gegenwärtiger Berichterstatter und Steuerzahler. Ich habe Bücher geschrieben, die dem Publikum leider nicht gefallen, und die Folgen davon sind herzbeklemmend. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie das einsehen und daß Sie in folgedessen meine finanzielle Lage verstehen. Bürgerliche Stellung und bürgerliches Ansehen besitze ich nicht; das ist sonnenklar. Verpflichtungen einem Menschen gegenüber, wie ich bin, scheint es überhaupt keine zu geben. Das lebhaftere Interesse für die schöne Literatur ist überaus spärlich vertreten, und die schonungslose Kritik, die jedermann an unsereins Werken glaubt üben und pflegen zu dürfen, bildet eine weitere starke Ursache der Schädigung und hemmt wie ein Hemmschuh die Verwirklichung irgend eines bescheidenen Wohlstandes. Wohl gibt es gütige Gönner und freundliche Gönnerinnen, die mich von Zeit zu Zeit in der edelsten Art unterstützen; aber eine Gabe ist kein Einkommen, und eine Unterstützung ist kein Vermögen. Aus allen diesen sprechenden und doch wohl überzeugenden Gründen, mein hochgeehrter Herr, möchte ich Sie ersuchen, von jederlei Steuererhöhung, die Sie mir angekündigt haben, abzusehen, und ich muß Sie bitten, wenn nicht beschwören, meine Zahlungskraft so niedrig einzuschätzen wie nur immer möglich.“

Der Herr Vorsteher oder Herr Taxator sagte: „Man sieht Sie aber immer spazieren!“ D 54

„Spazieren“, gab ich zur Antwort, „muß ich unbedingt, um mich zu beleben und um die Verbindung mit der lebendigen Welt aufrecht zu halten, ohne deren Empfinden ich keinen halben Buchstaben mehr schreiben und nicht das leiseste Gedicht in Vers oder Prosa mehr hervorbringen könnte. Ohne Spazieren wäre ich tot, und mein Beruf, den ich leidenschaftlich liebe, wäre vernichtet. Ohne Spazieren und Bericht-Auffangen könnte ich auch keinen Bericht mehr abstatten und nicht den winzigsten

Aufsatz mehr, geschweige denn eine ganze lange Novelle verfas-
sen. Ohne Spazieren würde ich ja gar keine Beobachtungen und
gar keine Studien machen können. Ein so gescheiter und aufge-
weckter Mann wie Sie darf und wird das augenblicklich begrei-
fen. Auf einem schönen und weitschweifigen Spaziergang fallen 5
mir tausend brauchbare nützliche Gedanken ein. Zu Hause ein-
geschlossen, würde ich elendiglich verkommen und verdorren.
Spazieren ist für mich nicht nur gesund und schön, sondern auch
dienlich und nützlich. Ein Spaziergang fördert mich beruflich
und macht mir zugleich auch noch persönlich Spaß und Freude; 10
er erquickt und tröstet und freut mich, ist mir ein Genuß und hat
gleichzeitig die Eigenschaft, daß er mich zu weiterem Schaffen
reizt und anspornt, indem er mir zahlreiche kleine und große
Gegenständlichkeiten als Stoff darbietet, den ich später zu Hause
D 55 emsig und eifrig bearbeite. Ein Spaziergang ist immer voll 15
sehenswerter und fühlenswerter bedeutender Erscheinungen. Von
Gebilden und lebendigen Gedichten, von Zaubereien und Na-
turschönheiten wimmelt es auf netten Spaziergängen meistens,
und seien sie noch so klein. Naturkunde und Landeskunde öff-
nen sich reizvoll und anmutvoll vor den Sinnen und Augen des 20
aufmerksamen Spaziergängers, der freilich nicht mit niederge-
schlagenen, sondern mit offenen und ungetrübten Augen spa-
zieren muß, wenn ihm der schöne Sinn und der heitere, edle Ge-
danke des Spazierganges aufgehen soll. Bedenken Sie, wie der
Dichter verarmen und kläglich scheitern muß, wenn nicht die 25
mütterliche und väterliche und kindlich schöne Natur ihn im-
mer wieder von neuem mit dem Quell des Guten und Schönen
erfrischt. Bedenken Sie, wie für den Dichter der Unterricht und
die heilige goldene Belehrung, die er draußen im spielenden
Freien schöpft, immer wieder von der größten Bedeutung sind. 30
Ohne Spazieren und damit verbundene Naturanschauung, ohne
diese ebenso liebliche wie ermahnungsreiche Erkundigung füh-
le ich mich wie verloren und bin es auch. Höchst liebevoll und

aufmerksam muß der, der spaziert, jedes kleinste lebendige Ding, sei es ein Kind, ein Hund, eine Mücke, ein Schmetterling, ein Spatz, ein Wurm, eine Blume, ein Mann, ein Haus, ein Baum, eine Hecke, eine Schnecke, eine Maus, eine Wolke, ein Berg, ein
5 Blatt oder auch nur ein armes weggeworfenes Fetzen Schreibpapier, auf das vielleicht ein liebes gutes Schulkind seine ersten un-
gefügen Buchstaben geschrieben hat, studieren und betrachten. Die höchsten und niedrigsten, die ernstesten und lustigsten D 56
Dinge sind ihm gleicherweise lieb und schön und wert. Keinerlei
10 empfindsamliche Eigenliebe und Leichtverletzlichkeit darf er mit sich tragen. Uneigennützig und unegoistisch muß er seinen sorgsam-
en Blick überallhin schweifen und herumstreifen lassen; ganz nur im Anschauen und Merken der Dinge muß er stets fähig
sein aufzugehen, und sich selber, seine eigenen Klagen, Bedürf-
15 nisse, Mängel, Entbehrungen hat er, gleich dem wackeren, dienstbereiten und aufopferungsfreudigen erprobten Feldsoldaten,
hintanzustellen, gering zu achten und zu vergessen. Im andern Fall spaziert er nur mit halber Aufmerksamkeit und mit
halbem Geist, und das ist nichts wert. Er muß jederzeit des Mit-
20 leides, des Mitempfindens und der Begeisterung fähig sein, und er ist es hoffentlich. Er muß in den hohen Enthusiasmus hinauf-
zudringen und sich in die tiefste und kleinste Alltäglichkeit herunterzusenken und zu neigen vermögen, und er kann es vermut-
lich. Treues, hingebungsvolles Aufgehen und Sichverlieren in die
25 Gegenstände und eifrige Liebe zu allen Erscheinungen und Dingen machen ihn aber dafür glücklich, wie jede Pflichterfüllung
den Pflichtbewußten glücklich und reich im Innersten macht. Geist, Hingabe und Treue beseligen ihn und heben ihn hoch
über seine eigene unscheinbare Spaziergängerperson hinaus, die
30 nur zu oft im Geruch und schlechten Rufe des Vagabundierens und unnützen Herumstreichens steht. Seine mannigfaltigen D 57

19 wert.] wert, D

Studien bereichern und belustigen, besänftigen und veredeln ihn und streifen mitunter, so unwahrscheinlich das auch klingen mag, hart an exakte Wissenschaft, die dem scheinbar leichtfertigen Bummel niemand zutraut. Wissen Sie, daß ich hartnäckig und zäh im Kopfe arbeite und oft im besten Sinn tätig bin, wo es den Anschein hat, als ob ich ein gedankenlos und arbeitslos im Blauen oder im Grünen mich verlierender, saumseliger, träumerischer und träger, schlechtesten Eindruck machender Erztagedieb und leichtfertiger Mensch ohne Verantwortung sei? Geheimnisvoll und heimlich schleichen dem Spaziergänger allerlei schöne feinsinnige Spaziergangsgedanken nach, derart, daß er mitten im fleißigen, achtsamen Gehen innehalten, stillstehen und horchen muß, daß er über und über von seltsamen Eindrücken und bezaubernder Geistergewalt benommen und betreten ist und er das Gefühl hat, als müsse er plötzlich in die Erde hinabsinken oder als öffne sich vor seinen geblendeten, verwirrten Denker- und Dichteraugen ein Abgrund. Der Kopf will ihm abfallen, und die sonst so lebendigen Arme und Beine sind ihm wie erstarrt. Land und Leute, Töne und Farben, Gesichter und Gestalten, Wolken und Sonnenschein drehen sich wie Schemen rund um ihn herum, und er muß sich fragen: „Wo bin ich?“ Erde und Himmel fließen und stürzen mit einmal in ein blitzendes, schimmerndes, übereinanderwogendes, undeutliches Nebelgebilde zusammen; das Chaos beginnt, und die Ordnungen verschwinden. Mühsam versucht der Erschütterte seine gesunde Besinnung aufrecht zu halten; es gelingt ihm, und er spaziert vertrauensvoll weiter. Halten Sie es für ganz und gar unmöglich, daß ich auf einem weichen geduldigen Spaziergang Riesen antreffe, Professoren die Ehre habe zu sehen, mit Buchhändlern und Bankbeamten im Vorbeigehen verkehre, mit angehenden jugendlichen Sängerinnen und ehemaligen Schauspielerinnen rede, bei geistreichen Damen zu Mittag speise, durch Wälder streife, gefährliche Briefe befördere und mich mit tückischen

ironischen Schneidermeistern wild herumschlage? Das alles kann vorkommen, und ich glaube, daß es in der Tat vorgekommen ist. Den Spaziergänger begleitet stets etwas Merkwürdiges, Gedankenvolles und Phantastisches, und er wäre dumm, wenn er
5 dieses Geistige nicht beachten oder gar von sich fortstoßen würde; aber das tut er nicht; er heißt vielmehr alle sonderbaren, eigentümlichen Erscheinungen willkommen, befreundet und verbrüdert sich mit ihnen, weil sie ihn entzücken, macht sie zu gestaltenhaften wesenvollen Körpern, gibt ihnen Bildung und
10 Seele, wie sie ihrerseits ihn beseelen und bilden. Ich verdiene mit einem Wort mein tägliches Brot durch Denken, Grübeln, Bohren, Graben, Sinnen, Dichten, Untersuchen, Forschen und Spazieren so sauer wie irgend einer. Indem ich vielleicht die allervergnügteste Miene schneide, bin ich höchst ernsthaft und
15 gewissenhaft, und wo ich weiter nichts als zärtlich und schwärmerisch zu sein scheine, bin ich ein solider Fachmann! Ich hoffe, daß alle diese eingehenden Aufklärungen Sie von meinen ehrlichen Bestrebungen überzeugen und Sie vollauf befriedigen.“ D 59

Der Beamte sagte: „Gut!“, und er fügte bei: „Ihr Gesuch betreffs Bewilligung möglichst niedrig zu veranschlagenden Steuersatzes werden wir näher prüfen und Ihnen diesbezüglich baldige abschlägige oder einwilligende Mitteilung machen. Für freundlich abgelegten Wahrheitsbericht und eifrig geleistete ehrliche Aussagen dankt man Ihnen. Sie dürfen einstweilen abtreten und
20 Ihren Spaziergang fortsetzen.“

Da ich in Gnaden entlassen war, so eilte ich freudig fort und war bald wieder im Freien. Freiheitsbegeisterungen ergriffen mich und rissen mich hin. Ich komme jetzt endlich, nach so manchem tapfer bestandnem Abenteuer und nach so manchem
30 mehr oder weniger siegreich überwundenen schwierigen Hindernis, zu dem längst angemeldeten und vorausgesagten Eisenbahnübergang, wo ich eine Weile stehen bleiben und niedlich warten mußte, bis etwa allmählich der Zug gütigst die hohe

Gnade gehabt hätte, säuberlich vorüberzufahren. Allerlei männliches und weibliches Volk jeglichen Alters und Charakters stand und wartete wie ich an der Stange. Die korpulente, nette Bahnwärtersfrau stand still wie eine Statue da und musterte uns Herumstehende und Wartende gründlich. Der vorbeisausende Eisenbahnzug war voll Militär, und alle zu den Fenstern herausschauenden, dem lieben teuren Vaterland Dienste weihenden und widmenden Soldaten, diese ganze fahrende Soldatenschule einerseits und das unnütze Zivilpublikum andererseits grüßten und winkten einander gegenseitig freundlich und patriotisch, eine Bewegung, die rund herum liebliche Stimmungen verbreitete. Da der Übergang frei geworden war, gingen ich und alle andern friedlich und ruhig weiter, und nun schien mir jederlei Umgebung mit einmal noch tausendmal schöner als vorher geworden zu sein. Der Spaziergang schien immer schöner, reicher und größer werden zu wollen. Hier beim Bahnübergang schien mir der Höhepunkt oder etwas wie das Zentrum zu sein, von wo aus es leise wieder sinken würde. Ich ahnte bereits etwas vom beginnenden sanften Abendabhang. Etwas wie goldene Wehmutwonne und süßer Schwermutzauber hauchte wie ein stiller, hoher Gott umher. „Hier ist es jetzt himmlisch schön“, sagte ich zu mir selber. Wie ein bezauberndes, Tränen heraufbeschwörendes Abschiedslied lag das zarte Land mit seinen lieben, bescheidenen Wiesen, Gärten und Häusern da. Tönend drangen leise uralte Volksklagen und Leiden des guten, armen Volkes aus allen Seiten daher. Geister mit entzückenden Gestalten und Gewändern tauchten groß und weich auf, und die liebe, gute Landstraße strahlte himmelblau und weiß und goldig. Rührung und Entzücken flogen wie aus dem Himmel niederstürzende Engelsbilder über die golden gefärbten, rosig angehauchten kleinen Armutshäuser, die der Sonnenschein zärtlich umarmte und umrahmte. Liebe und Armut und silberner-goldener Hauch gingen und schwebten Hand in Hand. Es war mir zumut, als rufe

mich jemand Liebes beim Namen oder als küsse und tröste mich jemand. Gott der Allmächtige, unser gnädiger Herr, trat auf die Straße, um sie zu verherrlichen und himmlisch schön zu machen. Einbildungen aller Art und Illusionen machten mich glauben,
5 daß Jesus Christus heraufgestiegen sei und jetzt mitten unter den Leuten und mitten durch die liebenswürdige Gegend wandere und umher wandle. Häuser, Gärten und Menschen verwandelten sich in Klänge, alles Gegenständliche schien sich in eine Seele und in eine Zärtlichkeit verwandelt zu haben. Süßer
10 Silberschleier und Seelennebel schwamm in alles und legte sich um alles. Die Weltseele hatte sich geöffnet, und alles Leid, alle menschlichen Enttäuschungen, alles Böse, alles Schmerzhafte schienen zu entschwinden, um von nun an nie mehr wieder zu erscheinen. Frühere Spaziergänge traten mir vor die Augen; aber
15 das wundervolle Bild der bescheidenen Gegenwart wurde zur überragenden Empfindung. Die Zukunft verblaßte, und die Vergangenheit zerrann. Ich glühte und blühte selber im glühenden, blühenden Augenblick. Aus näheren und weiteren Entfernungen trat Großes und Gutes mit herrlicher Gebärde, Beglückungen und Bereicherungen silberhell hervor, und ich phantasierte
20 mitten in der schönen Gegend von nichts anderem als nur eben von ihr. Alle übrigen Phantasien sanken zusammen und verschwanden in der Bedeutungslosigkeit. Ich hatte die ganze reiche Erde dicht vor mir und schaute doch nur auf das Kleinste und
25 Bescheidenste. Mit Liebesgebärden hob sich und senkte sich der Himmel. Ich war ein Inneres geworden und spazierte wie in einem Innern; alles Äußere wurde zum Traum, das bisher Verstandene zum Unverständlichen. An der Oberfläche herab stürzte ich in die fabelhafte Tiefe, die ich im Augenblick als das Gute
30 erkannte. Was wir verstehen und lieben, das versteht und liebt auch uns. Ich war nicht mehr ich selber, war ein anderer und doch gerade darum erst recht wieder ich selbst. Im süßen Liebeslichte erkannte ich oder glaubte ich erkennen zu sollen, daß vielleicht

D 62

der innerliche Mensch der einzige sei, der wahrhaft existiert. Der Gedanke griff mich an: „Wo wollten wir armen Menschen sein, wenn es keine treue Erde gäbe? Was hätten wir noch, wenn wir dieses Schöne und Gute nicht hätten? Wo sollte ich sein, wenn ich nicht hier sein dürfte? Hier habe ich alles, und anderswo hätte ich nichts.“ 5

Was ich sah, war ebenso klein und arm wie groß und bedeutend, ebenso bescheiden wie reizend, ebenso nah wie gut und ebenso lieblich wie warm. An zwei Häusern, die wie lebendige, gemütliche Nachbarsgestalten nah beieinander im hellen Sonnenlicht lagen, hatte ich große Freude. Eine Freude kam auf die andere, und in der weichen, zutraulichen Luft schwebte ein Behagen auf und ab und zitterte es wie von verhaltenem Vergnügen. 10

D 63 Eines der beiden kleinen, feinen Häuser war das Wirtshaus zum „Bären“; der Bär war im Wirtshauschild trefflich und drollig 15 abgebildet. Kastanienbäume überschatteten das zierliche, gutmütige Haus, das sicher von lieben, netten, freundlichen Leuten bewohnt war; sah doch das Haus nicht wie manche Bauwerke hochmütig, sondern wie die Zutraulichkeit und Treue selber aus. Überall, wohin das Auge blickte, lag dichte, zufriedene Gartenpracht und schwebte grünes, dichtes Gewirr von artigen Blättern. 20 Das zweite Haus oder Häuschen glich in seiner sichtlichen Lieblichkeit und Niedrigkeit einem kindlich schönen Blatt aus einem Bilderbuch, einer süßen Illustration, so reizend und seltsam stellte es sich dar. Die Welt rund um das Häuschen erschien 25 vollkommen gut und schön. Ich verliebte mich in das bildschöne, kleine Hauswesen allsogleich bis über die Ohren und wäre von Herzen gern hineingegangen, um mich einzunisten und einzumieten und für immer im Zauberhäuschen und Kleinod zu wohnen, und mich wohlzufühlen; aber gerade die schönsten Wohnungen sind leider Gottes meistens besetzt, und wer für seinen 30 anspruchsvollen Geschmack eine passende Wohnung sucht, dem geht es schlecht, weil, was leer steht und zu haben ist, oft

greulich ist und Grauen erregt. Das schöne Häuschen war sicher-
lich von einem alleinstehenden Frauchen oder Großmütterchen
bewohnt; es duftete danach und schaute so danach aus. Wenn es
gestattet ist, zu sagen, so melde ich ferner, daß an der Wand des
5 Häuschens Wandmalereien oder erhabene Fresken |strotzten, die D 64
himmlisch fein und lustig waren und eine Schweizeralpenland-
schaft darstellten, auf der wieder ein Haus und zwar ein Berner-
Oberländerhaus stand, nämlich gemalt. Gut war die Malerei an
sich wahrhaftig keineswegs. Solches behaupten zu wollen wäre
10 keck. Herrlich kam sie mir aber trotzdem vor. Simpel und einfäl-
tig, wie sie war, entzückte sie mich; mich entzückt eigentlich je-
des noch so dumme und ungeschickte Stück Malerei, weil jedes
Stück Malerei erstens an Emsigkeit und Fleiß und zweitens an
Holland erinnert. Ist denn nicht jede Musik, auch die kärglich-
15 ste, für den schön, der das Wesen und die Existenz der Musik
liebt? Ist nicht fast jeder beliebige Mensch, auch der böseste und
unangenehmste, für den Freund der Menschen liebenswürdig?
Gemalte Landschaft mitten in der wirklichen Landschaft ist ka-
priziös, pikant. Das wird niemand bestreiten können. Den Tatbe-
20 stand, daß ein altes Mütterchen in dem Häuschen wohne, nagelte
und heftete ich übrigens gewiß nicht fest und vermochte ich
durchaus nicht aufzunehmen. Mich nimmt aber nur wunder,
warum ich hier Worte wie „Tatbestand“ in den Mund zu nehmen
wage, wo alles so weich und voll Menschennatur ist oder wenig-
25 stens sein soll wie Empfindungen und Ahnungen eines Mutter-
herzens. Übrigens war das Häuschen graublau angestrichen und
hatte hellgolden-grüne Fensterläden, die zu lächeln schienen,
und rund herum in einem Zaubergärtchen dufteten die schön-
sten Blumen. Über ein Lust- und Gartenhäuschen neigte |und D 65
30 krümmte sich in entzückender Anmut ein Rosenstrauch und
-Busch voll der schönsten Rosen.

Falls ich nicht krank, sondern gesund und munter bin, was ich
hoffe und woran ich nicht zweifeln will, kam ich, indem ich be-

haglich weiterging, vor ein ländliches Friseurgeschäft, mit dessen Inhalt und Inhaber ich mich jedoch, wie mir scheint, nicht Grund habe abzugeben, da ich der Meinung bin, daß es noch nicht dringend nötig ist, mir das Haar schneiden zu lassen, was ja vielleicht ganz hübsch und spaßhaft wäre. Ferner kam ich an einer Schusterwerkstatt vorbei, die mich an den genialen aber unglücklichen Dichter Lenz erinnerte, der während der Zeit seiner Geistes- und Gemütszerrüttung Schuhe machen lernte und machte. Schaute ich nicht auch im Vorbeigehen in ein Schulhaus und in eine freundliche Schulstube hinein, wo gerade die gestrenge Schullehrerin examinierte und kommandierte? Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, wie sehr der Spaziergänger im Flug und im Nu wünschte, wieder ein Kind und ein unfolgsamer, spitzbübischer Schulknabe sein zu dürfen, wieder zur Schule gehen und eine wohlverdiente Tracht Hiebe zur Strafe für begangene Unartigkeiten und Untaten einernsten und in Empfang nehmen zu können. Da wir von Prügel reden, sei gerade noch erwähnt und beigeflochten, wir seien der Meinung, daß ein Landmann ehrlich und tüchtig durchgeprügelt zu werden verdiente, der nicht zaudert, den Schmuck der Landschaft und die Schönheit seines leigenen Heimwesens, nämlich seinen hohen, alten Nußbaum umzuhauen, um schnödes, schlechtes, törichtes Geld damit zu erhandeln. Ich kam nämlich an einem bildhübschen Bauernhaus mit hohem, herrlich-mächtigem Nußbaum vorbei; da stieg mir der Prügel- und Handelsgedanke auf. „Dieser hohe, majestätische Baum“, rief ich hell aus, „der das Haus so wunderbar beschützt und verschönt, es in eine so ernste und fröhliche Heimeligkeit und traute Heimatlichkeit einspinnt, dieser Baum, sage ich, ist eine Gottheit, ein Heiligtum, und tausend Peitschenhiebe dem gefühllosen und ruchlosen Besitzer, der all diesen goldenen, himmlisch grünen Blätterzauber verschwinden zu machen wagen darf, damit er seinen Gelddurst, das Gemeinste und Schnödeste, was es auf Erden gibt, befriedige. Solche Trottel sollte man aus der

Gemeinde ausstoßen. Nach Sibirien oder nach Feuerland mit solchen Schändern und Umstürzern des Schönen. Doch es gibt gottlob auch Bauern, die Herz und Sinn für etwas Zartes und Gutes haben.“

5 Ich bin vielleicht in Bezug auf den Baum, den Geiz, den Bauer, den Transport nach Sibirien und die Prügel, die anscheinend der Bauer verdient, weil er den Baum fällt, etwas zu weit gegangen und muß gestehen, daß ich mich habe hinreißen lassen, zu zürnen. Freunde von schönen Bäumen werden indessen meinen
10 Unmut begreifen und meinem so lebhaft zum Ausdruck gebrachten Bedauern beistimmen. Die tausend Peitschenhiebe nehme ich meinetwegen gerne zurück. Dem Ausdruck „Trottel“
15 versage selbst ich den Beifall. Ich mißbillige das grobe Wort und bitte den Leser deswegen um Entschuldigung. Da ich mich bereits mehrmals entschuldigen mußte, so habe ich im höflichen um Verzeihung Bitten schon eine gewisse Übung erlangt. „Gefühlloser und ruchloser Besitzer“ hätte ich ebenfalls nicht nötig gehabt zu sagen. Es sind dies geistige Erhitzungen, die vermieden werden müssen. Das ist klar. Den Schmerz um eines schönen,
20 hohen, alten Baumes Sturz lasse ich stehen und eine böse Miene mache ich hierüber sicher, woran mich niemand verhindern darf. „Aus der Gemeinde ausstoßen“ ist unvorsichtig gesprochen, und was die Geldgier betrifft, die ich als gemein bezeichnet habe, so nehme ich an, daß auch ich bereits ein oder das andere mal
25 diesbezüglich schwer gefrevelt, gefehlt und gesündigt habe und daß gewisse Elendigkeiten und Gemeinheiten auch mir durchaus nicht fremd und unbekannt geblieben sind. Mit diesen Sätzen mache ich Flaumacherpolitik, wie man sie schöner gar nicht zu sehen bekommen kann; aber ich halte diese Politik für eine
30 Notwendigkeit. Der Anstand gebietet uns, acht zu geben, daß wir mit uns selber ebenso streng verfahren wie mit andern, und daß wir andere ebenso milde und gelinde beurteilen wie uns selber, und letzteres tun wir ja bekanntlich jederzeit unwillkürlich.

D 67

Ist es nicht geradezu reizend, wie ich hier Fehler sauber korrigiere und Verstöße abglätte? Indem ich Eingeständnisse mache, erweise ich mich als friedfertig, und indem ich Eckiges abrunde und Hartes weich mache, bin ich ein feiner, zarter Abschwächer, zeige ich Sinn für gute Tonart und bin ich diplomatisch. Blamiert habe ich mich immerhin; aber ich hoffe, man anerkenne den guten Willen.

D 68

5

Wenn jetzt jemand noch sagt, daß ich ein rücksichtsloser Mensch, Machtmensch und Machthaber sei, der blind drauflos geht, so behaupte ich, d. h. wage ich zu hoffen, daß ich das Recht habe, zu behaupten, daß sich die Person, die das sagt, böse irrt. So zart und sanft wie ich hat vielleicht noch nie ein Autor beständig an den Leser gedacht.

10

So, und nun kann ich mit Palais oder Adelspalästen dienstfertig aufwarten und zwar wie folgt: Ich trumpfe förmlich auf; denn mit solch einem halbverfallenen Edelsitz und Patrizierhaus, mit einem altersgrauen, parkumgebenen, stolzen Rittersitz und Herrenhaus wie das ist, das jetzt hier auftaucht, kann man Staat machen, Aufsehen erregen, Neid erwecken, Bewunderung hervorrufen und Ehre einheimsen. Mancher arme aber feine Literat wohnte mit Herzenslust und höchstem Vergnügen in solch einem Schloß oder Burg mit Hof und Einfahrt für hochherrschaftliche, wappengeschmückte Wagen. Mancher arme aber genußfreudige Maler träumt von zeitweiligem Aufenthalt auf köstlichen, altertümlichen Landsitzen. Manches gebildete, aber vielleicht bettelarme Stadtmädchen denkt mit wehmütigem Entzücken und mit idealem Eifer an Teiche, Grotten, hohe Gemächer und Sänften und sich selbst bedient von eilfertigen Dienern und edelmütigen Rittern. Auf dem Herrenhause, das ich da sah, d. h. mehr an als auf ihm, war die Jahreszahl 1709 zu sehen und zu lesen, was mein Interesse natürlich lebhaft erhöhte. Mit einem gewissen Entzücken schaute ich als Natur- und Altertumsforscher in den verträumten, alten, sonderbaren Garten hinein, wo

20

25

D 69

30

ich in einem Bassin mit reizend plätscherndem Springbrunnen den seltsamsten meterlangen Fisch, nämlich einen einsamen Wels, leicht entdeckte und konstatierte. Ebenso sah und entdeckte ich und stellte ich mit romantischer Wonne fest einen
5 Gartenpavillon im maurischen oder arabischen Stil, schön und reich mit Himmelblau, geheimnisvollem Sternen-Silber, Gold, Braun und edlem, ernstem Schwarz bemalt. Ich vermutete und witterte mit höchst feinem Verständnis sogleich heraus, daß der Pavillon ungefähr im Jahr 1858 entstanden sein und errichtet
10 worden sein dürfte, ein Ermitteln, Erraten und Herausriechen, das mich vielleicht berechtigt, diesbetreffs einmal einen einschlägigen Vortrag oder eine Vorlesung im Rathaussaal vor vielem beifallfreudigem Publikum mit ziemlich stolzem Gesicht und selbstbewußter Miene zuversichtlich abzuhalten. Den Vortrag erwähnte sehr wahrscheinlich dann die Presse, was mir selbstverständlich nur lieb sein könnte; denn sie erwähnt manchmal allerlei mit keinem Sterbenswörtchen. Indem ich den arabischen oder persischen Gartenpavillon studierte, fiel mir ein, zu denken: „Wie schön muß es hier des ^lNachts sein, wenn alles mit
20 einem beinahe undurchdringlichen Dunkel umflort ist, alles ringsherum still, schwarz und lautlos ist, Tannen aus dem Dunkel leise hervorragen, mitternächtliches Empfinden den einsamen Wanderer festhält, und nun eine Lampe, die süßen, gelben Schein verbreitet, in den Pavillon hineingetragen wird von einer
25 schönen, reizgeschmückten, edlen Frau, die dann, von einem eigentümlichen Geschmack getrieben und von seltsamer Seelenanwendung bewogen, auf dem Piano, womit in diesem Fall natürlich unser Gartenhaus ausgestattet zu sein hat, Lieder zu spielen beginnt, wozu sie, falls der Traum erlaubt ist, mit entzückend schöner, reiner Stimme singt. Wie würde man da lauschen, wie würde man da träumen, wie würde man über die
30 Nachtmusik glücklich sein.“

D 70

Aber es war nicht Mitternacht und weit und breit weder ein ritterliches Mittelalter noch ein Jahr Fünfzehn- oder Siebzehnhundert, sondern heller Tag und Werktag, und ein Trupp Leute nebst einem der unhöflichsten und unritterlichsten, barschesten und impertinentesten Automobile, die mir je begegneten, störten mich an der Fülle meiner gelehrten und romantischen Betrachtungen sehr und warfen mich im Handumdrehen aus aller Schloßpoesie und Vergangenheitsträumerei heraus, derartig, daß ich unwillkürlich ausrief: „Zwar sehr grob ist das, wie man mich hier hindert, die feinsten Studien zu machen und mich in die vornehmsten Vertiefungen zu versenken. Ich könnte entrüstet sein; aber statt dessen will ich lieber sanftmütig sein und manierlich leiden und dulden. Süß ist der Gedanke an das vorübergegangene Schöne und Holde, süß ist das edle blasse Gemälde untergegangener, ertrunkener Schönheit; aber der Mitwelt und den Mitmenschen hat man keinen Grund deswegen den Rücken zu kehren, und man darf nicht glauben, daß man berechtigt sei, Leuten und Einrichtungen zu grollen, weil sie die Stimmung nicht berücksichtigen, die derjenige hat, der sich an Geschichtliches und Gedankliches verliert.“

„Ein Gewittersturm“, dachte ich im Weitergehen, „wäre hier schön. Hoffentlich erlebe ich bei guter Gelegenheit einen solchen.“ An einen guten, ehrlichen, kohlrabenschwarzen Hund, der am Weg lag, richtete ich folgende spaßhafte Ansprache: „Kommt dir scheinbar gänzlich unbelehrten und unkultivierten Burschen wirklich nicht im entferntesten in den Sinn, aufzustehen und mich mit deiner pechschwarzen Tatze zu grüßen, wo du mir doch am Schritt und am ganzen übrigen Gehaben ansehen mußt, daß ich ein Mensch bin, der volle sieben gute Jahre lang in der Welt- und Hauptstadt gelebt hat, und der während dieser Zeit aus dem Verkehr und angenehmen Umgang mit ausschließlich gebildeten Menschen fast keine Minute, geschweige denn Stunde oder gar Monat und Woche lang herausgekommen ist? In welche

Schule bist du, ruppiger Gesell, denn eigentlich gegangen? Wie? Und nicht einmal eine kleine Antwort gibst du mir? Bleibst ruhig liegen, schaust mich ruhig an, verziehst keine Miene und bleibst unbeweglich wie ein Monument? Schäme dich!“ D 72

5 Tatsächlich jedoch gefiel mir der Hund, der in der treuerherzigen Wachsamkeit und in der humorvollen Ruhe und Gelassenheit, die er zur Schau trug, prächtig aussah, ungemein gut, und weil er mich so fröhlich anblinzelte, redete ich mit ihm, und weil er ja doch wohl kein Wort verstand, durfte ich mir herausnehmen, 10 ihn zu schelten, was aber, wie man aus der Possierlichkeit der Redeweise gemerkt haben wird, jedenfalls nicht böse gemeint sein konnte.

Beim Anblick eines höchst soigniert dahertrabenden und wackelig stolzierenden feinen steifen Herrn hatte ich den wehmütigen Gedanken: „Und vernachlässigte kleine arme schlechtgekleidete Kinder? Ist es möglich, daß so ein schöngekleideter, grandios aufgeputzter, glänzend ausgestaffierter und austapezierter, ring- und schmuckbehängener, geschniegelter und gewichster Herr keinen Augenblick an arme junge Geschöpfe denkt, 20 die oft genug in Fetzen einhergehen, traurigen Mangel an Pflege und Säuberlichkeit offenbaren und kläglich verwahrlost sind? Geniert sich der Pfau nicht ein bißchen? Fühlt sich der Herr Erwachsene, der so schön einhergeht, beim Anblick der schmutzigen, fleckigen Kleinen ganz und gar nicht betroffen? Mich 25 dünkt, es dürfte kein erwachsener Mensch Lust zeigen, geputzt aufzutreten, solange es immer noch Kinder gibt, denen jeder äußere Schmuck mangelt.“

30 Aber man könnte mit ebenso viel Recht sagen, daß niemand ins Konzert gehen oder eine Theatervorstellung besuchen oder sonstwelche Lustbarkeit genießen sollte, solange es Gefängnisse und Strafanstalten mit unglücklichen Gefangenen in der Welt gibt. Dies geht selbstverständlich zu weit. Und wenn jemand mit D 73

Genießen und mit aller Lebenslust so lange warten wollte, bis die Welt endlich keine unglücklichen armen Menschen mehr aufweisen würde, so müßte er bis an das graue unausdenkbare Ende aller Tage und bis ans eisigkalte, öde Ende der Welt warten, und bis dahin dürfte ihm die Lust und das Leben selber gründlich vergangen sein. 5

Eine zerzauste, zerarbeitete, zermürbte, wankende Arbeiterin, die auffällig müde und geschwächt und doch hastig daherkam, weil sie offenbar rasch noch allerlei zu verrichten hatte, mahnte mich im Augenblick an feingepflegte, verwöhnte Töchterchen 10 oder höhere Töchter, die oft nicht wissen oder zu wissen scheinen, mit welcher Art zierlicher vornehmer Beschäftigung oder Zerstreuung sie ihren Tag zu verbringen haben, und die vielleicht nie rechtschaffen müde sind, die tagelang, wochenlang darüber nachdenken, was sie tragen könnten, um den Glanz ihres Bildes 15 zu erhöhen, und die lange Betrachtungen darüber anzustellen Zeit in Hülle und Fülle haben, was sie bewerkstelligen sollen, damit mehr und immer mehr übertriebene kränkliche Finessen ihre Person und ihr süßes, zuckerbäckerhaftes Figürchen einhüllen.

D 74 |Aber ich bin ja meistens selber ein Liebhaber und Verehrer 20 solcher liebenswürdiger, bis ins äußerste gepflegter, mond-scheinhaft schöner, zarter Mädchenpflanzen. Ein reizendes Back-fischchen könnte mir befehlen, was ihm einfiel, ich würde ihm blindlings gehorchen. O wie ist die Schönheit schön und das Hinreißende hinreißend! 25

Wieder komme ich auf Architektur und Baukunst zu sprechen, wobei ein Stückchen oder Fleckchen Kunst und Literatur zu berücksichtigen sein wird.

Vorher eine Bemerkung: Alte edle würdige Häuser, historische Stätten und Bauten mit Blümchen-Ornamentik zu beputzen, kündigt denkbar schlechten Geschmack an. Wer das tut oder 30

1 so lange] solange D

tun läßt, sündigt gegen den Geist des Würdigen und Schönen und verletzt die schöne Erinnerung an unsere ebenso tapferen wie edlen Vorfahren. Zweitens bekränze und bestecke man nie Brunnen-Architekturen mit Blumen. Blumen sind an sich freilich
5 schön; aber sie sind nicht dazu da, um die edle Strenge und strenge Schönheit von Steinbildern zu verlalifaren und zu verwischen. Überhaupt kann die Vorliebe für Blumen in dumme Blumensucht ausarten. Persönlichkeiten, Magistrate, die dies angeht, mögen sich autoritativen Ortes erkundigen, ob ich recht habe, und sich
10 hernach hübsch danach gütig verhalten.

Um zwei schöne und interessante Gebäulichkeiten zu erwähnen, die mich stark fesselten und meine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grad in Anspruch nahmen, sei gesagt, daß ich
nämlich, indem ich so meinen Weg weiter verfolgte, vor eine entzückende seltsame Kapelle kam, die ich sogleich die Brentano-
15 Kapelle nannte, weil ich sah, daß sie aus der phantasieumwobenen, goldumhauchten, halb hellen und halb dunklen Zeit der Romantiker stammte. Der große wilde stürmische dunkle Roman „Godwin“ von Brentano fiel mir ein. Hohe schlanke Bogen-
20 fenster gaben dem höchst originellen, sonderbaren Gebäude ein zartes, liebliches Ansehen und verliehen ihm den Geist des Zaubervollen, den Zauber der Innigkeit und des gedankenhaften Lebens. Feurige tiefsinnige Landschaftsbilderungen von eben
erwähntem Dichter kamen mir in Erinnerung, namentlich die
25 Beschreibung deutscher Eichenwälder. Bald darauf stand ich vor der Villa genannt „Terrasse“, die mich an den Maler Karl Stauffer-Bern, der hier zeitweise wohnte und hauste, und gleichzeitig an gewisse sehr vornehme edle Baulichkeiten mahnte, die an der
Tiergartenstraße zu Berlin stehen, die um des strengen, hoheitvollen und schlichtklassischen Stiles willen, den sie zum Ausdruck bringen, sympathisch und sehenswert sind. Das Staufferhaus und die Brentano-Kapelle stellten sich mir als Denkmäler
30 zweier streng von einander getrennter Welten dar, die beide auf

D 75

ihre eigentümliche Art anmutig, unterhaltend und bedeutend sind: Hier die gemessene, kühle Eleganz, dort der übermütige, tiefsinnige Traum, hier etwas Feines und Schönes und dort etwas
D 76 Feines und Schönes, aber als Wesen und Bildung völlig verschieden, obwohl einander der Zeit nach nah. Es fängt jetzt auf meinem Spaziergang allmählich an zu abenden, und das stille Ende, scheint mir, sei nicht mehr gar so fern. 5

Einige Alltäglichkeiten und Verkehrserscheinungen sind hier vielleicht ganz am Platz, nämlich etwa der Reihe nach: eine stattliche Klavierfabrik nebst andern Fabriken und Etablissements, 10 eine Pappelallee dicht neben einem schwärzlichen Fluß, Männer, Frauen, Kinder, elektrische Straßenbahnwagen, ihr Krächzen und der ausschauende verantwortliche Feldherr oder Führer, ein Trupp reizend gescheckter und gefleckter blaßfarbiger Kühe, Bauernfrauen auf Bauernwagen und dazugehöriges Rädergeroll 15 und Peitschenknallen, etliche schwerbepackte, hochaufgetürmte Lastwagen, Bierwagen und Bierfässer, heimkehrende, aus der Fabrik hervorströmende und -brechende Arbeiter, das Überwältigende dieses Massen-Anblicks und -Artikels und seltsame Gedanken hierauf bezüglich; Güterwagen mit Gütern vom Güterbahnhof herfahrend, ein ganzer fahrender und wandernder Zirkus mit Elefanten, Pferden, Hunden, Zebras, Giraffen, in Löwenkäfigen eingesperrten grimmigen Löwen, mit Singalesen, Indianern, Tigern, Affen und einherkriechenden Krokodilen, Seiltänzerinnen und Eisbären und all dem nötigen Reichtum an 25 Gefolge, Dienerschaft, Artistenpack und -Personal, weiter: Jungens mit hölzernen Waffen bewaffnet, die den europäischen Krieg nachahmen, indem sie sämtliche Kriegsfurien entfesseln, D 77 ein kleiner Galgenstrick, der das Lied „Hunderttausend Frösche“ singt, worauf er mächtig stolz ist; ferner: Holzer und Waldmenschen mit Karren voll Holz, zwei bis drei Prachtschweine, 30 wobei sich die lebhafteste Phantasie des Beschauers die Köstlichkeit und Annehmlichkeit eines herrlich duftenden, fertig zubereite-

ten Schweinebratens gierig ausmalt, was ja verständlich ist; ein Bauernhaus mit Sinnspruch über der Einfahrt, zwei Böhminnen, Galizierinnen, Slavinnen, Wendinnen oder gar Zigeunerinnen in roten Stiefeln und mit pechschwarzen Augen und dito Haar, bei welchem fremdartigen Anblick man vielleicht an den Gartenlauberoman „Die Zigeunerfürstin“ denkt, der zwar in Ungarn spielt, was aber wenig ausmacht, oder an „Preziosa“, die ja zwar spanischen Ursprungs ist, was man aber nicht gar so genau zu nehmen braucht. Ferner an Läden: Papier-, Fleisch-, Uhren-, Schuh-, Hut-, Eisen-, Tuch-, Kolonialwaren-, Spezerei-, Galanterie-, Mercerie-, Bäcker- und Zuckerbäckerläden. Und überall, auf allen diesen Dingen liebe Abendsonne. Ferner viel Lärm und Geräusch, Schulen und Schullehrer, letztere mit Gewicht und Würde im Gesicht, Landschaft und Luft und viele Malerei. Ferner nicht zu übersehen oder zu vergessen: Aufschriften und Ankündigungen wie „Persil“ oder „Maggis unübertroffene Suppenrollen“ oder „Continental-Gummiabsatz enorm haltbar“ oder „Grundstück zu verkaufen“ oder „Die beste Milch-Schokolade“ oder ich weiß wahrhaftig nicht, was sonst noch alles. Wollte man so aufzählen, bis alles getreulich aufgezählt wäre, so käme man an kein Ende. Einsichtige fühlen und merken das. Ein Plakat oder Tafel fiel mir vorzüglich auf; der Inhalt war folgender:

D 78

Kostgängerei

oder feine Herrenpension empfiehlt feinen oder wenigstens besseren Herren ihre prima Küche, die derartig ist, daß wir mit ruhigem Gewissen sagen können, sie befriedige den verwöhntesten Gaumen und entzücke den lebhaftesten Appetit. Auf allzu hungerrige Mägen möchten wir indessen lieber verzichten zu reflektieren. Die Kochkunst, die wir darbieten, entspricht höherer Erziehung, womit wir angedeutet haben möchten, daß es uns lieb sein wird, nur wirklich gebildete Herren an unserer Tafel schmausen zu sehen. Kerlen, die ihren Wochen- und Monatslohn vertrinken und daher nicht prompt zu zahlen imstande sind, wünschen wir

nicht im entferntesten zu begegnen; vielmehr halten wir inbezug auf unsere sehr geehrte Kostgängerschaft auf zarten Anstand und gefällige Manieren. Reizende, artige Töchter pflegen bei uns an den köstlich gedeckten, mit Blumen aller Art geschmückten, appetitlichen Tischen zu servieren. Wir sprechen das aus, damit Herren Reflektanten einsehen, wie nötig es ist, sich von dem Augenblick an fein zu benehmen und tatsächlich flott und proper aufzuführen, wo der allfällige Herr Pensionär seinen Fuß in unsere estimable, respektable Pension setzt. Mit Wüstlingen und Raufbolden, mit Prahlhelden und Großtuern wollen wir ganz entschieden nichts zu schaffen haben. Solche, die Anlaß zu haben glauben, sich zu sagen, daß sie zu dieser Sorte gehören, wollen die Güte haben, unserem Institut ersten Ranges fern zu bleiben und uns mit ihrer unangenehmen Gegenwart zu verschonen. Jeder nette, zarte, höfliche, artige, feine, zuvorkommende, freundliche, fröhliche, aber nicht übermäßig freudige und fröhliche, sondern eher leise, vor allen Dingen aber zahlungsfähige, solide, pünktlich zahlende Herr hingegen wird uns in der Tat in jeder Hinsicht willkommen sein, und er soll auf das feinste bedient und auf das allerhöflichste und schönste behandelt sein; das versprechen wir ehrlich und denken es auch allezeit zu halten, daß es eine Lust ist. Ein solcher netter, reizender Herr soll auf unserer Tafel so ausgesuchte Leckerbissen finden, wie er die größte Mühe haben würde, sie andernortes anzutreffen; denn tatsächlich gehen aus unserer exquisiten Küche Meisterwerke der Kochkunst hervor; das wird jeder Gelegenheit haben zu bestätigen, der es mit unserer vornehmen Herrenkostgängerei versuchen will, wozu wir ihn auffordern und jederzeit ermuntern. Das Essen, das wir auf den Tisch setzen, übersteigt sowohl an Güte wie an Menge jeden einigermaßen gesunden Begriff, und keine noch so lebhaft Phantasie und menschliche Einbildungskraft ist fähig, sich die delikaten und mundwäschernden Bissen auch nur annähernd vorzustellen, die wir zu verabfolgen und vor die freudig erstaunten Gesichter unserer

Herren Eßmannschaften | zu stellen gewöhnt sind. Aber es kommen, wie bereits mehrmals betont, nur bessere Herren in Betracht, und man erlaube uns gütig, um Irrtümer zu vermeiden und Zweifel zu beseitigen, unsere diesbezügliche Auffassung
5 kurz kundzutun. In unseren Augen ist nur derjenige ein besserer Herr, der von Feinheit und Bessersein strotzt und der in jeder Beziehung halt einfach viel besser ist als andere schlichte Leute. Leute, die weiter nichts als schlicht sind, passen uns durchaus nicht. Ein besserer Herr ist nach unserer Meinung nur der, der sich
10 ziemlich viel eitles und albernes Zeug einbildet und der sich vor allen Dingen einzubilden vermag, daß seine Nase besser ist als irgend eines beliebigen andern guten und vernünftigen Menschen Nase. Das Betragen eines bessern Herrn spricht diese eigentümliche Voraussetzung deutlich aus, und hierauf verlassen wir uns.
15 Wer nur gut, grad und ehrlich ist und weiter keinen andern bedeutsamen Vorzug aufweist, der bleibe uns bitte fern; denn er scheint uns kein feinerer und besserer Herr zu sein. Für die Auswahl von nur feinsten und gediegensten besseren Herren besitzen wir das feinste Verständnis. Wir merken es sofort am Gang, an
20 der Tonart, an der Art, Unterhaltung zu machen, am Gesicht, an den Bewegungen und namentlich an der Kleidung, am Hut, am Stock, an der Blume im Knopfloch, die entweder existiert oder nicht, ob ein Herr zu den besseren Herren zu zählen sei oder nicht. Der Scharfblick, den wir hierin besitzen, grenzt an Zauberei, | und wir wagen zu behaupten, daß wir uns in diesen Stücken
25 eine gewisse Genialität zumuten. So, nun weiß man, mit welcher Art von Leuten wir rechnen, und kommt ein Mensch zu uns, dem wir von weitem ansehen, daß er sich für uns und unsere Pension nicht eignet, so sagen wir ihm: „Wir bedauern sehr, und es tut uns
30 recht leid.“

Zwei bis drei Leser werden vielleicht in die Wahrscheinlichkeit dieses Plakates einige Zweifel setzen, indem sie sich sagen werden, daß man nicht recht daran glauben könne.

Vielleicht sind da und dort Wiederholungen vorgekommen. Ich möchte aber bekennen, daß ich Natur und Menschenleben als eine ebenso schöne wie reizende Flucht von Wiederholungen anschau- und ich möchte außerdem bekennen, daß ich eben diese Erscheinung als Schönheit und als Segen betrachte. Es gibt frei- 5
lich manchenortes durch Überreizung verdorbene, sensationslü-
sterne Neuigkeitenschnapper und -Lecker, Menschen, die fast
jede Minute nach irgend noch niedagewesenen Genüssen lüsten.
Für solcherlei Leute dichtet der Dichter keinesfalles, wie der Mu-
siker nicht Musik für sie macht und der Maler nicht für sie malt. 10
Im großen und ganzen dünkt mich das stetige Bedürfnis nach Ge-
nuß und Kost von immer wieder gänzlich neuen Dingen ein Zug
von Kleinheit, Mangel an innerem Leben, Naturentfremdung
und mittelmäßiger oder mangelhafter Auffassungsgabe zu sein.
D 82 Kleine Kinder sind es, denen man immer irgend etwas Neues und 15
Anderes vorführen muß, damit sie nur nicht unzufrieden sind.
Der ernsthafte Schriftsteller fühlt sich nicht berufen, Anhäufun-
gen des Stofflichen zu besorgen, nervöser Gier behender Diener
zu sein, und er fürchtet sich folgerichtigerweise nicht vor einigen
natürlichen Wiederholungen, obgleich er sich selbstverständlich 20
stets Mühe gibt, zu viele Ähnlichkeiten fleißig zu verhüten.

Es war nun Abend geworden, und da gelangte ich auf einem hübschen, stillen Weg oder Seitenweg, der unter Bäumen hinlief, zum See hinaus, und hier endete der Spaziergang. In einem Erlens- 25
wäldchen, am Rand des Wassers, war eine Knaben- und Mädchen-
schule versammelt, und der Herr Pfarrer oder Lehrer erteilte in-
mitten der Abendnatur Naturunterricht und Anschauungslehre.
Mir fielen, indem ich langsam weiterging, zweierlei Menschenges-
talten ein. Vielleicht infolge gewisser umfassender Ermüdung
dachte ich an ein schönes Mädchen und daran, wie ich so allein in 30
der weiten Welt sei und daß das nicht ganz recht sein könne.
Selbstvorwürfe rührten mich von hinten an und traten mir von
vorn in den Weg, und ich hatte stark zu kämpfen. Gewisse böse

Erinnerungen bemächtigten sich meiner. Selbstanklagen machten mir urplötzlich das Herz schwer. Indessen suchte und sammelte ich in der Umgebung, teils in einem Wäldchen, teils im Felde, Blumen. Sanft und leise fing es an zu regnen, wodurch das zarte Land noch zarter und stiller wurde. Mir war es, als weine ^{les}, und während ich Blumen sammelte, horchte ich auf das leise Weinen, das auf die Blätter herabrieselte. Warmer, schwacher Sommerregen, wie bist du süß! „Warum sammle ich hier Blumen“, fragte ich mich und schaute nachdenklich zu Boden, und der zarte Regen vergrößerte meine Nachdenklichkeit, die er bis zur Trauer steigerte. Alte vergangene Verfehlungen fielen mir ein, Treubruch, Haß, Trotz, Falschheit, Hinterlist, Bosheit und vielerlei heftige, unschöne Auftritte. Ungezügelter Leidenschaft, wilde Wünsche, und wie ich gar manchen Leuten wehgetan hatte, wie ich Unrecht getan hatte. Wie eine Schaubühne voll dramatischer Szenen öffnete sich mir das vorübergegangene Leben, und ich mußte über meine zahlreichen Schwächen, über alle Unfreundlichkeiten und Lieblosigkeiten, die ich hatte fühlen lassen, unwillkürlich staunen. Da trat mir die zweite Gestalt vor die Augen, und ich sah plötzlich den alten, müden, armen, verlassenem Mann wieder, den ich vor einigen Tagen in einem Wald am Boden liegen gesehen hatte, und zwar so erbärmlich, blaß und zum Sterben kläglich, so leidvoll und todesmatt, daß mich der traurige und seelenbeengende Anblick tief erschreckt hatte. Diesen müden Mann schaute ich jetzt im Geiste, und es wurde mir schwach davon. Ich fühlte das Bedürfnis, mich irgendwo hinzulegen, und da gerade ein freundliches, trauliches Uferplätzchen in der Nähe war, so machte ich es mir, gewissermaßen erschöpft wie ich war, auf dem weichen Boden unter dem treuherzigen Geäste eines Baumes bequem. Erde, Luft und Himmel anschauend, kam mich der betrübliche, unweigerliche Gedanke an, daß ich zwischen Himmel und Erde ein armer Gefangener sei, daß alle Menschen auf diese Art und Weise kläglich gefangen seien, daß es für alle nur

den einen finsternen Weg gebe, nämlich in das Loch hinab, in die Erde, daß es keinen andern Weg in die andere Welt gebe als den, der durch das Grab geht. „So muß denn alles, alles, dieses ganze reiche Leben, die freundlichen, gedankenvollen Farben, dieses Entzücken, diese Lebensfreude und Lebenslust, alle diese menschlichen Bedeutungen, Familie, Freund und Geliebte, diese helle, zärtliche Luft voll göttlich schöner Bilder, die Vater- und Mutterhäuser und lieben, sanften Straßen eines Tages vergehen und sterben, die hohe Sonne, der Mond, und die Herzen und Augen der Menschen.“ Lange dachte ich darüber nach und bat im stillen die Menschen, denen ich vielleicht weh getan haben mochte, um Verzeihung. Lange lag ich in undeutlichen Gedanken da, bis mir wieder das Mädchen einfiel, das so schön und jugendfrisch war, so süße, gute, reine Augen hatte. Ich stellte mir recht lebhaft vor, wie reizend ihr kindlich-hübscher Mund sei, wie hübsch ihre Wangen, und wie ihre körperliche Erscheinung mich mit ihrer melodischen Weichheit bezaubere, wie ich vor einiger Zeit sie etwas fragte, wie sie im Zweifel und Unglauben die schönen Augen niederschlug, und daran, wie sie „nein“ sagte, als ich sie fragte, ob sie an meine aufrichtige Liebe, Zuneigung, Hingabe und Zärtlichkeit glaube. Die Umstände hatten ihr befohlen, zu reisen, und sie war fortgegangen. Vielleicht würde ich sie noch rechtzeitig haben überzeugen können, daß ich es gut mit ihr meine, daß ihre lebenswürdige Person mir wichtig und daß es mir aus vielen schönen Gründen daran gelegen sei, sie glücklich zu machen und damit mich selbst; aber ich gab mir weiter keine Mühe mehr, und sie ging fort. Wozu dann die Blumen? „Sammelte ich Blumen, um sie auf mein Unglück zu legen?“, fragte ich mich, und der Strauß fiel mir aus der Hand. Ich hatte mich erhoben, um nach Hause zu gehen; denn es war schon spät, und alles war dunkel.

Editorisches Nachwort

Der vorliegende Band dokumentiert in der Textgestalt des Erstdrucks und in der chronologischen Folge ihres Erscheinens die drei Bücher, die Robert Walser 1917 in der Schweiz veröffentlicht hat:

- *Prosastücke*, erschienen im Verlag Rascher & Cie, Zürich;
- *Kleine Prosa*, erschienen im A. Francke-Verlag, Bern;
- *Der Spaziergang*, erschienen im Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig.¹

Mit diesen Büchern gelang es Walser erstmals, auf dem schweizerischen Buchmarkt Fuß zu fassen, nachdem er nach seiner Rückkehr aus Berlin im März 1913 vor allem in Zeitschriften und Zeitungen publiziert hatte.

Die zeitliche Folge der Veröffentlichung von *Prosastücke*, *Kleine Prosa* und *Der Spaziergang* deckt sich nicht mit der Entstehungsgeschichte der Bücher. Zuerst hatte Walser im September 1916 für den Huber-Verlag das Manuskript zu *Der Spaziergang* fertiggestellt, das in der Reihe *Schweizerische Erzähler* erscheinen sollte. Die Drucklegung verzögerte sich jedoch aus verschiedenen Gründen. Wenige Wochen nach Abschluss der Arbeit an diesem Manuskript sandte Walser Anfang Oktober 1916 die Sammlung *Prosastücke* an den Rascher-Verlag, der um einen Beitrag zu seiner Reihe *Schriften für Schweizer Art und Kunst* gebeten hatte. Der Druck wurde zügig realisiert, sodass das Büchlein bereits zu Weihnachten 1916² im Buchhandel angeboten wurde. In der Zeit von Oktober 1916 bis Februar 1917 muss Walser wohl an *Kleine Prosa* gearbeitet haben. Über die Entstehungsge-

1 Zur Zitierweise: Robert Walsers Buchpublikationen werden mit Kurztitel und Erscheinungsjahr der Erstausgabe zitiert; die Kurztitel sind im Siglenverzeichnis aufgelöst. Briefe werden zitiert nach: Robert Walser, *Briefe*, hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarb. v. Robert Mächler, Zürich 1979 (= Briefe). Die herangezogenen Zeugnisse sind in der Dokumentation zur Publikationsgeschichte auszuweisweise zusammengestellt; sie werden mit der entsprechenden Nummer (Dok Nr.) zitiert.

2 Zu den abweichenden Angaben des Erscheinungsjahrs auf dem Buchdeckel und im Impressum vgl. S. 229f., *Prosastücke*, Abschnitt 1.1.

schichte dieses dritten Buchs ist wenig bekannt. Die unvollständig erhaltene Verlagskorrespondenz setzt im Frühjahr 1917 ein und bezieht sich bereits auf die Drucklegung. Das Buch lag kurz vor Ostern 1917 vor.

Während sich die Publikation von *Der Spaziergang* weiter hinzog, war Walser bereits Anfang Februar, also noch während oder unmittelbar nach der Arbeit an *Kleine Prosa*, mit einem weiteren, umfangreichen Buchprojekt beschäftigt, das er ebenfalls noch 1917 realisieren wollte. Er beabsichtigte, zu Weihnachten einen Sammelband *Studien und Novellen* herauszubringen, der sämtliche Prosastücke enthalten sollte, die er seit seiner letzten, 1914 bei Kurt Wolff veröffentlichten Sammlung *Kleine Dichtungen* geschrieben hatte.³ Dieses Vorhaben veranlasste ihn zu großer Eile bei der Herausgabe der drei Bücher, denn in der geplanten „Weihnachtsedition“ sollten auch die Texte aus *Prosastücke* und *Kleine Prosa* sowie *Der Spaziergang* enthalten sein und zwischen der Einzelveröffentlichung und der Wiederveröffentlichung in der Sammlung musste ein gewisser zeitlicher Abstand gewahrt werden. Walser verhandelte darüber mit dem Huber-Verlag und sandte am 18. Februar 1917 eine Inhaltsaufstellung, die 130 Titel umfasste.⁴ Ihm war an der Realisierung dieses Sammelbandes sehr gelegen, denn er wollte damit offenbar die Produktion von Kurzprosa beenden oder zumindest unterbrechen und sich mit „etwas Neuem und romanartig-zusammenhängendem“ beschäftigen. (Dok 58) Aus der Sicht des Verlags wäre ein solcher Band jedoch zu teuer und zu umfangreich geworden. Auch Walsers Vorschlag, die drei Bücher von 1917 aus dem Sammelband auszugliedern, fand nicht die Zustimmung des Verlegers. Nach intensiven Diskussionen wurde das Projekt im April 1917 aufgegeben.⁵ Im Mai 1917 wurde nun *Der Spaziergang* gedruckt und konnte im Juni 1917 erscheinen.

3 Robert Walser an Huber-Verlag, 3.[4.]1917 (Dok 58; vgl. 39); die Verlagskorrespondenz ist dokumentiert bei André Salathé: „Man muss nicht hinter alle Geheimnisse kommen wollen.“ *Robert und Karl Walsers Briefwechsel mit dem Verlag Huber Frauenfeld (1916–1922) samt einer Biografie von Verleger Walther Lohmeyer (1890–1951)* (= Thurgauer Beiträge zur Geschichte, Bd. 150), Frauenfeld 2013.

4 Robert Walser an Huber-Verlag, 18.2.1917, Salathé, Nr. 19.1 (Dok 42) und 19.3.

5 Vgl. hierzu eingehend das *Editorische Nachwort* zu KWA I 9, S. 133–135.

Die mit diesen Büchern geknüpften Verlagsbeziehungen setzten sich fort mit der Veröffentlichung von *Poetenleben*, 1918 ebenfalls im Huber-Verlag (KWA I 9) und *Seeland*, 1920 bei Rascher erschienen (KWA I 11).

Im Folgenden werden für jedes der drei Bücher die editorischen Grundlagen, die Entstehungs- und Publikationsgeschichte sowie die Aufnahme bei der zeitgenössischen Literaturkritik gesondert beschrieben.⁶ Der Dokumentarische Anhang hingegen versammelt die zugehörigen Zeugnisse zusammenhängend in chronologischer Folge.

I Prosastücke

1. Die Textzeugen

1.1 *Der Druck von 1917 (D)*

Prosastücke wurde, vom gleichen Satz gedruckt,⁷ in vier Ausgaben verwendet (Abb. 1–4): als broschiierte Einzelausgabe, mit gezeichnetem Reihentitel *Schriften für Schweizer Art und Kunst*. 55 und ebenfalls gezeichnetem Erscheinungsjahr 1916 sowie als gebundene Einzelausgabe, wobei hier auf den Reihentitel und die Jahresangabe verzichtet wurde. Außerdem wurde die Ausgabe mit veränderter Seitenzählung (S. 72–117) in die von Konrad Falke herausgegebene, gleichzeitig bei Rascher & Cie erschienene Anthologie *Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch* aufgenommen. Diese wurde broschiiert auch als *Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst* Band IV

6 Sämtliche Rezensionen sind im Volltext chronologisch geordnet in der *Elektronischen Edition* (KWA[®]) zugänglich; nach Drucklegung der KWA gefundene Besprechungen werden dort fortlaufend integriert.

7 Vgl. Jörg Schäfer, *Beschreibung der von Robert Walser herausgegebenen Bücher*, in: Robert und Karl Walser. Katalog zur Ausstellung im Helmhaus Zürich 16. April bis 4. Juni 1978, Zürich 1978, S. 20–25, hier S. 23.

angeboten.⁸ Das Impressum aller Ausgaben gibt 1917 als Erscheinungsjahr an.

D (Einzelausgabe)

Verlag: Rascher & Cie, Zürich.

Druckerei: Buchdruckerei Züricher Post.

Format: 8°, Einband 14 x 21,4 cm; Seite circa 13,5 x 21 cm (unbeschnitten, variierend nach Beschnitt).

Bogenzahl: 3 1/2 Bogen (keine Bogennorm, keine Bogensignatur); 50 Seiten und 5 Seiten Verlagsanzeigen.

Satztype: Antiqua.

Satzspiegel: 9 x 15 cm.

Ausstattung und Preis: Einfarbige Einbandzeichnung von Karl Walser. Broschiert und unbeschnitten Fr. –.80; Pappereinband Fr. 1.60.⁹

Auflage: 2000.

Auslieferung: vor Weihnachten 1916.¹⁰

1.2 Manuskripte

Das Druckmanuskript zu *Prosastücke* ist nicht erhalten. Walser hat es, zusammen mit den Korrekturen, am 25. Oktober 1916 an den Verlag zurückgeschickt. (Dok 20)

8 Anzeigen im *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, Jg. 83, Nr. 280, 2.12.1916, S. 8544 und 8568 (Verlagsanzeige für den Weihnachtsversand an Kriegsgefangene, Abb. 5); ebd., Jg. 84, Nr. 23, 29.1.1917, Bibliographischer Teil, S. 661; *Bibliographisches Bulletin der Schweiz*, Jg. 17, Nr. 2, 10.2.1917, S. 61.

9 *Bibliographisches Bulletin der Schweiz*, 10.2.1917 (wie Anm. 8); Schäfer, *Beschreibung der von Robert Walser herausgegebenen Bücher* (wie Anm. 7). Für den deutschen Buchhandel wurde nur die broschiierte Ausgabe angezeigt, mit einem Preis von 90 Pf., vgl. *Börsenblatt*, 29.1.1917 (wie Anm. 8).

10 Verlagsanzeige in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, 2.12.1916 (Abb. 5); als erschienen wurde das Buch im *Börsenblatt* erst am 29.1.1917 gemeldet (vgl. Anm. 8).

1.3 Zeitschriften- und Zeitungsfassungen

Zu den Texten in *Prosastücke* sind mit einer Ausnahme keine früheren Fassungen in Zeitschriften oder Zeitungen bekannt. Lediglich der Text *Die Brüder*, eine Reminiszenz an das gemeinsam mit dem Bruder Karl in Stuttgart verbrachte Jahr 1895/96,¹¹ ist kurz nach Abgabe des Buchmanuskripts am 5. Oktober 1916, jedoch mit signifikanten Abweichungen in Wortlaut und Aufbau, am 16. Oktober in der *Vossischen Zeitung* gedruckt worden. Walser informierte seinen Verleger am 21. Oktober 1916 darüber und versicherte ihm: „Dieses Stück habe ich für Sie ganz neu aus dem Kopf *frisch abgefasst*, und ich darf sagen, daß die Fassung, die Sie bekommen haben, die *bessere ist*.“ (Dok 16) Die beiden Fassungen unterscheiden sich so stark, dass eine lemmatisierte Verzeichnung der Varianten nicht sinnvoll ist. Sie können jedoch in der KWA^e durch eine zeilenweise synoptische Darstellung elektronisch verglichen werden.

1.4 Nachdrucke

Aus *Prosastücke* sind wenige, zeitlich weit gestreute Nachdrucke in Zeitungen, Anthologien, Almanachen und Auswahl Ausgaben bekannt. Sie sind sämtlich im *Alphabetischen Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen* (vgl. S. 341) verzeichnet.

Bereits am 16. Dezember 1916 war in der *Züricher Post*, in deren Druckerei *Prosastücke* gedruckt wurde, der Text *Ich habe nichts* mit Hinweis auf das neu erschienene Buch zu lesen. 1920 übernahm ihn der Rascher-Verlag in seinen Almanach *Aussaat* und am 26. Mai 1921 war er nochmals in der der österreichischen Sozialdemokratie verbundenen Wiener *Arbeiterzeitung* zu lesen.

Das Prosastück *Sohn und Mutter* wurde am 31. Januar 1920 im *Schweizerischen Familien-Wochenblatt für Unterhaltung und Belehrung* gedruckt (vgl. Abschnitt 4, Nr. 11); 1933 nahm Otto Forst-Battaglia die Erzählung *Die italienische Novelle* in seine Anthologie *Deutsche Prosa seit dem Weltkriege*

11 Vgl. Jochen Greven, „*Er fährt nach dem Schwabenland*“. *Karl und Robert Walser in Stuttgart*, Marbach 1996 (= *Spuren* 34).

auf (vgl. Abschnitt 4, Nr. 12). 1937 machte Carl Seelig in seiner Auswahl-
ausgabe *Große kleine Welt* die Stücke *Die Mörderin* und *Schwendimann*
nochmals zugänglich und im gleichen Jahr erschienen im *Wiener Tag* zwei
weitere Texte: am 10. September 1937 *Der Flinke und der Faule* und am
19. Dezember 1937 *Der andere Junggeselle* unter dem Titel *Ein Junggeselle*.
In der *Deutschen Zeitung Bohemia*, die zahlreiche Nachdrucke von Walsers
Feuilletons brachte, waren 1938 zwei Texte aus *Prosastücke* zu lesen: *Berta*
am 27. August 1938 sowie *Koffermann und Zimmermann* am 21. Juli 1938.
In Carl Seeligs 1945 veröffentlichter Anthologie *Sterne*, einer Sammlung „an-
ekdotischer Kurzgeschichten aus sechs Jahrhunderten“ war das Prosastück
Die Mörderin enthalten.

Da Walser auf die Textgestalt dieser Nachdrucke, soweit bekannt, keinen
Einfluss genommen hat, wurden sie im textkritischen Apparat nicht ausge-
wertet.¹²

2. Grundsätze der Textwiedergabe

2.1 Der Text

Textvorlage dieser Edition ist die gebundene Einzelausgabe (D).¹³ Der Text-
stand der Vorlage wurde emendiert in Fällen offenkundiger Druck- bzw. sinn-
entstellender Textfehler. Alle Eingriffe sind im Apparat ausgewiesen.

2.2 Die Marginalie

Als Marginalie werden die Seitenzahlen von D angezeigt. Die jeweilige Po-
sition des Seitenwechsels wird auf der Textzeile durch einen hochgestellten
Strich ^l markiert.

12 Zu der von Carl Seelig herausgegebenen Auswahlausgabe *Große kleine Welt* hat Walser zwar
einen Verlagsvertrag unterzeichnet (RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. Bio 37), er hat auf die Textgestalt
aber auch in diesem Fall wohl keinen Einfluss genommen. Vgl. hierzu auch das *Editorische Nach-
wort* zu KWA III 3, S. 295f., Anm. 27 u. 28.

13 Exemplar des RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. RWA EA PS 1.

2.3 Der Apparat

Der Apparat weist in lemmatisierter Form sämtliche Emendationen nach und gibt die Erstfassungen an.

2.4 Die Elektronische Edition (KWA^e)

In der KWA^e stehen sämtliche in der KWA edierten Texte für die Volltextsuche zur Verfügung. Sie sind mit digitalen Bildern der jeweiligen Textträger verknüpft. Außerdem sind alle textkritisch relevanten Textzeugen als Faksimile aufrufbar.

Zusätzlich ist auf dem Datenträger ein elektronisches Werkverzeichnis als PDF-Datei enthalten, das Findbuch. Es bietet ein nach Titeln oder, wo solche nicht überliefert sind, nach Textanfängen geordnetes Register aller bekannten Texte Robert Walsers und verzeichnet zu jedem Titel sämtliche bekannten Textzeugen sowie die Nachweise in den bisherigen Werkausgaben.

Für *Prosastücke* ist der Erstdruck als Faksimile mit dem edierten Text verknüpft. Der Text der Erstfassung von *Die Brüder* ist als Faksimile und Transkription einzusehen. Er kann durch eine zeilenweise synoptische Darstellung elektronisch verglichen werden.

3. Entstehung und Publikation

Mit dem Rascher-Verlag¹⁴ stand Walser bereits durch seine Beiträge zu der Zeitschrift *Die weißen Blätter* in Verbindung,¹⁵ die seit April 1916 von Rascher & Cie übernommen worden war und die Walser zeitweise auch abonniert hatte. (Dok 16, 20, 54) Ende August 1916 hatte der Verlag ihn um einen Beitrag für die Reihe seiner *Schriften für Schweizer Art und Kunst* gebeten (vgl. hierzu Abschnitt 3.1). Zunächst war dabei an „eine Novelle im Umfange von 2–4 Bogen“ gedacht, die auch bereits hätte veröffentlicht sein

14 Zum Profil des 1908 gegründeten, 1969 liquidierten Zürcher Verlags vgl. Friedrich Witz, *Der Rascher-Verlag Zürich. Ein Rückblick*, Zürich 1971; Ders., *Rückblick auf den Rascher-Verlag*, in: *Die Tat*, Jg. 36, Nr. 178, 31.7.1971, Wochenendausgabe, S. 9 u. 12; über die Frühzeit des Verlags vgl. den Verlagsalmanach *Aussaat* (1920).

15 Walsers Drucke in *Die weißen Blätter* werden in KWA II 6 vollständig ediert.

dürfen. (Dok 7) Walser zeigte sich grundsätzlich interessiert und stellte, ohne definitiv zuzusagen, einen Originalbeitrag in Aussicht. Für diesen forderte er pro Bogen 50 Franken Honorar. (Dok 8) Der Verlag erklärte sich damit einverstanden. (Dok 9) Bereits am 5. Oktober 1916 sandte Walser das fertige Manuskript. Dabei handelte es sich nicht, wie vom Verlag erbeten, um eine Novelle, sondern um eine Reihe von 18 kleineren Prosatexten unterschiedlicher Länge, die im Manuskript insgesamt 18 Seiten umfassten:

In Erledigung Ihrer beiden Schreiben vom 29.8. und 1.9. bin ich, wie Sie sehen, tätig gewesen und übergebe Ihnen hiermit als Beitrag für die Sammlung „Schriften für Schweizer Art und Kunst“ eine *18 Seiten* starke Arbeit betitelt „*Prosastücke*“ [...]. Von vorliegender Arbeit, die ich Ihnen anvertraue, kann ich mit *festem Bewusstsein* sagen, daß ich sie für *gut* halte, weshalb ich sie Ihnen mit guter Zuversicht anbiete. Jedes einzelne Stück ist mit starkem Fleiß und mit der sorgfältigsten Behutsamkeit geschrieben [...]. Die Stücke sind teils ernster teils heiterer Natur, auf einer ganz bestimmten *qualitativen* Höhe stehen sie, wie ich überzeugt bin, *alle*. (Dok 13)

Hinsichtlich der Gestaltung hatte Walser klare Vorstellungen: Ein Inhaltsverzeichnis werde dem „kleinen Buch *zur Zierde* und *zur Annehmlichkeit* gereichen“ und jedes Prosastück solle „mit einer *frischen Druckseite*“ beginnen. Das „Büchelchen“ werde so einen „*guten Eindruck* machen, und sein Inhalt wird nicht ohne Wirkung bleiben“ (ebd.).

Diese Vorschläge blieben zwar unberücksichtigt, doch der Band wurde rasch und sorgfältig realisiert. Walser las noch im gleichen Monat Korrektur und auf Wunsch des Verlags illustrierte der Bruder Karl den Einband. (Dok 15, 16, 17, 18, 19)

Während der Korrektur schickte Walser am 21. Oktober 1916 noch die Skizze *Reuevolle Offerte*, mit dem Wunsch, damit den Band abzuschließen. (Dok 16) Rascher lehnte diese Erweiterung ab, da bereits genau drei Bogen gefüllt seien (Dok 18) und sandte ihm wunschgemäß das Manuskript zurück. (Dok 20, 21) Es muss als verschollen gelten; der Titel ist nicht unter den für

Studien und Novellen vorgesehenen Texten¹⁶ aufgeführt; auch sind keine Drucke bekannt.

Am 25. Oktober 1916 war die erste Korrektur von *Prosastücke* abgeschlossen. (Dok 20) Die Revision, die der Verlag am 26. Oktober „in den nächsten Tagen“ in Aussicht stellte (Dok 21), ist in der Korrespondenz nicht mehr dokumentiert.

Anfang Dezember annoncierte der Verlag die „soeben erschienenen Novellenbändchen der Schriften für Schweizer Art und Kunst“ als geeignetes Weihnachtsgeschenk für Kriegsgefangene (Abb. 5).¹⁷

Mit der Veröffentlichung von *Prosastücke* eröffnete sich für Walser neben der Beziehung zum Huber-Verlag eine weitere Verlagsverbindung, auf die er offenbar einige Hoffnungen setzte. Er bot Rascher in der Folge verschiedene Manuskripte zur Veröffentlichung an,¹⁸ von denen jedoch nur noch die Sammlung *Seeland* eine Realisierung fand.¹⁹

3.1 Die Reihe „Schriften für Schweizer Art und Kunst“

Prosastücke erschien als 55. Bändchen der *Schriften für Schweizer Art und Kunst*. Diese Reihe wurde im Herbst 1914 von Rascher lanciert und hatte zunächst vor allem „nationale Fragen, die in der jetzigen Zeit das größte Interesse beanspruchen“ zum Gegenstand. (Dok 1) Auf Konrad Falkes *Der schweizerische Kulturwille* folgte als zweites Bändchen Carl Spittlers Vortrag *Unser Schweizer Standpunkt*. Bis 1936 erschienen insgesamt 128 Nummern, die zwar in den Jahren 1916 und 1917 auch einige literarische

16 Robert Walser an Huber-Verlag, 18.2.1917, Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 98f.

17 Vgl. *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 83, Nr. 280, Sonnabend, 2.12.1916, *Fertige Bücher*, S. 8568.

18 Die Prosa-Sammlungen *Kammernmusik* (Dok 80) und *Mäuschen*, die Romane *Tobold* und *Theodor*, vgl. hierzu Bernhard Echte, „Wer mehrere Verleger hat, hat überhaupt keinen.“ – *Untersuchungen zu Robert Walsers Verlagsbeziehungen*, in: Rätus Luck (Hrsg.), *Geehrter Herr – lieber Freund. Schweizer Autoren und ihre deutschen Verleger*, Basel und Frankfurt am Main 1998, S. 236f. Auch ein Band mit szenischen Texten war im Gespräch. (Dok 17, 18)

19 Vgl. hierzu KWA I 11.

Titel brachten,²⁰ insgesamt aber doch ganz überwiegend politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen gewidmet waren. Ziel des Verlags war es, mit den literarischen Titeln der Reihe wie mit dem *Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst* der Schweizer Literatur eigenständige Geltung zu verschaffen.²¹ Im Verlauf des Ersten Weltkriegs schlug der Verlag eine europäische, pazifistische, auf Völkerverständigung ausgerichtete Linie ein, die in der Reihe der *Europäischen Bücher* Profil gewann und in der auch Walser gern veröffentlicht hätte. (Dok 80)

3.2 Vertrag und Honorar

Ein formaler, von beiden Parteien unterzeichneter Verlagsvertrag zu *Prosastücke* ist nicht erhalten. Offenbar wurde der Brief vom 6. Oktober 1916 (Dok 14) aber als solcher gewertet. Das vereinbarte Honorar betrug danach 50 Franken pro Bogen, zahlbar bei Erscheinen. Am 29. November 1916, kurz vor der Auslieferung, bat Walser um Übersendung des Honorars (Dok 28), die Auszahlung ist in der Korrespondenz jedoch nicht dokumentiert. In der Verlagsbuchhaltung wurde mit Datum 29. November 1916 nur die Hälfte des Betrags von 150 Franken als Auszahlung vermerkt, der Bruder erhielt für seine Einbandillustration 50 Franken, außerdem wurde notiert, dass Walser am 14. Dezember 1916 10 Freixemplare erhalten habe.²²

Der Verlag gestand Walser das Recht zu, *Prosastücke* in eine Werkausgabe aufzunehmen. (Dok 14) Ob die Weiterverwertungen des Satzes für das *Schweizerische Novellen- und Skizzenbuch* und für *Raschers Jahrbuch* (vgl. Abschnitt 1.1) ebenfalls honoriert wurden, ist nicht bekannt.

20 Die *NZZ* wies im Oktober 1916 unter ausdrücklicher Erwähnung der angekündigten *Prosastücke* von Walser darauf hin: Jg. 137, Nr. 1726, 29.10.1916, 4. Sonntagblatt.

21 Zu den Autoren gehörten Konrad Falke, Max Gellingner, Hector Preconi, Charlot Strasser, Carl Friedrich Wiegand, Salomon David Steinberg, Konrad Bänninger, Hans Ganz, Robert Faesi, Adolf Frey, Karl Stamm, Max Pulver, Hermann Kesser, Maria Waser und Lisa Wenger, vgl. Witz, *Rascher-Verlag* (wie Anm. 14), S. 12f. 1919 veröffentlichte Eduard Korrodi zusammen mit Konrad Bänninger bei Rascher die Anthologie *Die junge Schweiz*.

22 ZB Zh, Verlagsarchiv Rascher, Verlags-Skontro, Ms Rascher 237, fol. 165.

3.3 Verkaufszahlen und Lagerbestände

Die Verlagsbuchhaltung verzeichnet für 1916 einen Verkauf von 60 gebundenen und 595 broschierten Exemplaren; 1917 wurden 124 gebundene und 651 broschierte Exemplare verkauft; 1918 waren es 89 gebundene Exemplare, die broschierten Exemplare sind nicht verzeichnet.²³

3.4 Widmungsexemplare

Von *Prosastücke* sind drei Widmungsexemplare nachgewiesen, für Eduard Korrodi, René Schickele und Emil Wiedmer.²⁴

4. Aufnahme bei der zeitgenössischen Literaturkritik

Prosastücke fand bei der Literaturkritik überwiegend im Zusammenhang der Reihe *Schriften für Schweizer Art und Kunst* Beachtung. Hier, wie noch entschiedener im Falle der von Huber & Co. realisierten Reihe der *Schweizerischen Erzähler*, in der *Der Spaziergang* erschien, wurden die Anstrengungen der schweizerischen Verleger gewürdigt, die schweizerische Literatur in Deutschland bekannt zu machen.

Die Mehrzahl der Hinweise und Besprechungen war in schweizerischen und deutschen Zeitschriften zu lesen. Die deutschen Zeitungs-Feuilletons schenken dem schmalen Büchlein weniger Beachtung. Dies mag seinen Grund auch in der Kriegssituation gehabt haben. Die Tageszeitungen waren infolge der Papierknappheit im Umfang beschränkt.

23 Ebd.

24 Exemplar Korrodi: RWZ (Widmung: „Herrn Dr. Korodi [sic] mit freundlichem Gruß Robert Walser“); Exemplar Schickele: Privatbesitz, vgl. Bernhard Echte, *Die Spur auf dem Vorsatz. Robert Walsers Biografie im Spiegel seiner Widmungsexemplare*, in: *Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen Gesellschaft*, Jg. 51, H. 2, September 2008, S. 135–147, hier S. 143; Exemplar Wiedmer: Zentralbibliothek Solothurn, Sig. Q 3086 (Widmung: „Herrn Emil Wiedmer mit freundlichem Gruß Robert Walser“).

1 Eduard Korrodi, *Schweizer Erzähler*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Jg. 137, Nr. 2020, 13.12.1916, 2. Morgenblatt, S. [1].

Eduard Korrodi besprach die Sammlung *Schriften für Schweizer Art und Kunst* bereits am 13. Dezember 1916 und wies darauf hin, dass Walser sich hier „mit einigen seiner scharmanten ‚Prosastücken‘ eingeführt“ habe. „Manche davon wirken entzückend, wie das Monogramm eines ganzen Romans, andere entschuldigen sich für ihre holde Taugenichtsstimmung durch einen kurios biedermeierischen Stil. Wie dichtet man aus der blauen Luft? Die Antwort gibt Robert Walser artig und voll feiner guter Laune.“

2 o. V., *Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch*, in: *Züricher Post*, Jg. 38, Nr. 593, 16.12.1916, Abendausgabe, 2. Blatt, S. [2].

Der Rezensent der *Züricher Post* zeigte das *Schweizerische Novellen- und Skizzenbuch* an, dessen „bunte Vielheit“ „gegensätzlichste Tendenzen“ vereine und so die „Verschiedenheit der künstlerischen Absichten“ der schweizerischen Dichter repräsentiere. Walsers *Prosastücke* charakterisierte er als „nachdenklich[e] und fein[e] Randbemerkungen zum Leben“.

3 Hans Müller-Bertelmann, *Neue Schweizer Prosaliteratur I.*, in: *Die Schweiz*, Jg. 21, Nr. 1, Januar 1917, S. 35–39, hier 35–37.

Mit Blick auf Weihnachten 1916 wies auch Hans Müller-Bertelmann in der Zeitschrift *Die Schweiz* auf Robert Walser hin, der in *Prosastücke* „geistreich, nicht ohne Humor menschliche Schwächen und Narrheiten geißelt oder nachdenklich von Dingen erzählt, die wir alle sehen und wissen, die uns aber in seiner oft etwas barocken Darstellung neu und eigenartig erscheinen: hübsche kleine Feuilletonschnitzel eines Dichters, der eine besondere Art zu sehen hat.“

4 K. M.-R. [= Kurt Meyer-Rotermund], *Prosastücke von Robert Walser*, in: *Die Heimstatt. Monatshefte für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Beilage zum Wolfenbütteler Kreisblatt*, Jg. 8, Nr. 3, März 1917, S. 11f.

Der Lyriker und Essayist Kurt Meyer-Rotermund besprach die *Prosastücke* des „wegen seiner munteren, helläugigen Eigenart geschätzte[n] Schriftsteller[s]“

in der literarischen Unterhaltungsbeilage des *Wolfenbütteler Kreisblattes*. Der „etwas launisch[e]“ Titel sei gut gewählt, handle es sich doch um „fein und listig beobachtete Ausschnitte aus der ‚Prosa‘ dieses Daseins“. Zwar ließen manche Stücke die Pointe vermissen, aber bei Geschichten wie *Die italienische Novelle* oder *Schwendimann* „sind wir ganz Ohr“.

5 Emil Wiedmer, *Kleine Sachen*, in: *März. Eine Wochenschrift*, Jg. 11, H. 34, 25.8.1917, S. 807–809.

Emil Wiedmer, Lyriker und Journalist, Redakteur der Zeitschrift *Die Ähre*²⁵ und später der *Solothurner Zeitung* gehörte zu den frühen Bewunderern von Walser und setzte sich in Rezensionen und längeren Würdigungen nachdrücklich für ihn ein. Umgekehrt hat auch Walser den Literaturkritiker offenbar geschätzt.²⁶ In der Zeitschrift *März* hat Wiedmer alle seine bis dahin erschienenen Prosa-Sammlungen gesamthaft besprochen. Er hob dabei vor allem die Sprachkunst hervor, mit der Walser sich unter seinen literarischen Zeitgenossen, innerhalb und außerhalb der Schweiz, eine herausragende Stellung erworben habe. „Das umfangreiche, breit wuchtende belletristische Schweizertum ist in Walsers kleinen Sachen ausgekocht; er erscheint schwebend, tanzend, lustig und ausgelassen hin und her wirbelnd, spielerisch hüpfend, toll taumelnd – und nie mit beiden Fußsohlen zugleich gewichtig plump, bärentätzig umständlich auf dem Erdboden auftretend. Das

25 Die Zeitschrift widmete Walser eine Sondernummer, in der auch eine ausführliche Würdigung von Wiedmer erschien: Emil Wiedmer, *Über Robert Walser*, in: *Die Ähre*, Jg. 3, H. 39/40, August 1915, S. 1–4.

26 Im September 1917 wandte er sich an den Insel-Verlag mit der Bitte, Wiedmer ein Rezensionsexemplar von *Fritz Kocher's Aufsätze* senden zu lassen: „Herr Emil Wiedmer [...] wird aus Auftrag von *Rascher & Co.* ein Buch über schweizerische Literatur, also auch über meine Bücher schreiben. Er benötigt hierzu das ‚*Fritz Kocher*‘. Würden Sie die Freundlichkeit besitzen, ihm das Buch zuzusenden zu lassen? Herr W. wird Ihnen deswegen schon selbst geschrieben haben. Er führt eine ungemein kluge Feder, und da er sich lebhaft für mein Schaffen interessiert, so wird er sehr gut schreiben.“ (Robert Walser an den Insel-Verlag, 11.9.1917, Briefe Nr. 135, S. 113f.); zur Bedeutung dieser Beziehung vgl. den Bericht von Bernhard Echte über die in der Zentralbibliothek Solothurn aufbewahrten Briefe Walsers an Emil Wiedmer in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 23, 2016, S. 5–14.

Stoffliche, Gegenständliche wird auf ein Minimum abgeschliffen [...].“ Er beobachtete auch Walsers Vorliebe für das Spiel mit dem Erzähler-Ich: „Der Dichter liebt es, *in persona* in seinen Stücken dreinzureden. Er steht im Mittelpunkt oder an der Peripherie oder zwischendurch irgendwo, und manchmal ist er anfangs gar nicht da; er kommt erst nachträglich, ganz unerwartet, angefliegen, aus heiterblauem Himmel hereingeschneit, hält unendlich lange Reden oder stopft einer Figur seine Rede in den Mund, mit verschachteltem Satzgefüge, die kein Redner je nachspricht.“

Wiedmer hat Walsers Prosasammlungen nochmals in der Zeitschrift *Wissen und Leben* ausführlich besprochen (vgl. Nr. 7) und auf *Kleine Prosa* (vgl. S. 252, Nr. 2 und S. 257, Nr. 11) und *Der Spaziergang* (vgl. S. 273, Nr. 9) auch in Einzelbesprechungen aufmerksam gemacht.

6 Rolf Gustav Haebler, *Schweizerische Erzähler*, in: *Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland*, Jg. 18, Nr. 19, 15.9.1917, Sp. 278–279, hier Sp. 278f.

Der Journalist und Romancier Rolf Gustav Haebler besprach die beiden Reihen *Die stille Stunde* (Orell Füssli) und *Schriften für Schweizer Art und Kunst*. Während er für die in Schweizer Mundart gehaltene Erzählung Rudolf von Tavel die Wahl der Antiqua-Type als unpassend monierte, lobte er sie im Blick auf *Prosastücke*: „man versteht diese Druckart bei den kleinen, sorgfältig geformten, übrigens am wenigsten schweizerischen ‚Prosastücken‘ von Robert Walser. Es sind feine Plaudereien, geschmackvoll im Stil, manchmal etwas geschraubt in der ‚Pointierung‘, sehr ungleich an innerem Wert, aber stets vornehm gesagt.“

7 Emil Wiedmer, *Robert Walsers Kleine Prosadichtungen*, in: *Wissen und Leben. Schweizerische Halbmonatsschrift*, Jg. 10, H. 24, 15.9.1917, S. 561–570.

Emil Wiedmer (vgl. Nr. 5) gab nochmals eine „Gesamtcharakteristik“ von Walsers bis dahin erschienenen Werken, eine Würdigung, die wohl als die ausführlichste und eingehendste zu werten ist, die Walser zu Zeiten seines aktiven Schriftstellerlebens erhalten hat. Die Sonderstellung seiner Prosadich-

tungen im Kontext der schweizerischen Literatur, mit der er „wertvolle Eigentümlichkeiten“ teile, begründete Wiedmer vor allem sprachlich: „er besitzt eine ausgesprochene Wort- und Sprachkunst in Neuschöpfung und Neubildung und in der Übernahme und Verwendung des Dialektes zur Belebung und Auffrischung und Färbung seiner sorgfältig gepflegten Schriftsprache.“

8 Hermann Ganz, *Von schweizerischen Büchern. II. Robert Walsers „Kleine Prosa“*, in: *St. Galler Tagblatt*, Jg. 77, Nr. 271, 17.11.1917, Abendblatt, S. 2.

Der schweizerische Schriftsteller Hermann Ganz bezog in seine Besprechung von *Kleine Prosa* (vgl. S. 256, Nr. 9) auch *Prosastücke* ein: „die Fabel vom ‚Ende der Welt‘, oder die Geschichte von ‚Schwendimann‘ [...] möchte man in Schullesebüchern sehen.“

9 np., *Unterhaltungsbücher*, in: *Straßburger Post*, 22.12.1917, Nr. 773, Mittagsausgabe, S. [2].

In seinem Hinweis auf die Reihe der *Schriften für Schweizer Art und Kunst* hob der Rezensent die „feine und freie Stilkunst“ der *Prosastücke* von Robert Walser hervor, die man „wieder mit Genuß“ lesen werde.

10 Kurt Münzer, *Schweizer Art und Kunst*, in: *Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde*, Jg. 20, H. 10, 15.2.1918, S. 584–591, hier S. 584–586.

In seiner Besprechung neuerer schweizerischer Literatur für *Das literarische Echo* hob der deutsche Schriftsteller und Lyriker Kurt Münzer die Sonderstellung Walsers hervor: „Ganz anders [...] kommt uns der an Ruhm und Ruf seine Vorgänger in Deutschland weit übertreffende Robert *Walser* in seinen Geschichten, die er diesmal einfach und bezeichnend ‚Prosastücke‘ nennt. [...] Dieses gute Dutzend neuer Stücklein von ihm gibt den alten echten Robert Walser. Mag er von Zahnschmerzen erzählen, von sich und seinem Bruder Karl, von dem Dichter Koffermann, der nach Japan reist (!?), von einer Wurst, von einem Abend am See: überall entzückt seine Primitivität, Klarheit,

Innigkeit – ‚Einfalt‘ im besten, himmlischen Sinn wäre das richtige Wort für ihn [...].“

11 o.V., *Literarische Rundschau*, in: *Schweizerisches Familien-Wochenblatt für Unterhaltung und Belehrung*, Jg. 39 (1919/20), Nr. 5, 31.1.1920, S. 252.

Im *Schweizerischen Familien-Wochenblatt* wurde der Textabdruck der Skizze *Sohn und Mutter* aus *Prosastücke* mit einer knappen Vorbemerkung eingeleitet: *Prosastücke* sei ein „seltsam[es]“ Buch: man müsse sich erst „hineinlesen“. Sehr knapp werde „jeweilen ei[n] Vorgang dar[ge]stellt, so wie in der altitalienischen Novelle, kein Wort zu viel. Nur ja kein Wort zu viel“, doch das sei wohl „auch Schweizer Art“. Und schließlich seien „diese scheinbar so schlichten Gebilde [...] nur die knappe Form für ganz tiefes menschliches Erleben, Leid und Wonne, Tragik und flimmernde Tragikomödie. Und nachdenkliche Dinge sind es auch“.

12 *Deutsche Prosa seit dem Weltkriege*, hrsg. von Otto Forst-Battaglia, Leipzig 1933, S. 20 und S. 545.

Der Herausgeber der Anthologie, der österreichische Historiker und Literaturkritiker Otto Forst-Battaglia, führte den Abdruck des Prosastücks *Die italienische Novelle* mit einer kurzen Vorbemerkung ein und charakterisierte den Verfasser, dessen „zu kunstvoll natürlichen, zu raffiniert schlichten Skizzen“ bislang „nur von literarischen Feinschmeckern“ geschätzt würden, in den biographischen Anmerkungen durch den Vergleich mit Peter Altenberg.

II Kleine Prosa

1. Die Textzeugen

1.1 *Der Druck von 1917 (D)*²⁷

Verlag: Alexander Francke, Bern.

Druckerei: Benteli A.-G., Bümpliz-Bern.

Format: 8°, Einband: 12,5 x 19,5 cm; Seite: circa 11,5 x 19,3 cm (unbeschnitten, variierend nach Beschnitt).

Bogenzahl: 13 Bogen (Bogensignatur 2–13); 201 Seiten (2 Seiten Titel einpaginiert) und 1 Seite Inhaltsverzeichnis, 2 Seiten Verlagsanzeigen (unpaginiert).

Satztype: Fraktur.

Satzspiegel: 7,2 x 12 cm.

Ausstattung und Preis: Pappeinband, unbeschnitten, fadengeheftet, Fr. 5.–.

Auflage: 1500.

Auslieferung: Anfang April 1917.²⁸

1.2 *Manuskripte*

Das Druckmanuskript zu *Kleine Prosa* ist nicht erhalten.

1.3 *Zeitschriften- und Zeitungsfassungen*

Zu fünf Texten in *Kleine Prosa* gibt es abweichende Fassungen, die in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht wurden. In zwei Fällen handelt es sich eindeutig um Erstfassungen, die noch in Walsers Berliner Zeit zu datieren, also in beträchtlichem zeitlichem Abstand zur Buchfassung entstanden sind. Beide stammen aus Zeitschriften, aus denen Walser bislang noch keinen Text in einer seiner Sammlungen wiederveröffentlicht hatte.²⁹

²⁷ Vgl. Schäfer, *Beschreibung der von Robert Walser herausgegebenen Bücher* (wie Anm. 7), S. 23; *Bibliographisches Bulletin der Schweiz*, Jg. 17, Nr. 4, 10.4.1917, S. 136; *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 84, Nr. 94, 24.4.1917, S. 2785.

²⁸ Robert Walser an Hermann Hesse, 5.4.1917. (Dok 59)

²⁹ Möglicherweise spielte dabei die Zugehörigkeit dieser Zeitschriften zum Verlag Bruno Cassirer (*Kunst und Künstler*) bzw. Paul Cassirer (*Pan*) eine Rolle. Es sind auch die einzigen Texte geblieben,

Leben eines Dichters, eine Beschreibung bzw. poetische Nacherzählung des Wandfrieses, den Karl Walser für das Landhaus des Verlegers S. Fischer in Berlin gemalt hatte, war zuerst am 6. November 1905 in *Kunst und Künstler* erschienen. In den Text eingestreut waren Abbildungen dieses Frieses, insgesamt neun farbige Aquarelle in Form ovaler, scherenschnittartiger Vignetten, in deren gemalten Rahmen Motivtitel eingezeichnet waren.³⁰ In der Neufassung des Textes für *Kleine Prosa* fielen diese Bilder weg, bzw. wurden von Walser in Beschreibung transponiert. Die in die Vignetten eingezeichneten Bild-Titel wurden mit einer kleinen Variation als Zwischentitel übernommen: *Der Schwan, Freundschaft* [*Kunst und Künstler: Die Freundschaft*], *Die erste Reise, Der fahrende Sänger, Die Begegnung, Unglückliche Liebe, In der Not, Die Unsterblichkeit*. Die Umarbeitung des Textes ist einesteils auf diese Transposition der abgebildeten Illustrationen in zu imaginierende Bilder ausgerichtet, andernteils lassen sich inhaltliche Verschiebungen und neue Gewichtungen wie auch ein veränderter stilistischer Duktus erkennen. Auch das Prosastück *Dickens*, zuerst zu lesen am 16. März 1911 in der Zeitschrift des Paul Cassirer-Verlags, *Pan*, wurde für die Neufassung in *Kleine Prosa* radikal umgearbeitet, im Umfang, auf der Ebene der Textdramaturgie wie der Stilistik.

Weitere drei Texte wurden Anfang 1917 als Einzeltexte gedruckt, jedoch zeitlich so nah zur Drucklegung des Buchs, dass mangels überlieferungsbezogener Indizien nicht eindeutig zu entscheiden ist, welche Fassung früher entstanden ist. Besser wäre daher hier von Parallelfassungen zu sprechen. Es handelt sich um die Texte *Doktor Franz Blei*, in: *Die Schaubühne*, 11. Januar 1917; *Plauderei*, in: *Vossische Zeitung*, 12. Januar 1917 (dort unter dem Titel *Dichter*) und *Tobold*, in: *Die Neue Rundschau*, Februar 1917. Sie wurden zwar weniger radikal umgearbeitet, teils blieben auch ganze Sätze und

die Walser aus diesen Zeitschriften in seine Sammlungen übernommen oder andern Orts zweitverwertet hat.

30 Eine dieser Vignetten, betitelt „Das Gedicht“, war auf dem Deckblatt des Heftes zu sehen, die übrigen acht waren in den zweispaltig gedruckten Text eingelegt und nahmen dabei die ganze Breite des Satzspiegels ein (Abb. 8).

Abschnitte unverändert, andere Textabschnitte jedoch wurden in Satzbau, Rhythmus und Wortwahl beträchtlich umgeformt.

Die genannten Erst- und Parallelfassungen werden in ihrem ursprünglichen Publikationszusammenhang in den Bänden der Abteilungen II und III der KWA ediert. Sie können in der *Elektronischen Edition* (KWA^e) durch eine zeilenweise synoptische Darstellung mit der Buchfassung verglichen werden. Auf eine lemmatisierte Variantenverzeichnung wurde verzichtet, da sie aufgrund der Extension der Korrekturen, die in der Regel das gesamte Satzgefüge, teils auch größere Textzusammenhänge betreffen, ungeeignet ist, die Veränderungen zur Anschauung zu bringen.

1.4 Nachdrucke

Einige Texte aus *Kleine Prosa* wurden zu Lebzeiten Walsers nochmals in Zeitschriften, Zeitungen, Anthologien und Auswahlgaben gedruckt. Alle diese Nachdrucke sind im *Alphabetischen Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen* (vgl. S. 341) verzeichnet.

Im Dezember 1917 wurden in der in Stuttgart erschienenen, volksaufklärerisch orientierten literarischen Wochenschrift *Die Lese* die beiden Texte *Schneien* und *Lesen* abgedruckt, eingeleitet durch einen Werkessay von Ernst Schertel *Bücher eines Taugenichts*.³¹ In den *Davoser Blättern*, in denen im Oktober 1918 eine ausführliche Walser-Würdigung des Redakteurs Martin Platzer erschienen war (Dok 16), folgte am 7. Dezember das Prosastück *Schneien*. In der von Walter Jerven herausgegebenen, dem Expressionismus nahestehenden Anthologie *Lachende Abenteuer. Heitere Geschichten*³² war neben anderen Texten von Walser das Prosastück *Gar nichts* zu lesen. Carl Seeligs Auswahlgabe *Große kleine Welt* (1937) enthielt drei Texte aus *Kleine Prosa: Das Ende der Welt, Schneien* und *Basta*.³³ Jakob Marius

31 Ernst Schertel, *Bücher eines Taugenichts*, in: *Die Lese, aus Dichtung, Wissen und Leben. Wochenschrift*, Jg. 8, Nr. 52, Dezember 1917, S. 836–837.

32 *Die seltsamen Bücher. Romane und Geschichten aus der Weltliteratur*, hrsg. von Walter Jerven, Bd. 3: *Lachende Abenteuer. Heitere Geschichten*, Ludwigsburg o.J. [1923].

33 Walser hat für diese Ausgabe einen Verlagsvertrag unterzeichnet, auf die Textgestalt aber wohl keinen Einfluss genommen, vgl. oben Anm. 12.

Bächtold nahm in seine 1940 erschienene Sammlung *Schweizer Dichter* den Text *Das Ende der Welt* auf; in der von Carl Seelig 1947 herausgegebenen Walser-Auswahl *Dichterbildnisse* war *Dickens* und *Hauuff* zu lesen.

Da Walser auf die Textgestalt dieser Drucke, soweit wir wissen, keinen Einfluss genommen hat, wurden sie im textkritischen Apparat nicht ausgewertet.

2. Grundsätze der Textwiedergabe

2.1 *Der Text*

Textvorlage dieser Edition ist die Erstausgabe von 1917 (D).³⁴ Der Text wurde emendiert in Fällen offenkundiger Druckfehler (fehlende oder überzählige Wort- oder Buchstabenabstände, fehlende, falsche oder verdruckte Buchstaben, fehlerhafte Zeichensetzung) sowie sinnentstellender Textfehler. Alle Eingriffe sind im Apparat ausgewiesen.

2.2 *Die Marginalie*

Als Marginalien werden die Seitenzahlen von D angezeigt. Die jeweilige Position des Seitenwechsels wird auf der Textzeile durch einen hochgestellten Strich | markiert.

2.3 *Der Apparat*

Der Apparat weist in lemmatisierter Form sämtliche Emendationen nach. Zu Beginn jedes Textes werden über dem Apparat die Erst- und Parallelfassungen in Zeitschriften und Zeitungen bibliographisch nachgewiesen, ergänzt durch die Angabe des KWA-Bandes, in dem sie integral ediert werden.

34 Exemplar der Universitätsbibliothek Basel, Sig. Ao IX 3227.

2.4 Die Elektronische Edition (KWA^e)

Zur Anlage der KWA^e vgl. S. 233. Der Erstdruck von *Kleine Prosa* ist als Faksimile mit dem edierten Text verknüpft. Der Text der abweichenden Erst- und Parallelfassungen (vgl. Abschnitt 1.3) kann durch eine zeilenweise synoptische Darstellung elektronisch verglichen werden.

3. Entstehung und Publikation

Wie Walser mit dem Verlag und seinem Verleger Alexander Francke, der in Bern eine gutsituierte Verlagsbuchhandlung führte,³⁵ in Kontakt kam, ist nicht bekannt.³⁶ Denkbar ist, dass sein Bruder Hermann Walser oder Emil Schibli, beide ebenfalls Autoren bei Francke, eine Vermittlerrolle spielten.³⁷ Die Verlagskorrespondenz zu *Kleine Prosa* ist nur lückenhaft überliefert.³⁸ Ein Verlagsvertrag ist nicht erhalten.

35 Zum Profil und zur Geschichte des auf Wissenschaften und Berndeutsche Literatur spezialisierten Verlags vgl. Carl Ludwig Lang, *125 Jahre Francke Verlag Bern*, Bern 1957 (mit vollständigem Verlagsverzeichnis); Ders., *150 Jahre Francke. Dokumente und Bilder aus der Firmengeschichte*, Bern 1981; Roland Ris, *Literatursoziologische Überlegungen zur Produktion von schweizerdeutscher Mundartliteratur*, in: Rainer Diederichs u.a. (Hrsg.), *Bern und sein Beitrag zum Buch- und Bibliothekswesen*, Bern 1993, S. 75–89, bes. S. 82–87: 3. *Das Beispiel des Francke Verlages*. Das Verlagsarchiv wurde, in lückenhaftem Zustand, 1991 vom Staatsarchiv Bern übernommen und inventarisiert.

36 Zur Beziehung Walsers zum Alexander Francke-Verlag vgl. Bernhard Echte, „*Wer mehrere Verleger hat, hat überhaupt keinen.*“ (wie Anm. 18), S. 229–231; Peter Stocker, *Alexander Franckes Spaziergang mit Robert Walser*. In: *Berner Zeitschrift für Geschichte*, Jg. 76, H. 2 (2014), S. 58–61.

37 Hermann Walser war seit Jahren Autor des Verlags, vgl. Stocker, *Alexander Franckes Spaziergang* (wie Anm. 36), S. 59; von Emil Schibli war 1916 bei Francke eine Gedichtsammlung, *Die erste Ernte*, erschienen, auf die die Verlagsanzeigen in *Kleine Prosa* hinwiesen.

38 Die Korrespondenz ging offenbar bei einem Großbrand des Verlags 1923 verloren, vgl. Schäfer, Nachwort zu *Briefe*, S. 381. In den unvollständig erhaltenen Kopierbüchern des Verlags hat sich nur ein einziges Schreiben von Alexander Francke an Robert Walser gefunden; vgl. Faksimile und Transkription bei Stocker, *Alexander Franckes Spaziergang* (wie Anm. 36).

In einem undatierten, möglicherweise Anfang oder Mitte Februar 1917 geschriebenen Brief³⁹ dankte Walser dem Verlag für die Zustellung von Papier- und Einbandmustern und erklärte sich „mit der grauen Umschlagfarbe [...] gerne einverstanden“, entschied sich für ein Titel-Layout und wollte von den Papiermustern gerne „das gelbliche warme behagliche“ nehmen. Auch „damit, daß der kleine Rückenschild vom Drucker direkt aufgedruckt wird“, sei er zufrieden. (Dok 45) In einer weiteren Postkarte mit Poststempel vom 22. Februar 1917 erklärte er sich mit dem zweiten Satzmuster, „das *sehr gut* aussieht“, einverstanden. Er hoffe, dass mit dem Satz nun „eifrig begonnen“ und er „recht bald Korrekturen erhalten“ werde. (Dok 46) Der Satz scheint tatsächlich zügig vonstatten gegangen zu sein, denn bereits am 5. März sandte Walser die ersten Korrekturen zurück, mit einem Begleitbrief (Dok 48), in dem er ungeduldig auf raschere Fortsetzung drängte. Zwar seien einige Korrekturen nötig, doch der Setzer solle jedenfalls „*kontinuierlich weitersetzen*“. Das Buch müsse „*unbedingt auf Ostern in die Öffentlichkeit kommen*“, da er die Texte in dem auf Weihnachten geplanten „*Sammelbuch*“ nochmals herausbringen wolle – gemeint war der Sammelband *Studien und Novellen* (vgl. oben S. 228). Zudem beziehe er „keine Renten und Gehälter“, sondern müsse „vom Ertrag dessen leben, was [er] produziere“.

Ich bitte nochmals dringend: geben Sie Benteli *einen Stoß*, daß er vorwärtsmacht! *Ich sehe Korrekturen umgehend entgegen*. Er soll keine Pausen mehr machen sondern weiterdrucken. Verleger wie S. Fischer würden dieses Buch bereits auf dem Markt haben. Wozu denn um Gotteswillen so langsam vorgehen? (Dok 48)

Sein Drängen zeigte offenbar Wirkung, denn schon am 8. März sandte Walser die nächste Folge und tags darauf den Rest der Korrekturbögen. (Dok 49) In verändertem Tonfall äußerte er nun große Zufriedenheit, hoffte auf Nachsicht für die „Rauheiten“, die sich in die „Bitten“ des letzten

39 Da Walser Anfang März die ersten Korrekturen gelesen hat (Dok 48), muss zwischen der Diskussion der Papier- und Satzmuster genügend Zeit für die Herstellung des Satzes veranschlagt werden.

Schreibens „eingemengt“ hätten und dankte dem Verleger für seine „sehr schöne angenehme Bereitwilligkeit“. Er betrachte nun für sich die Sache als erledigt, wies aber darauf hin, dass „die Überschriften der einzelnen Stücke nun noch sorgfältig in Ordnung gebracht“ werden müssten und schickte zur Orientierung des Setzers ein Inhaltsverzeichnis mit, in dem die Abstufungen angezeichnet waren. Mit dem Satz der Nebentitel sei er einverstanden, doch die 21 Haupttitel müssten noch „in hervortretender stärkerer Schrift gesetzt“ werden. „Beiderlei Titel sollten in der Tat sorgfältig voneinander unterschieden sein, damit der Leser gleich weiss, dass es sich um eine Reihe kleiner, von einander unabhängiger Prosastücke handelt, und damit das Buch klar nach Ordnung und Übersicht duftet“. (Ebd.)

Rasch erhielt er die zweite Korrektur und die in der Titelgestaltung revidierten Druckmuster. Mit ihnen zeigte er sich sehr zufrieden und bat lediglich noch darum, „die überblickverwirrenden Zahlen beim kleinen Inhaltsverzeichnis wegzulassen“. (Dok 52) Der Verlag kam dieser Bitte nach, allerdings, wie sich später zeigen sollte, mit gemischtem Erfolg bei den Rezensenten (vgl. Abschnitt 4, die Besprechungen von Hans Trog, Nr. 1 und Walter Reitz, Nr. 4).

Mit den Druckmustern sandte Walser am 13. März auch die Korrekturbögen zurück: er sei der „angenehmen Überzeugung, daß wir, wenn die Druckerei sorgfältig nach den Angaben, die ich mir erlaubte zu machen, verfährt, ein sehr hübsches, gefälliges Buch erhalten werden“. (Dok 52)

Offenbar war zunächst daran gedacht, für den Bucheinband eine Illustration von Karl Walser zu verwenden, doch Walser fürchtete Zeitverzögerungen und riet davon ab, da der Bruder in Wien sehr beschäftigt sei. Stattdessen möge man sich an „einen bernischen oder sonstigen schweizer Künstler wenden, um eine nette Zeichnung herstellen zu lassen“. (Dok 50) Am nächsten Tag wiederholte er diesen Vorschlag und ergänzte, besondere „persönliche Wünsche, in Bezug auf einen Buchumschlag hab ich weiter nicht, als daß ich dächte, etwas Harmlos-Einfaches, Schlichtes, Nettes, Zartes, weiter gar nicht sonderlich Auffallendes sei das Beste“.

Kleine Prosa lag planmäßig zu Ostern 1917 vor und die Gestaltung des Buches wurde mehrfach gewürdigt. Walser selbst äußerte sich sehr zufrieden: „Das soeben bei *Francke* erschienene Buch ‚*Kleine Prosa*‘ ist ganz

außerordentlich hübsch geworden, ich meine im buchgewerblichen Sinn“.
(Dok 60)

Weitere Buchveröffentlichungen kamen im Verlag von Alexander Francke nicht zustande, doch blieb Walser dem Verleger für sein freundliches Entgegenkommen verpflichtet. Er sandte ihm ein Widmungsexemplar seines *Spaziergangs*, für das dieser ihm sehr freundlich dankte. (Dok 73)⁴⁰

Als Walser vom Tod Franckes am 1. November 1925 erfuhr, berichtete er Frieda Mermet davon und lobte seinen „friedliebenden Geist“. (Dok 84) Gegenüber Therese Breitbach äußerte er die Vermutung, *Kleine Prosa* könnte dem Verleger „späterhin seelische Verlegenheiten“ bereitet haben. (Dok 83) Worauf sich dieser Verdacht bezog, ist nicht mehr aufzuklären.

3.1 Verlagsvertrag und Honorar

Ein Verlagsvertrag zu *Kleine Prosa* ist nicht erhalten und es ist unklar, welches Honorar Walser erhalten hat. Aus der lückenhaft überlieferten Korrespondenz geht nur hervor, dass er sich am 9. März 1917 für die „gütig eingesandten Fr. 150.–“ bedankte. (Dok 49)

3.2 Absatz und Lagerbestand

Kleine Prosa scheint nur ein mäßiger buchhändlerischer Erfolg gewesen zu sein. Als bei einem Lagerbrand 1923 fast der gesamte Restbestand der Auflage vernichtet wurde, waren 735 Exemplare, also etwa die Hälfte der Auflage von 1500 Exemplaren verkauft.⁴¹ Das Verlagsinventar⁴² verzeichnet für 1923 einen Bestand von 296 Exemplaren, von denen 278 verbrannten. Der Restbestand von 18 Exemplaren wurde noch zögerlich verkauft. 1927

40 Vgl. Stocker, *Alexander Franckes Spaziergang* (wie Anm. 36), S. 58–61.

41 Schäfer, *Beschreibung der von Robert Walser herausgegebenen Bücher* (wie Anm. 7), S. 23f., mit Bezug auf eine erhalten gebliebene Lagerkarte, auf der die Absatzzahlen vermerkt waren: 1917: 595, 1918: 85, 1919: 16, 1920: 12 und 100 Kg. makuliert, 1921: 22 und 1922 noch 5 zusammen 735. Aus der Angabe „100 Kg. makuliert“ ist zu schließen, dass nicht die gesamte Auflage gebunden worden war.

42 Verlagsinventar, Staatsarchiv Bern, Firmenarchiv Alexander Francke, Sig. FI Francke 500 (Verlagsschätzung 1920–1927).

waren noch 15 Exemplare auf Lager, die in der Folge nicht mehr inventarisiert wurden. Die Bilanz belief sich 1927 auf ungedeckte Kosten von Fr. 994.20.⁴³

3.3 Widmungsexemplare

Von *Kleine Prosa* sind zwei Widmungsexemplare nachgewiesen: für Fanny Hegi-Walser⁴⁴ und für Hermann Hesse.⁴⁵

4. Aufnahme bei der zeitgenössischen Literaturkritik

In den Besprechungen von *Kleine Prosa* wurde fast durchgängig der Akzent auf Walsers Sprachkunst und seinen Stil gelegt, teils auch die avantgardistische Tendenz seiner Texte beobachtet (Nr. 5) und die Komposition der Sammlung und ihr poetischer Charakter gelobt (Nr. 15, 17), gelegentlich hatte ein Rezensent allerdings auch Mühe, seine Reserve zu überwinden (Nr. 13).

Einige der Besprechungen behandelten *Kleine Prosa* zusammen mit *Der Spaziergang* bzw. mit *Poetenleben* oder bezogen sich auf alle drei Bücher (Nr. 8, 12, 13, 16, 17), wobei *Poetenleben* im Vergleich immer die höchste Bewunderung auf sich zog.

1 t. [= Hans Trog], o. T., in: *Neue Zürcher Zeitung*, Jg. 138, Nr. 664, 16.4.1917, 3. Mittagblatt, S. [1] (Rubrik „Neue Bücher“).

Hans Trog, leitender Feuilletonredakteur der *Neuen Zürcher Zeitung*, lobte den guten Druck von *Kleine Prosa* und gab einen kurzen inhaltlich charakterisierenden Überblick über die „21 Stücke“, die „von jener Art“ seien, „die Walsers Eigentum und Originalität“ bilde. *Tobold* als umfangreichstes Stück und *Leben eines Dichters* als bereits in *Kunst und Künstler* veröffentlichten freien Text zu den Wandverzierungen Karl Walsers für das Landhaus

43 Verlagsschätzung 1920–1927 (wie Anm. 42).

44 RWZ (Widmung: „Seiner lieben Schwester Fanny mit herzlichem Gruß Robert“).

45 *Hermann Hesse. 1877–1977. Stationen seines Lebens, des Werkes und seiner Wirkung*. Gedenkausstellung zum 100. Geburtstag im Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar, 1. April bis 31. Oktober 1977, [Katalog] Nr. 335, S. 290 (Widmung: „Herrn Hermann Hesse mit freundlichem Gruß Robert Walser“).

S. Fischers in Berlin hob er besonders hervor, wie auch unter den literarischen Porträts „von ganz aparter Zeichnung und Farbengebung“ diejenigen von Dickens und Franz Blei. Insgesamt wünschte er, „dem gehaltvollen, köstlichen Buch Walsers“ möchten „solche stillvergnügte Leser besch[ie]den sein“, wie er sie sich in der *Lesen* betitelten Betrachtung vorgestellt habe. En passant monierte er lediglich, das Inhaltsverzeichnis ohne Paginatur sei „eine unerfreuliche Sache“.

2 E. W. [= Emil Wiedmer], *Robert Walser, „Kleine Prosa“*, in: *Das Buch. Blätter für Kritik* (Zürich), Jg. 1, Nr. 6, Juni 1917, S. 60f. (Rubrik „Bücher-Besprechungen“).

Emil Wiedmer betonte in seiner Besprechung Kontinuität und Weiterentwicklung von Walsers schriftstellerischen Qualitäten und lobte Stil und Schreibweise von *Kleine Prosa*: „Sein Stil: ein eigen berückendes, ziervolles Pathos, sehr zart instrumentiert, mit vielen, vielen Ornamenten des Geistes und der Laune und einer fröhlichen Exzentrik [...]. Eine diskrete, bedächtige, vorsichtige, elegante Schreibweise [...]. Sie fürchtet sich auch vor Konstruktionen keineswegs. Freilich sind es dann sehr amüsante, liebenswerte und sehr reinliche und rein gefügte Konstruktionen [...]“. Wiedmer veröffentlichte weitere ausführliche Würdigungen von Walsers Kurzprosa in den Zeitschriften *März* (vgl. S. 239, Nr. 5), *Wissen und Leben* (vgl. hier Nr. 7) und *Der Lesezirkel* (vgl. hier Nr. 11).

3 W. S., *Kleine Prosa*, in: *Straßburger Post*, Nr. 370, 3.6.1917, Morgenausgabe, 1. Blatt, S. [2]f.

Walsers in *Kleine Prosa* bewiesene Sprachkunst strich auch der Rezensent der *Straßburger Post* heraus: „Entzückend in dem Buch ist die feine, freie Art der Sprachbehandlung. Leicht möchte sie wohl dem oberflächlichen Leser scheinen, aber wer etwas vom Handwerk versteht, wird sich des Wortes Hans v. Bülow's erinnern, daß in der Kunst eigentlich alles schwer ist. Es meistert die Sprache eben nur der Meister!“. Als einer der wenigen stellte er sodann den Grundgedanken heraus, der die verschiedenen, „Improvisationen“ gleichenden Stücke der Textsammlung zusammenhalte: den Entwurf eines

Lebens-„Gemälde[s]“, gesehen mit den Augen eines Dichters: „Mit kurzen, feinen und phantasievollen Erläuterungen zum Leben eines Dichters, wie der Bruder des Verfassers, der Maler Karl Walser, es in Gestalt von Wandverzierungen im Landhaus des Berliner Verlegers S. Fischer nachgezeichnet hat, beginnt das Buch und enthält dann weiterhin eine Anzahl von kleineren und größeren Federzeichnungen – man könnte vielleicht auch das Fremdwort Improvisationen anwenden – über Erlebnisse und Gedankengänge, Merk- und Denkblätter, wie sie einer abfassen mag, der mit den Augen des Dichters in das weite, linien- und farbenreiche Gemälde hineingeschaut hat, das wir das Leben nennen.“

4 Walter Reitz, *Kleine Prosa. Von Robert Walser*, in: *Sonntagsblatt des Bund*, Nr. 23, 10.6.1917, S. 368 (Rubrik „Kritische Rundschau“).

Lobend, wenn auch den Topos des Biedermeierlichen nicht erweiternd, besprach der schweizerische Schriftsteller Walter Reitz, 1915–1918 Feuilletonredaktor des Berner *Bund, Kleine Prosa* am 10. Juni 1917 im *Sonntagsblatt* der Zeitung. Gegen den von Hans Trog in der *Neuen Zürcher Zeitung* (Nr. 1) geäußerten Tadel nahm er das unpaginierte Inhaltsverzeichnis ausdrücklich in Schutz: „Mich dünkt es gar nicht unnatürlich oder ärgerlich, daß Robert Walser in der Inhaltsübersicht keine Seitenzahlen angibt; obwohl er peinlich sauber und genau schreibt und erzählt, ist doch alles so zeit- und zahlenlos, daß ein zahlenloses Inhaltsverzeichnis zum Stil des Buches gehört.“ Denn „seinen ganz eigenen, unnachahmlichen Stil“ habe das Buch: „Zierlich und nett und biedermeierlich und kleinbürgerlich schreibt Robert Walser, mit einer fröhlichen und unerschöpflichen Umständlichkeit, die dem modernen Schnellzug oder dem Telegraphen schelmisch ins Gesicht lacht.“

5 E. A., *Neue Erzählliteratur*, in: *National-Zeitung* (Basel), Jg. 76, Nr. 414, 18.6.1917, Morgenblatt, S. 1–2, hier S. 2.

Für den Rezensenten der Basler *National-Zeitung* gehörte Walser mit *Kleine Prosa* „nach Stil und Neigung zu den Jungen, Modernen“, und er wollte dies als Lob verstanden wissen. „Es gibt allerdings Dinge hier, die von denen, welche nicht Liebhaber futuristischer und kubistischer Gemälde sind, nur mit

Vorsicht genossen werden können, so z. B. ‚Na also‘, ‚Gar nichts‘, ‚Basta‘ usw.“. „[E]rquickend“ seien hingegen das „anmutige Stimmungsbild: Leben eines Dichters, die hübsche ‚Plauderei‘, die feine Betrachtung ‚Lesen‘, die Essays über Dickens und Hauff und nicht zuletzt derjenige über Doktor Franz Blei“, kurz: Ein Buch für „literarische Feinschmecker“.

6 Paul Leppin, *Kleine Prosa. Von Robert Walser*, in: *Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde*, Jg. 19, H. 21, 1.8.1917 (Rubrik „Kurze Anzeigen. Romane und Erzählungen“), Sp. 1344f.

Der pragerdeutsche Schriftsteller Paul Leppin würdigte die Vielfalt der Tonlagen und Haltungen, die Walser in *Kleine Prosa* versammle. Zwar mache sie auch vor „Fexereien“ nicht Halt, doch diese „sind weder vordringlich noch unangenehm, sind im Gegenteil äußerst vergnüglich, sind bis zum Platzen mit einer listigen Torheit gefüllt, die zuguterletzt in einen besonders feinen, besonders niedlichen Humor ausartet [...], der fraglos zum geistigen Besitzstand Walsers gehört, dessen Name seit längerem allen Kunstschmeckern geläufig ist.“ Zwar scheint Leppin die avantgardistische Provokation der Texte zu spüren, doch vermag er ihr nur mit einer gewissen Ratlosigkeit zu begegnen: „Der Stil, dem sich der Dichter in den Bemerkungen und Novellen seiner Schrollensammlung hingibt, repräsentiert ungefähr die Mitte zwischen der primitivistischen Unbescholtenheit eines buchfremden Knaben und der Gef[t]riebenheit eines mit allen Hunden Gehetzten. Er stammt nicht aus diesem, nicht aus jenem Grenzgebiete, liegt abseits von allen beiden, Schlagworte wie ‚Geschmäckerkunst‘ und ‚Literatenliteratur‘ kreisen den Umfang des Buches nicht ein, entsprechen in keiner Weise seinem eigenartigen Radius.“

7 Emil Wiedmer, *Robert Walsers Kleine Prosadichtungen*, in: *Wissen und Leben. Schweizerische Halbmonatsschrift*, Jg. 10, H. 24, 15.9.1917, S. 561–570.

Wiedmer würdigte Walsers bislang erschienene Prosa-Sammlungen nochmals sehr eingehend und für das Verständnis ihrer poetischen Eigenart werbend. Auf *Kleine Prosa* näher eingehend zitierte er ausführlich *Na also*, um

Walters auktoriale Rollenwechsel als „Zuschauer, Dichter, Kritiker und Philister in einer Person“ zu illustrieren und lobte die literarischen Porträts als eine Eigenart Walters (vgl. oben S. 240, Nr. 7).

8 Hans Müller-Bertelmann, *Neue Schweizer-Prosa II.*, in: *Die Schweiz*, Jg. 21, Nr. 11, November 1917, S. 669–673, bes. S. 670–672.

Der schweizerische Schriftsteller und Redakteur der *Thurgauer Zeitung* besprach die drei Bücher Walters in einer eingehenden, sehr positiven Gesamtwürdigung, die sich besonders um eine Charakteristik von Walters Sprache und Poetik bemühte (vgl. dazu das ausführlichere Regest in KWA I 9 und unten S. 273, Nr. 8). Müller-Bertelmann sah eine so weitgehende Zusammengehörigkeit der drei Bücher, dass er den Titel „Poetenleben“ für alle sprechend fand, werde doch nicht zufällig, sondern mit hintergründiger kompositorischer Absicht *Kleine Prosa* durch den Text *Dichterleben* eröffnet, in dem bereits die „Titel-Plauderei“ aus *Poetenleben* anklänge, welche dort dann, „wesentlich verbessert und bereichert, den Band abschließt“, nachdem Walser in *Der Spaziergang* sozusagen exemplifizierend die Schilderung eines Tages aus selbigem *Poetenleben* vorausgeschickt habe. Ausdrücklich betonte der Rezensent Auswahl und Zusammenstellung der in *Kleine Prosa* versammelten Prosastücke und würdigte insbesondere *Tobold* und die „Blitzlichter“ der „Causerien“ über Hauff und Dickens.

9 Hermann Ganz, *Von schweizerischen Büchern. II. Robert Walters „Kleine Prosa“*, in: *St. Galler Tagblatt*, Jg. 77, Nr. 271, 17.11.1917, Abendblatt, S. 2.

Auch der schweizerische Schriftsteller Hermann Ganz lobte die Sprachkunst und die Verbindung von Seele, Geist, Phantasie und Witz, die in Walters Prosa-Sammlung wirksam sei, den Witz insbesondere als dasjenige künstlerische Element, „das aus dem Epischen das Lyrische destilliert und das Lyrische zum komödienhaft Dramatischen“ wandle. Als Quelle dieses poetischen Witzes identifizierte er „eine unheilbare Schwäche für diese Welt, eine Freude auch am außergewöhnlich Gewöhnlichen [...] des Lebens“, die positiv kontrastiere mit dem „weltschmerzlichen“, das als „zeitlicher Gegenton“ etwa in

Albert Ehrensteins *Klagen eines Knaben* (Kurt Wolff-Verlag 1916) anklänge. „Diesem Knaben ist das Leben ein unberührbares Zifferblatt, dessen Zeiger er starr betrachten muß, während Walser fröhlich sich hinter das Gehäuse der Uhr hermacht.“

10 Kasimir Edschmid, *Deutsche Erzählliteratur*, in: *Frankfurter Zeitung*, Jg. 62, Nr. 319, 18.11.1917, 1. Morgenblatt, S. [1]–2, hier S. 2.

Neben Neuerscheinungen von Gustav Sack, Albert H. Rausch, Mechtilde Lichnowsky und Carlo Mierendorff besprach Kasimir Edschmid Walsers *Kleine Prosa* in einem Überblicksartikel über *Deutsche Erzählliteratur*. Verglichen mit der Fürstin Lichnowsky, „die mit dem unheimlichen Instinkt des Weibes schreibt wie ein beherrschter Mann“ sei Walsers Stil von einer „frauenhaften Grazie“, deren Tradition aus dem Minnesang herzuleiten sei. „Er schreibt fast nur kleine Sachen: *Kleine Prosa* heißt das letzte Buch. Ein paar Seiten, aber irgendwie immer ewige Fragen angeschnitten. Eine Wärme, ein menschliches Herz, liebevoll dem Leben angenähert, und blitzschnell daraus Bleibendes geformt. Gleichgültig, ob er redet über ein Gedicht, einen Hut, einen Abend oder den Doktor Franz Blei: in seiner kosmischen Wärme gestalten sich, wie in feinen Regenbogen so abgeschlossen, endliche Gebilde, Idyllen so einmaliger Art, daß sie mit ihrer über Daseinhaftes hinausgehenden Gültigkeit lediglich und sehr verwandt mit manchen der fabelhaft in sich ruhenden Tieraquarelle Franz Marcs sich vergleichen lassen.“

11 Emil Wiedmer, *Schöne Bücher. Ein Wegweiser durch unsere Bibliothek. Robert Walser, Kleine Prosa*. Bern, A. Francke, 1917, in: *Der Lesezirkel*, Jg. 5, H. 2, 1917/18, S. 31f.

Emil Wiedmer besprach eingehend den „vielköpfigen Flug jener Art Klein-Epik“, der mit *Kleine Prosa* nun die früheren Sammlungen ergänze: „Aufsätze, Studien, Plaudereien, Essays, Skizzen, Novellistisches, Glossen“. Das Bemerkenswerte ist für ihn auch in diesem neuen Buch die „fabelhafte Gelenkigkeit“ seiner Sprache, der ein „Nüancen-, Farben-, Töne- und Klangreichtum ohne Gleichen“ zu eigen sei. Daneben zeichne es sich durch die „Verwegenheit und Ironie“ und den „Übermut“ aus, mit der Walser den

„sogenannten epischen Faden“ handhabe, dabei aber immer das Stück „irgendwie zu einem vernünftigen oder ganz und gar unvernünftigen, aber doch allerliebsten oder boshaften Abschluß“ bringend.

12 o. V., *Für den Weihnachts-Büchertisch I*, in: *Burgdorfer Tagblatt*, Jg. 87, Nr. 296, 15.12.1917, S. [2].

Der Rezensent empfahl die beiden Bücher *Kleine Prosa* und *Poetenleben*, „in denen dieser anmutige Dichter kleine, entzückende Prosadichtungen wie Perlen an eine Schnur reiht“, als Weihnachtsgeschenke. Walsers, der ja „bekanntlich Berner“ sei, dessen Bücher aber bisher „bei ausländischen Verlagen erschienen“, verdiene es, in der Schweiz gelesen zu werden, zumal „in bernischen Landen“.

13 E. J. [evtl. Ernst Jenny], *Neue Novellen und Romane*, in: *Sonntagsblatt der Basler Nachrichten*, Jg. 12, Nr. 50, 16.12.1917, S. 199.

Ernst Jenny, der sich für den *Spaziergang* trotz aller Wertschätzung von Walsers poetischer Originalität nicht hatte begeistern können (vgl. S. 274, Nr. 11), konnte sich auch für *Kleine Prosa* nicht sehr erwärmen. Immerhin wurde ihm der Autor allmählich „vertrauter“ und er bemerkte, dass „diese Andacht zum Unbedeutenden und dieser Zwang zu stilistischen Mäanderzügen“ zu seiner „innersten Art“ gehörten. Einige Texte galten ihm durchaus als „gut[e] Stücklein“, wie *Na also* und die Porträts von Hauff und Blei, und die „Unbekümmertheit und die leidenschaftliche Liebe zu frohem Wanderleben“ vermochte ihn letztendlich mit den „langen, öden Strecken nicht recht zur Witzigkeit emporgediehener Plaudereien“ auszusöhnen. *Poetenleben* las er als Fortsetzung dieser positiven Entwicklung.

14 Hans Feigl, *Jahresrundschau empfehlenswerter Bücher*, in: *Jahrbuch Deutscher Bibliophilen für 1918*, Jg. 6, 1918 (Rubrik „Neueste Dichtung und Belletristik“), S. 86–102, hier S. 102.

Der Rezensent zog eine Verbindung zu Peter Altenberg und resümierte: „Es sind in dieser ‚Kleinen Prosa‘ meist niedliche Sächelchen“, aus einem „Dichterherzen stammend, das uns immer mit lieblicher Anmut kommt“. In seinem

„Staunen über die einfachsten Dinge“ sei Walser, wengleich „schon ein Vierziger“, „fast noch ein Kind geblieben“.

15 Friedrich Sebrecht, *Robert Walser, Kleine Prosa*, in: *Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (N.F.)*, Jg. 10, H. 1/2, April–Mai 1918, S. 90f.⁴⁶

Der Schriftsteller und Redakteur des *Leipziger Tageblatts* widmete *Kleine Prosa* eine ausführliche, sehr positive Besprechung, die insbesondere auf die Komposition der Sammlung und ihren poetischen Charakter, den „stark geformten Ausdruck“ einging: „Walsers Prosa ist zierliches Kristall, durchsichtig, ohne Schwere. Sie schwebt in einem fast immer heiteren Rhythmus.“

16 o. V. [= Martin Platzer], *Robert Walser*, (Teil I und II), in: *Davoser Blätter*, Jg. 47, Nr. 39, 26.10.1918, S. 1f. und Nr. 40, 2.11.1918, S. 1f.

In seiner Würdigung der aktuellen Veröffentlichungen Robert Walsers hob der Redakteur der *Davoser Blätter* neben *Der Spaziergang* und *Kleine Prosa* besonders das „entzückende“ *Poetenleben* hervor. „Mit diesem Buch hat sich Walser einen festen Namen geschaffen.“ Während er in *Kleine Prosa* sich noch allzu oft von der „naive[n] Freude an einer originellen Wendung“ zu störenden Wiederholungen verführen ließ, zeige er in *Poetenleben* „eine viel straffere künstlerische Selbstzucht“. Gleichwohl stammen die Zitate, die der Rezensent zur positiven Charakterisierung von Walsers poetischer Eigenart verwendete, allesamt aus *Kleine Prosa*.

17 Curt Wüest, *Zu Robert Walsers neuerem Schaffen*, in: *Die Schweiz*, Jg. 23, Nr. 5, Mai 1919, S. 273–277.

Curt Wüest, Redakteur der Zeitschrift *Pro Helvetia*, widmete Walsers Werk eine ausführliche Würdigung in der Zeitschrift *Die Schweiz* und erwähnte neben *Kleine Prosa* und *Poetenleben* auch die früher erschienenen Werke dieses „eigentümliche[n], ja absonderliche[n] Bieler Poet[en]“, der unter den jüngeren Schweizer Dichtern „an erster Stelle“ stehe. Er ging als einer der wenigen Rezensenten auch auf die Komposition der Sammlung *Kleine Prosa*

46 Eine gekürzte Fassung dieser Besprechung erschien in: *Buch und Bild*, Jg. 1918, S. 80.

und den unterschiedlichen Charakter der einzelnen Texte in ihrer Folge ein und würdigte besonders die vier längeren Prosastücke in der zweiten Hälfte des Buches, *Luise*, *Der Student*, *Dr. Franz Blei* und *Tobold*, die „novellistischen Charakter tragen und ernster und tiefer gearbeitet sind“.

III Der Spaziergang

1. Die Textzeugen

1.1 *Der Druck von 1917 (D)*

Schweizerische Erzähler, 2. Serie, Bd. 9.⁴⁷

Verlag: Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig.

Druckerei: Huber & Co., Frauenfeld.

Format: Kl. 8°, Einband 10,5 x 15,7 cm; Seite circa 10 x 15,4 cm (variierend nach Beschnitt).

Bogenzahl: 7 Bogen (unvollständig genutzt), Bogensignatur 2–7, Bogen-norm: S.E. IX; 85 Seiten (4 Seiten Titlei nicht gezählt) und 2 Seiten Werkver-
zeichnis Robert Walser, Verlagsanzeigen.

Satz: Fraktur (Handsatz).⁴⁸

Satzspiegel: 7,6 x 11,9 cm.

Ausstattung: roter Pappeinband, blauer Kopfschnitt, blauer Aufdruck und
Deckelzeichnung; auf der Deckelinnenseite zur Kennzeichnung der Serie eine
rote ovale Vignette; 1. und 2. Auflage: klammergeheftet, 3. Auflage faden-
geheftet.⁴⁹

Preis: 80 Rp./ 80 Pf.⁵⁰

Auflage: 1. Auflage (gedruckt 12. April – 5. Mai 1917): 3600, Angabe auf Im-
pressumsseite: „Den Einband zeichnete Karl Walser, Berlin“; durch eingekleb-

47 Die Angaben zu Druck und Herstellung stützen sich auf die Materialien im Huber-Verlagsar-
chiv im Staatsarchiv des Kantons Thurgau und auf ihre Aufarbeitung in der Dokumentation von
Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3); zur Druckgeschichte von *Der Spazier-
gang* vgl. bes. S. 19–21.

48 Huber-Verlag an Robert Walser, 28.2.1917. (Dok 47)

49 Abbildungen bei Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 20; dort
findet sich auch der Hinweis auf die Änderung des Serien-Signets „irgendwann ab 1918“ in eine
schwarze ovale für die 3. Serie und eine schwarze rhombenförmige Vignette für die 4. Serie – eine
Änderung, die eventuell auch für einen Teil der 3. Auflage der 2. Serie zum Tragen kam, aber noch
nicht nachgewiesen ist.

50 *Bibliographisches Bulletin der Schweiz*, Jg. 17, Nr. 7, 10.7.1917, S. 239; *Börsenblatt für den
deutschen Buchhandel*, Jg. 84, Nr. 168, 21.7.1917, S. 4837. Einem Werbezettel des Verlags zufol-
ge kosteten die Bändchen 1918 bereits Fr. 1.–, (vgl. Abb. 11).

ten Zettel auf Schmutztitelseite korrigiert: „Die Einbandzeichnung ist nicht, wie auf der Rückseite des Buchtitels angegeben ist, von *Karl Walser*, sondern von *Otto Baumberger*. Infolge von Beförderungszwischenfällen kam der Karl Walser erteilte Auftrag nicht zur Ausführung.“

2. Auflage (gedruckt 25.–27. September 1917): 3000.

3. Auflage (gedruckt April / Mai 1918): 5000.

Die drei Auflagen sind satzidentisch.

Auslieferung: Ende Juni 1917.⁵¹

1.2 Manuskripte

Das Druckmanuskript zu *Der Spaziergang*, das der Verlag am 12. Juni 1917 an Walser retourniert hatte, ist nicht erhalten. (Dok 71) Daher können die Korrekturen, die Walser nach eigener Aussage Anfang Februar 1917 an der zwischenzeitlich zurückverlangten Fassung vorgenommen hat, nicht rekonstruiert werden. (Dok 37)

1.3 Nachdrucke

Der Spaziergang wurde mit Zustimmung von Robert Walser, der dafür auch ein Honorar erhielt (Dok 86), in das 1939 von Walter Muschg herausgegebene *Schweizer Novellenbuch* aufgenommen.⁵² Der Text blieb bis auf orthographische Abweichungen und wenige Interpunktionsvarianten unverändert.

1944 erschien eine von Carl Seelig besorgte Neuauflage mit Zeichnungen von Eugen Früh im Bühl-Verlag, Herrliberg-Zürich.⁵³

Walser hat auf die Textgestalt dieser beiden Ausgaben, soweit wir wissen, keinen Einfluss genommen, daher wurden sie als Textzeugen nicht berücksichtigt.

51 Walser versandte Widmungsexemplare vor dem 23. Juni 1917, vgl. Dok 72, 73; *Der Spaziergang* wurde in einer Verlagsanzeige im Berner *Bund* am 24. Juni als erschienen angezeigt: *Der Bund*, Jg. 68, Nr. 289, 24.6.1917, Sonntagsausgabe, S. 15 (vgl. Abb. 10).

52 *Schweizer Novellenbuch*, hrsg. von Walter Muschg, Verlag Schweizer Bücherfreunde, Zürich 1939, S. 119–179.

53 Der von Carl Seelig unterzeichnete Verlagsvertrag wird im Robert Walser Zentrum (Bern) aufbewahrt: RWZ, Nachl. Carl Seelig, Sig. B-04-WALS-b-06.

Der Spaziergang wurde von Robert Walser in umgearbeiteter Form in die Sammlung *Seeland* (KWA I 11) integriert, die 1920 im Rascher-Verlag erschien. Die beiden Fassungen können in der KWA^e zu KWA I 11 durch eine zeilenweise synoptische Darstellung elektronisch verglichen werden.

2. Grundsätze der Textwiedergabe

2.1 *Der Text*

Textvorlage ist die 1. Auflage der Erstausgabe (D).⁵⁴ Der Text wurde emendiert in Fällen offenkundiger Druckfehler (fehlende, überzählige oder fehlerhafte Interpunktion, fehlende Buchstaben). Alle Eingriffe sind im Apparat ausgewiesen.

2.2 *Die Marginalie*

Als Marginalie werden die Seitenzahlen von D angezeigt. Die jeweilige Position des Seitenwechsels wird auf der Textzeile durch einen hochgestellten Strich | markiert.

2.3 *Der Apparat*

Der Apparat weist in lemmatisierter Form sämtliche Emendationen nach.

2.4 *Die Elektronische Edition (KWA^e)*

Zur Anlage der KWA^e vgl. S. 233. Der Erstdruck von *Der Spaziergang* ist als Faksimile mit dem edierten Text verknüpft. Der elektronische Vergleich mit der *Seeland*-Fassung ist in der mit KWA I 11 verbundenen Version der KWA^e möglich.

3. Entstehung und Publikation

Die Erzählung *Der Spaziergang* dürfte zwischen dem 9. August und dem 12. September 1916 entstanden sein. Der Huber-Verlag hatte in der ersten Jahreshälfte 1916 verschiedene Autoren um Beiträge zu der geplanten Reihe

54 Exemplar des RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. RWA EA SP 3.

Schweizerische Erzähler gebeten.⁵⁵ Die Anfrage an Walser ist nicht überliefert, wohl aber seine Antwort, in der er am 9. August zurückhaltend, doch grundsätzlich zustimmend reagierte. (Dok 4) Bereits eine Woche später, am 16. August 1916, schrieb er, er habe sich „der Möglichkeit, [...] eine Arbeit zu liefern“, bereits „wesentlich genähert“ und erbat genauere Angaben zum Umfang und zum Honorar. Er rechne entsprechend dem Angebot des Verlags mit 50 Franken pro Bogen. Unter diesen Bedingungen könne er eine „runde“ und wie er „stark glaube, gute Prosaarbeit liefern.“ (Dok 5)

Der Verlagsleiter Walther Lohmeyer⁵⁶ erläuterte am 18. August: für 80 Seiten in „verhältnismässig kleinem Satzspiegel“ werde ein Honorar von 250 Franken gezahlt, bei einer Auflage von ca. 4000 Exemplaren. Er stellte einen Vertragsabschluss „ungefähr Anfang Dezember“ in Aussicht, wenn „sich die Aufnahme der ersten sechs Bändchen einigermaßen sicher abschätzen lässt“. (Dok 6)

Bereits am 12. September sandte Walser das Manuskript, betitelt „Der Spaziergang“, „ein Stück, das ich mit Fleiß, Achtsamkeit und Eifer geschrieben und soeben beendet habe“. Es umfasste 25 Seiten, die nach seiner Schätzung „ungefähr den 5 Bogen oder 80 Seiten Ihres Bändchens“ entsprachen – tatsächlich war diese Schätzung erstaunlich exakt, denn der Text umfasste im Druck genau 80 Seiten. Dass für das Bändchen gleichwohl 7 Bogen gebraucht, aber unvollständig bedruckt wurden, hing mit dem zusätzlichen Bedarf für Titelei, Werkverzeichnis und Verlagsanzeigen sowie der Bogenutzung für den gesamthaften Druck aller Titel der Serie zusammen. Ausdrücklich bat Walser um sorgfältige Aufbewahrung des Manuskripts, da er „in dieser Hinsicht schon da oder dort Unannehmlichkeiten erfahren“ habe. Am liebsten sähe er den Druck bereits im Rahmen der ersten Serie, wolle dies aber nicht zur Bedingung machen. (Dok 10) Der Verlag versicherte ihm

55 Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 79 geht von einem (nicht erhaltenen) Rundschreiben an die Autoren aus; in der Verlagskorrespondenz finden sich verschiedene Anfragen, in denen Walther Lohmeyer den Autoren das Projekt mit im Kern gleichlautender Charakterisierung vorstellte, so am 27.6.1916 an Heinrich Federer. (Dok 2)

56 Zur verlegerischen Tätigkeit Walther Lohmeyers im Huber-Verlag vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 31–41.

umgehend, die Entscheidung möglichst rasch zu treffen. Vor Weihnachten, wie Walser es sich gewünscht hatte, werde die Erzählung zwar nicht mehr erscheinen können, aber da „die erste Nummer der nächstfolgenden Gruppe noch frei ist, werden wir diese möglichst für Sie reservieren“. Selbstverständlich werde man das Manuskript sorgfältig aufbewahren. (Dok 11)

Am 7. November teilte der Verlag mit, dass er den formellen Vertragsabschluss bis Ende Dezember verschieben müsse, da erst dann mit den Abzählzahlen für die erste Serie zu rechnen und eine Kalkulation des gesamten Unternehmens möglich sei. Vielleicht werde sich dann auch das in Aussicht gestellte Honorar noch etwas erhöhen lassen. Jedenfalls werde *Der Spaziergang* mit Rücksicht auf bereits eingegangene Verpflichtungen gegenüber anderen Autoren und aus inhaltlichen Gründen erst in der zweiten Serie erscheinen, die nach Neujahr geplant sei. Gleichzeitig zeigte er sich interessiert an weiterer Zusammenarbeit und stellte die Vorteile der Leipziger Niederlassung heraus, bei der es sich um eine „wirkliche Vertretung, nicht um eine bloss äusserliche Firmierung auf dem Titelblatt“ handle: „so brauchen Sie bei uns nicht eine Vernachlässigung der reichsdeutschen Oeffentlichkeit zu befürchten, wie sie bisher so manchen schweizerischen Schriftsteller bewogen hat, in Deutschland zu verlegen.“ (Dok 26) Walser, der inzwischen in parallelen Verhandlungen auch mit dem Rascher-Verlag über den Druck der *Prosastücke* einig geworden war, erklärte sich einverstanden und zeigte sich höflich erfreut über das Anerbieten weiterer Zusammenarbeit. (Dok 27)

Doch die Drucklegung zog sich sehr viel länger hin als erwartet und zunächst in Aussicht gestellt worden war. Am 23. Januar 1917 fragte Walser nach, wann er die Korrekturen zu erwarten habe, da er demnächst in den Militärdienst einrücken müsse. (Dok 30) Der Verlag antwortete etwas verzögert am 30. Januar, versprach, *Der Spaziergang* werde „dieser Tage gesetzt“ und sandte einen Vertragsentwurf. In diesem Entwurf behielt er sich vor, die Erzählung aus Gründen der „innere[n] Geschlossenheit“ der Reihen erst in die für Weihnachten 1917 geplante dritte Serie aufzunehmen. „Sie werden zwar auch nichts dagegen haben, [...] da sie gleich in höherer Auflage erscheint, wie es der Weihnachtsmarkt verlangt“. (Dok 31, 32) Doch Walser zeigte sich damit keineswegs einverstanden und retournierte den unterschriebenen

Vertrag tags darauf mit Änderungswünschen, die sowohl die Zusicherung des Erscheinens in der zweiten Serie betrafen wie auch das Honorar und die vorgesehene Verpflichtung, für zwei Jahre nach Erscheinen dem Verlag die Rechte abzutreten. Sollte sich der Verlag mit den vorgeschlagenen Änderungen nicht einverstanden erklären können, möge er das Manuskript zurücksenden. (Dok 33)

Als die Antwort nicht rasch genug eintraf, forderte Walser Anfang Februar 1917 sein Manuskript zurück.⁵⁷ Walther Lohmeyer, der krankheits halber abwesend gewesen war, reagierte auf den „plötzlichen Abbruch der Beziehungen“ mit Bedauern und signalisierte, dass er ihm in allen wesentlichen Punkten der gewünschten Vertragsänderung entgegengekommen wäre, auch mit der Aufnahme in die zweite Serie der Reihe, obwohl das im Blick auf den zu erwartenden Absatz für Walser ungünstiger sei. (Dok 36) Darauf antwortete dieser am 8. Februar, er habe den *Spaziergang* lediglich zurückerbeten, um ihn umzuarbeiten, habe sich dabei aber davon überzeugt,

daß ihm durch völliges Umpflügen vielleicht nur geschadet würde. Ich beschränkte mich auf sprachliche Korrekturen. Seine Form und Farbe sind gut. Verbesserungen können unter Umständen Verschlechterung bedeuten. Jedes Ding hat eigentümlicherweise seine Zeit, seine Grenzen, seine besondere Entstehungsbedingung, kurz, da Sie mir zu verstehen gegeben haben, daß Sie auf Beziehungen zu mir Wert legen, und da Sie mir schreiben, daß Sie mit mir einverstanden sein wollen, wofür ich Ihnen bestens danke, so stelle ich Ihnen das Manuscript wieder zur Verfügung [...]. (Dok 37)

Nach nochmaliger Prüfung könne er sagen, dass *Der Spaziergang* „eine lebhaft frische gute Arbeit“ sei und hoffe, dass das Manuskript nun umgehend in Druck gehen werde und er „raschmöglichst Korrekturen erhalte“. (Ebd.)

Der Vertragsabschluss erfolgte am 17. und 18. Februar und sah ein Honorar von 70 Franken pro Bogen (§ 3) sowie das Erscheinen in der zweiten Reihe der *Schweizerischen Erzähler* vor (§ 1). Der Autor erhielt „von jedem

57 Der Brief (vermutlich ein Telegramm), mit dem er die Rücksendung forderte, ist im Huber-Verlagsarchiv nicht erhalten, vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 90, Nr. 13.

Tausend 10 Freixemplare“ (§ 4) und das Recht, „die Skizze nach einer angemessenen Zeit in eine grössere Sammlung seiner Erzählungen oder in eine Gesamtausgabe aufzunehmen“ (§ 6). Der Verlag verpflichtete sich, „sämtliche Schriften des Verfassers am Schluss des Bändchens kostenlos anzuzeigen“ (§ 5). (Dok 41)

Vor Ostern, wie von Walser gewünscht und vom Verlag in Aussicht gestellt, konnte der Band jedoch nicht realisiert werden. Der Verlag entschuldigte dies damit, dass das Manuskript für den Maschinensatz zu eng geschrieben sei und daher von Hand habe gesetzt werden müssen, was zu Verzögerungen im Betriebsablauf der hauseigenen Druckerei führte. (Dok 47) Doch konnte Walser am 12. März melden, er habe soeben „die Korrektur zum ‚Spaziergang‘ nebst Manuscript“ an den Verlag zurückschickt. „Der Satz sieht sehr hübsch aus, ich bin sehr zufrieden damit.“ (Dok 51) Er ging nun davon aus, dass der Band rasch gedruckt werde und bat am 17. April um die ihm zustehenden Freixemplare und das Honorar. (Dok 65) Das Honorar von 310 Franken erhielt er umgehend (Dok 68), doch auf seine Freixemplare musste er noch warten, da die Realisierung des Drucks sich abermals verzögerte. Grund war das Ausbleiben der Einbandzeichnung, die der Verlag von Karl Walser erbeten hatte. (Dok 44) Da der Band für die zweite Serie der Reihe vorgesehen war, deren Einbände buchgestalterisch auf sich aufmerksam machen sollten,⁵⁸ hielt Walther Lohmeyer an dieser Wahl fest, obwohl seine Anfrage auch nach mehrmaliger Nachfrage ohne Antwort geblieben war. (Dok 63) Schließlich sah er sich jedoch aus terminlichen Gründen gezwungen, auf den Einband von Karl Walser zu verzichten und an seiner Stelle Otto Baumberger zu beauftragen. (Dok 66, 67)⁵⁹ Der Name Karl Walsers als Illustrator war in den Band bereits eingedruckt, doch wurde dies in der 1. Auflage mit einem eingeklebten Korrekturzettel berichtigt (vgl. Abschnitt 1.1) und in der 2. und 3. Auflage im Druck geändert.

58 Vgl. hierzu Abschnitt 3.1.

59 Zu Otto Baumberger und seiner Zusammenarbeit mit dem Huber-Verlag vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 40f.

Der Spaziergang wurde zwischen dem 12. April und dem 5. Mai 1917 gedruckt⁶⁰ und Ende Juni, zusammen mit den anderen sechs Bändchen der Serie, ausgeliefert.⁶¹ Am 23. Juni bedankten sich die Verleger Alexander Francke und Walther Lohmeyer für die ihnen zugeeigneten Exemplare. (Dok 72, 73) Den Versand weiterer Exemplare meldete Walser dem Verlag am 2. Juli:

Die mir gütig überlassenen Freiexemplare vom „Spaziergang“ habe ich, um Stimmung zu machen, an allerlei befreundete und remarkable Personen versandt. (Dok 76)

Die Erzählung wurde Walsers meistverkaufte Buch-Veröffentlichung (vgl. Abschnitt 3.3) und gewann ein breites und anhaltendes Leser-Echo.⁶² (Dok 85) Walther Lohmeyer hielt den *Spaziergang* neben Max Pulvers *Odil* für das beste Bändchen der Reihe. (Dok 78)⁶³

3.1 Die Reihe „Schweizerische Erzähler“

Wie der Rascher-Verlag wollte auch der Huber-Verlag während des Ersten Weltkriegs der Schweizer Literatur im In- und Ausland Aufmerksamkeit verschaffen. Seine am 1. Januar 1917 eröffnete Leipziger Niederlassung folge „dem ausgesprochenen Zweck, der schweizerischen Dichtung, soweit sie ein Stück allgemeindeutscher Zeitkultur ist und sein will, in Deutschland den Boden zu bereiten“, schrieb Walther Lohmeyer am 1. Februar 1917 an Karl Walser, um ihn für die Einbandzeichnung zu *Der Spaziergang* zu gewinnen. (Dok 34)⁶⁴ Die von Lohmeyer konzipierte „erste Taschen- oder besser

60 Vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 19, Anm. 7.

61 Verlagsanzeige in: *Der Bund*, Jg. 68, Nr. 289, 24.6.1917, Sonntagsausgabe, S. 15.

62 Zur Rezeption vgl. Reto Sorg, Art. *Der Spaziergang*, in: *Robert Walser-Handbuch*, hrsg. von Lucas Marco Gisi, Stuttgart 2015, S. 76–82.

63 Vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 26.

64 Vgl. Peter Utz, *Helvetische Heroik im Huber-Verlag. Robert Faesi, Paul Ilg, Robert Walser*, in: Stephan Baumgartner, Michael Gamper, Karl Wagner (Hrsg.), *Der Held im Schützengraben. Führer, Massen und Medientechnik im Ersten Weltkrieg*, Zürich 2014, S. 81–97.

Westentaschenbuchreihe der Schweizer Verlagsgeschichte“⁶⁵ war ein anspruchsvoll gestaltetes, mit gezielter Werbearbeit unterstütztes, sehr erfolgreiches Unternehmen. Nicht nur bestellte der Buchhandel von der ersten Serie 30 000 Exemplare im Voraus.⁶⁶ Auch in den Feuilletons der deutschen Zeitungen fand die neue Reihe breite Beachtung.⁶⁷ Die verschiedenen Serien der Reihe waren nach verschiedenen Gesichtspunkten einheitlich gestaltet. Die sechs Bände der ersten Serie sollten „buchgeschichtlich reizen“. (Dok 34) Die Einbände waren den Rahmentiteln des 18. Jahrhunderts nachempfunden, wie dem Werbe- und Bestellzettel von 1918 zu entnehmen war, der dieser ersten Serie beilag. (Vgl. Abb. 11) Für die Ausstattung der zweiten Serie, in der *Der Spaziergang* erschien, wurden namhafte deutsche und schweizerische Buchkünstler gewonnen (vgl. Abb. 10; Dok 34), die dritte Serie übernahm allein Otto Baumberger und die vierte Serie mit Reisenovellen und Länderbeschreibungen wurde von verschiedenen in der Schweiz lebenden Künstlern gestaltet. Insgesamt erschienen bis zur Schließung der Reihe im Frühjahr 1918 24 Bändchen.⁶⁸

Die Verlagsrechte an der Reihe wurden 1927 an den Zürcher Versandbuchhändler Walter Mai abgetreten und gingen von diesem an den Grethlein-Verlag über, der jedoch in Konkurs ging. Die weitere Geschichte der Reihe und der verlegerischen Rechte an ihr ist noch nicht erforscht. Dies betrifft auch den Verlagsvertrag Walsers zu *Der Spaziergang*.⁶⁹

65 Vgl. ausführlich Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 32.

66 Rz. [= Walter Reitz], *Schweizerische Erzähler*, in: *Der Bund*, Jg. 67, Nr. 575, 6.12.1916, Abendblatt, S. [2].

67 Vgl. die mit dem Kürzel [SE] versehenen Besprechungen in der Rezensionsdokumentation der *Elektronischen Edition* zu diesem Band.

68 Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 32; ebd. S. 33–35 das vollständige Titelverzeichnis und S. 36–37 eine Zusammenstellung sämtlicher Einbände.

69 Ebd., S. 96, Anm. 243: „Ob der Morgarten-Verlag, der aus dem Konkurs von Grethlein verschiedene Rechte übernahm, auch die Rechte an den ‚Schweizerischen Erzählern‘ erwarb und der Vertrag mit Walsers nun dort landete, wäre abzuklären“.

3.2 Verlagsvertrag und Honorar

Gemäß Verlagsvertrag (Dok 41) hat Walser für *Der Spaziergang* ein einmaliges Honorar von 70 Franken pro Bogen erhalten, also 310 Franken. (Dok 68) Die Vereinbarung einer einmaligen Zahlung war unvorteilhaft, denn die 2. und 3. Auflage blieben dabei unberücksichtigt. Es ist nicht bekannt, ob der Verlag ihn über die Nachauflagen informiert hat und ob er die ihm daraus zustehenden Freixemplare erhalten hat.⁷⁰

3.3 Verkaufszahlen und Lagerbestände

Für die ersten drei Auflagen von *Der Spaziergang* wurden insgesamt 11 600 Exemplare gedruckt. Mit den Rechten gingen 1927 bis auf einen kleinen Restbestand auch die Lagerbestände der 3. Auflage in mehreren Tranchen an Walter Mai über (vgl. Abschnitt 3.1). Ende 1927 waren noch 2 247, Ende 1929 noch 1 304 Exemplare bei Huber & Co am Lager, Ende 1930 verzeichnet das Inventar noch 48 Stück, mit 14 Exemplaren zum Jahresende 1941 endet das Hubersche Inventar.

Mit einem Absatz von mindestens 9 000 Exemplaren war *Der Spaziergang* eindeutig Walsers „grösster Verkaufserfolg“.⁷¹

3.4 Widmungsexemplare

Von *Der Spaziergang* sind elf Widmungsexemplare nachgewiesen: für Paul Cassirer, Efraim Frisch, René Schickele, Maria und Otto Waser (alle Privatbesitz)⁷², für Hedwig Schneider und Fanny Hegi-Walser (RWZ)⁷³ sowie

70 Ebd., S. 91, Anm. 236; S. 94, Anm. 241.

71 Ebd., S. 19, Anm. 7.

72 Nachweise bei Bernhard Echte, *Die Spur auf dem Vorsatz* (wie Anm. 24).

73 Widmungen: „Für Fräulein Hedwig Schneider“; „Seiner lieben Schwester Fanny herzlich Robert“.

für Franz Blei⁷⁴, Alexander Francke⁷⁵, Walter Lohmeyer⁷⁶, Hans Trog⁷⁷ und Emil Wiedmer⁷⁸.

4. Aufnahme bei der zeitgenössischen Literaturkritik

Überwiegend wurde *Der Spaziergang* im Rahmen der Reihe der *Schweizerischen Erzähler* besprochen und hier vielfach als poetisch neu und eigenständig herausgehoben. Auch in Sammelbesprechungen literarischer Neuerscheinungen und zusammen mit den anderen ‚Schweizer‘ Büchern Walsers wurde die Erzählung besprochen. Die bislang bekannten Hinweise und Rezensionen stammen in der Mehrzahl aus schweizerischen Zeitschriften und Zeitungen, vgl. aber die Nr. 10, 12, 13, 14, 16, 17, 18. Insgesamt fand Walsers Erzählung ein sehr positives Echo.

1 Rz. [= Walter Reitz], „*Schweizerische Erzähler*“ *Zweite Reihe*, in: *Der Bund*, Jg. 68, Nr. 299, 29.6.1917, Abendblatt, S. [2]–[3], hier S. [2].

Die erste Besprechung war im Berner *Bund* zu lesen. Walter Reitz, Redakteur des *Sonntagsblatt des Bund*, der dort auch *Kleine Prosa* besprochen hatte (vgl. S. 253, dort Nr. 4), würdigte hier nach der ersten auch die zweite Serie der *Schweizerischen Erzähler*. Er lobte insbesondere Walsers „höchst eigenartigen“, „mit feinsten Sinnen zu genießende[n]“ *Spaziergang*, zu dessen begleitender Lektüre der Autor mit seiner „spitzen, feinen, launischen, lieblichen, grotesken, romantisch überschwänglichen und doch so klugen und seelenvollen und überaus kultivierten Feder“ einlade.

74 Robert Walser an Kurt Wolff-Verlag, 30.6.1917. (Dok 74)

75 Alexander Francke an Robert Walser, 23.6.1917. (Dok 73)

76 Huber-Verlagsarchiv, vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 140, Abb. 28 (Widmung: „Herrn Dr. Walter Lohmeyer hochachtungsvoll und freundlich Robert Walser“).

77 UB Bs, Sig.: AI VI 176:9bis (Widmung „Herrn Dr. Hans Trog herzlich Robert Walser“).

78 Exemplar Wiedmer: Zentralbibliothek Solothurn, Sig. XQ 176/9ter (Widmung: „Herrn Emil Wiedmer mit freundlichem Gruß, Robert Walser“).

2 Eduard Korrodi, *Schweizerische Erzähler*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Jg. 138, Nr. 1224, 4.7.1917, 1. Abendblatt, S. [1].

Rasch wurde *Der Spaziergang* auch in der *Neuen Zürcher Zeitung* besprochen. Dem Chefredakteur des Feuilletons, Hans Trog, hatte Walser ein Widmungsexemplar gesandt (vgl. Abschnitt 3.4). Eduard Korrodi besprach die ganze Gruppe der sechs neuen Bändchen und ging ausführlich auf den *Spaziergang* ein, den er als ein „heiteres, kleines Meisterwerk“ lobte, „vielleicht das beste der kleinen Werke [...], die Robert Walser in guten, der Feder holden Stunden schrieb.“ (Vgl. KWA III 3, S. 358–360)

3 mb. [= Hans Müller-Bertelmann], „*Die zweite Reihe*“, in: *Thurgauer Zeitung*, Nr. 157, Zweites Blatt, 7.7.1917, S. [1].

Hans Müller-Bertelmann widmete der zweiten Serie der *Schweizerischen Erzähler* eine ausführliche Besprechung und lobte das Verdienst des Verlegers, der damit „mehr für unsere lebenden Dichter getan“ habe, „als die schönsten Vorträge und verlockendsten Artikel in den Zeitungen“ bewirken könnten. Walsers *Spaziergang* lobte er als eine „meisterliche Prosaarbeit“, „im Grunde eine allerliebste Vorlesung über das Wesen des Dichters“. Auch die Gestaltung der Serie wurde gewürdigt, insbesondere „Otto Baumbergers lustige[r] Einfall, der in feinsten Farbenabtönung“ Robert Walsers *Spaziergang* „verständnisinnig illustriert, all das Launige, Spielerische des Inhaltes zum gelungenen Ausdruck bringend“. Der Rezensent veröffentlichte im November 1917 in der Zeitschrift *Die Schweiz* eine weitere, ausschließlich Walsers drei neuen Büchern vorbehaltene Besprechung (vgl. Nr. 8).

4 St., *Schweizerische Erzähler*, in: *Zürcher Post*, Jg. 39, Nr. 331, 18.7.1917, Abendausgabe, S. [3].

In seiner Besprechung der zweiten Serie der *Schweizerischen Erzähler* würdigte der Rezensent auch Robert Walsers *Spaziergang*. „Das Titelblatt von Otto Baumberger gibt uns im Konterfei diesen romantischen Interviewer des Lebens wieder. Wer diesen zierlichen Elegant sieht, wird ihn auch gerne hören wollen.“

5 H. R., *Schweizerische Erzähler*. Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, in: *Das Werk*, Jg. 4, H. 8, [August] 1917, S. XIII.

Den Einbänden der ersten Serie der *Schweizerischen Erzähler* hatte der Rezensent bereits im Dezember 1916 in der gleichen Zeitschrift eine allerdings kritische Besprechung zuteil werden lassen. Demgegenüber lobte er nun die zweite Folge als gestalterisch ausgesprochen gelungen. Lediglich zu dem „krausen, tollen, sonnigen, immer beneidenswerten Schlendrian von Robert Walser, zu diesem Fabulieren, das Grazie, Kindlichkeit und Raffinement in einem birgt“, hätte er lieber als den Einband von Baumberger „eine Zeichnung des Bruders betrachtet“.

6 o.V., *Schweizerische Erzähler*, in: *Berner Tagblatt*, Jg. 29, Nr. 412, 4.9.1917, Abendblatt, S. 2.

Der nicht namentlich zeichnende Rezensent hob in seiner ausführlichen Besprechung der neuen Folge der *Schweizerischen Erzähler* Walsers *Spaziergang* aus „dem Rahmen der Heimatkunstnovellen eines Zahn oder Jegerlehner“ heraus. „Es ist eine höchst subjektiv empfundene impressionistische Plauderei“, doch der Verfasser „verrichtet an sich seelische Sezierarbeit, mit der Kraft eines Rousseau sich selbst zu entkleiden, eine scheinbar einfache Prozedur, die bei uns verstockten Schweizern doch so selten ist.“

7 o.V., *Schweizerische Erzähler*, in: *Berner Intelligenzblatt*, Jg. 84, Nr. 293, 25.10.1917, S. 3.

Der Rezensent lobte die verlegerische Anstrengung des Huber-Verlags, die auch in den deutschen Feuilletons Aufmerksamkeit und Anerkennung gewonnen habe. Mit Walsers *Spaziergang* komme man „[a]us der harten, wurzelständigen Alltagswelt [...] in die romantische Seelensphäre eines Dichters, an dem alles: Bild, Farbe, Wort persönliche, eigenwillige, spielerische Schöpfung“ sei. Robert Walser sei „zu den differenziertesten Künstlernaturen“ zu rechnen, „die das Schrifttum deutscher Zunge heute aufweist. In seinem naiven Kindergemüt spiegeln sich die Eindrücke in raffinierter Zartheit; in seinem Stil lebt jede Silbe. Der ‚Spaziergang‘, der die schelmischen Launen

eines sonnigen Tages in einzigartiger Anmut berichtet, zählt zu Walsers entzückendsten Prosastücken.“

8 Hans Müller-Bertelmann, *Neue Schweizer-Prosa II*, in: *Die Schweiz*, Jg. 21, Nr. 11, November 1917, S. 669–673.

In seiner Gesamtwürdigung von *Kleine Prosa*, *Der Spaziergang* und *Poetenleben* stellte Müller-Bertelmann ihre Zusammengehörigkeit heraus. Der Titel „Poetenleben“ charakterisiere sie alle gleichermaßen, insbesondere aber den „einzigartige[n] Spaziergang“, „diese tändelnde, liebliche Plauderei und Erzählung, worin uns wieder eine Reihe von kleinen und kleinsten Erlebnissen echt walsersisch elegant, melodiös, humorvoll, ironisch, begeistert in lebendigster Anschaulichkeit, mit tollen Einfällen gewürzt, vorgesetzt werden“. „Fast möchte man es bedauern, dieses Werkchen nicht im Bande *Poetenleben* wieder zu treffen.“

9 Emil Wiedmer, *Robert Walser*, in: *Das Buch. Blätter für Kritik*, Jg. 1, Nr. 11, November 1917, S. 139–141.

Mit einem ausführlichen Zitat suchte Emil Wiedmer die Leser für den *Spaziergang* zu gewinnen, den er als ein „Unikum an dichterischer Laune und scharmanten Einfällen“ pries.

10 C. M.-R. [= Carl Müller-Rastatt], *Von neuer Schweizer Dichtung*, in: *Hamburgischer Correspondent*, Jg. 187, Nr. 636, 13.12.1917, Abendausgabe, Ausgabe B, S. [2]–[3], hier S. [2].

Carl Müller-Rastatt besprach *Der Spaziergang* sowie *Poetenleben* in einer Sammelbesprechung neuerer schweizerischer Literatur. Er nannte Walsers Erzählung eine „kokett-naive Plauderei“, hob das Verdienst der Reihe hervor, die schweizerischen Dichter und Schriftsteller, die zuvor in deutschen Verlagen erschienen waren, nun „ohne den Umweg über das Ausland“ „ins Schweizer Volk“ zu bringen. Dabei trete bei aller Verschiedenartigkeit das National-Schweizerische klar zutage, auch bei Autoren, die „wie Walser Kosmopoliten sein möchten“.

11 E. J. [evtl. Ernst Jenny], *Neue Novellen und Romane*, in: *Sonntagsblatt der Basler Nachrichten*, Jg. 12, Nr. 50, 16.12.1917, S. 199.

Der Rezensent besprach – in dieser Reihenfolge – *Der Spaziergang*, *Kleine Prosa* und *Poetenleben* mit nachlassender, gleichwohl nicht ganz aufgegebener Reserve. Dies gilt besonders für den *Spaziergang* mit „seinen kleinen Erlebnissen, Beobachtungen, Einfällen, Gedanken, Stimmungen, Begegnungen in bald humoristischer, bald nachdenklich-besinnlicher, jedenfalls immer origineller oder originell sein sollender Art und Verknüpfung.“ Zwar sei der Verfasser „ein ganz eigener“, doch mache er es dem Leser nicht leicht: „anfänglich kommt er einem gespreizt und gesucht vor, schwerfällig in seiner Häufung von Synonymen, forciert in seinem Humor und seinen halben und Dreiviertelswitzen; immer hofft man: Aha, jetzt kommts! und es ist wieder nichts und verläuft im Sand wie die Geschichten des Leutnants ohne Pointe.“ Und auch sprachlich „tönt es einem um die Ohren wie fern verhallende Reminiszenzen aus der Tieckschen Uebersetzung des Don Quixote mit all ihrer Umständlichkeit.“ Dies bleibe der vorwiegende Eindruck, „trotz einzelnen Rosinlein im Kuchen“ – ein Eindruck, der sich dann bei den in der Folge gelesenen und besprochenen Büchern, vor allem bei *Poetenleben* etwas mehr zur Anerkennung von Walsers poetischer Eigenart verschob (vgl. S. 257, Nr. 13 und KWA I 9, S. 151, Nr. 14).

12 Ernst Egon Burchardt, *Schweizerische Erzähler II.*, in: *Tägliche Rundschau*, Jg. 38, Nr. 9, 11.1.1918, Unterhaltungsbeilage, S. 17f.

Burchardt besprach die zweite Serie der *Schweizerischen Erzähler* nach Inhalt und Gestaltung sehr positiv. Otto Baumbergers Einbandgestaltung für den *Spaziergang* habe ihm gefallen, weil er „die feine Geistigkeit und die leise Geziertheit der Walserschen Erzählung so wundervoll zum Ausdruck bringt, daß man ihm wohl, wenn man schon wählen soll, den Preis zuerkennen muß.“ Er versprach allen Lesern „hellstes Vergnügen“ an der Lektüre, mache doch abgesehen von Stil und „Gedankentiefe“ Walsers Humor auch „traurigste Graulinge noch mit seinem Leuchten und Lachen glänzen“.

13 Kurt Münzer, *Schweizer Art und Kunst*, in: *Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde*, Jg. 20, H. 10, 15.2.1918, S. 584–591, hier S. 586.

Besprochen wurde *Prosastücke* (vgl. S. 241, Nr. 10) und *Der Spaziergang*, „dessen reizende Aufmachung schon den Geist der Novelle verrät“. Der Rezensent entdeckte in Walsers Erzählung einen neuen Ton und einen neuen Reiz, „die Selbstironie“, und vermutete, „dieser feine, geistleichte Spott über sich selbst“ werde dem Autor neue Leser finden; „ohnehin ist er ja einer von denen – wie etwa auch Peter Altenberg –, die man nicht in Masse, sondern nur löffelweise genießen kann“.

14 Wilhelm Kosch, *Schweizerische Erzähler*, in: *Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (N. F.)*, Jg. X, H. 5–6, August-September 1918, Sp. 250.

Der österreichische Literaturhistoriker Wilhelm Kosch (vgl. Nr. 18) würdigte die Reihe der *Schweizerischen Erzähler* als „vorbildliches Unternehmen“ des Huber-Verlags und als „poetische Schönheitsgalerie der Schweiz“. Damit sei bewiesen, „daß der Schweizer Buchhandel in der Lage ist, für einen außerordentlich kleinen Betrag eine bibliophile Augenweide zu schaffen.“ Als bemerkenswert hob er hervor, dass hier vor allem die Jugend zu Wort komme: „so soll es bleiben!“

15 o. V. [= Martin Platzer], *Robert Walser* (Teil I und II), in: *Davoser Blätter*, Jg. 47, Nr. 39, 26.10.1918, S. 1f. u. Nr. 40, 2.11.1918, S. 1f.

Titelbild und Titel des *Spaziergangs* nahm Martin Platzer zum Ausgangspunkt und Leitmotiv seiner sehr positiven Würdigung der schriftstellerischen Entwicklung, die Walser mit dieser Erzählung, mit *Kleine Prosa* (vgl. S. 258, Nr. 16) und mit *Poetenleben* genommen habe.

16 Max Pirker, *Neue Erzählliteratur*, in: *Österreichische Rundschau*, Bd. LVII, H. 6, 15.12.1918, S. 278–282.

In seiner Besprechung der *Schweizerischen Erzähler* betonte der österreichische Literaturhistoriker und Publizist Max Pirker die Bedeutung dieser Reihe, denn die „geistig-sittliche Bedeutung der Schweiz“ habe „schon während

des Weltkrieges und jetzt, da der demokratische Gedanke siegreich zum Durchbruch gelangt, überall Anerkennung gefunden“ und nun werde hier „in anmutiger Weise die Bekanntschaft mit den bedeutendsten Prosadichtern der heutigen Schweiz“ vermittelt, darunter auch „Robert Walsers kapriziös gestrichelter Spaziergang“.

17 Auguste Hauschner, o. T., in: *Berliner Tageblatt*, Jg. 48, Nr. 421, 9.9.1919, Morgenausgabe, 2. Beiblatt, *Literarische Rundschau*, S. [1].

Zusammen mit *Poetenleben* besprach die pragerdeutsche Schriftstellerin Auguste Hauschner auch den *Spaziergang*. „Die reizende Erzählung [...] läuft einen Sommertag hindurch. Der Dichter [...] offenbart in diesem vom-Morgen-bis-zum-Abend-Schlendern den ganzen Inhalt seines Wesens.“ Im Zusammenhang der zeitgenössischen Literatur, zu deren „Rüstzeug der Schrecken, der Ekel und der Schrei gehören“, stehe Walsers „wie ein helles, schlichtes Landhaus zwischen überladenen, dunklen Barockgebäuden.“

18 Wilhelm Kosch, *Romantische Jahresrundschau*. Abgeschlossen Pfingsten 1919, in: *Eichendorff-Kalender für das Jahr 1920*, Jg. 11, S. 98–199, hier S. 121.

Wilhelm Kosch (vgl. Nr. 14) empfahl den *Spaziergang* als „richtige Sommerlektüre für die Ferien in Waldeinsamkeit“. Mehr noch als Brentano, an den Walser ausdrücklich erinnere, sei hier Eichendorffs Nachwirkung zu spüren.

Dokumentarischer Anhang

Vorbemerkung

Die Dokumentation versammelt auszugsweise alle bekannten Briefzeugnisse und sonstigen Materialien, die über Entstehung und Publikation von *Prosastücke*, *Kleine Prosa* und *Der Spaziergang* Aufschluss geben können, in chronologischer Folge. Die Zugehörigkeit der Dokumente ist jeweils mit Angabe der Buch-Sigle vermerkt. Briefe von und an Robert Walser, die bereits in der Briefausgabe von Jörg Schäfer veröffentlicht wurden, sind entsprechend gekennzeichnet und werden in der Regel danach zitiert.⁷⁹ Die Korrespondenz mit dem Huber-Verlag wurde nach der von André Salathé vorgelegten Edition wiedergegeben.⁸⁰ Wo keine edierte Textfassung vorliegt, folgen die Auszüge dem Original oder einer archivarischen Transkription desselben. Die Textvorlage ist im Kopf eines jeden Dokuments angegeben. Eingriffe der Herausgeber wurden durch spitze Klammern < > kenntlich gemacht, da in den Vorlagen zum Teil bereits eckige Klammern [] zur Kennzeichnung von Eingriffen verwendet werden. Es wird die Textstufe letzter Hand wiedergegeben. Auszeichnungen werden einheitlich als Kursive dargestellt, der Wechsel von lateinischer und deutscher Schrift sowie die verwendeten Schreibmaterialien werden nicht vermerkt (vgl. abweichend Dok 32).

79 Briefe (wie Anm. 1); auf Abdrucke in dieser Ausgabe wird beim jeweiligen Auszug in eckigen Klammern hingewiesen; wo der Text des Auszugs auf diese Ausgabe zurückgreift, steht der Nachweis nicht in Klammern.

80 Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3). Die Briefe werden jeweils mit „Salathé Nr.“ nachgewiesen; auf die Befund-Vermerke des Herausgebers ((sic!)) wurde hier verzichtet.

1914

1 [PS] Programm der Reihe „Schriften für Schweizer Art und Kunst“. Anzeige in: *Der schweizerische Kulturwille. Ein Wort an die Gebildeten des Landes* von Konrad Falke, Zürich 1914 (= *Schriften für Schweizer Art und Kunst*, Bd. 1)

Unter diesem Titel wird der unterzeichnete Verlag eine Sammlung von Schriften in Broschüren- oder Buchform veröffentlichen, in welcher vor allem nationale Fragen, die in der jetzigen Zeit das grösste Interesse beanspruchen, behandelt werden. Doch sollen auch rechtswissenschaftliche, nationalökonomische, naturwissenschaftliche, philosophische, geschichtliche und literarisch-künstlerische Abhandlungen in dieselbe aufgenommen werden, sofern ihnen allgemein-schweizerische Bedeutung zukommt. Für diese Sammlung ist kein einheitlicher Preis festgesetzt, damit nicht der Verfasser an einen bestimmten Umfang der Schrift gebunden ist.

Die Redaktion der Sammlung übernimmt der Verleger, ohne jedoch zum Inhalt der einzelnen Broschüren Stellung zu nehmen.

1916

2 [DSp] Huber-Verlag an Heinrich Federer, 27.6.1916 [Einladung zu einem Beitrag für die Reihe Schweizerische Erzähler]
STATG 8'405'77 Copie de Lettres Nr. 60, 1916, 27. Juni – 5. Oktober, S. 1

[...] Unser Verlag beabsichtigt, in diesem Herbst mit einer Sammlung billiger Novellenbändchen hervorzutreten, um den beliebtesten schweizerischen Schriftstellern auch in den Kreisen Eingang zu verschaffen, denen die Anschaffung grösserer Werke zu kostspielig ist. Die Büchlein sollen in schmucker, gefälliger Ausstattung mit den bekannten Serien grosser reichsdeutscher Verlagshäuser, wie der Inselbücherei, in Wettbewerb treten können,

die sich infolge ihres niedrigen Preises immer mehr zwischen das schweizerische Publikum und die schweizerischen Autoren drängen.

Wir betrachten es als eine Ehrenpflicht, Ihren hochgeschätzten Namen unter den ersten sechs Titeln unserer Sammlung zu sehen. Haben Sie noch etwas Unveröffentlichtes, was sich für diesen Zweck eignet? Auch Zweitdrucke guter älterer Arbeiten sind uns natürlich willkommen. [...]

3 [SE] Werbezettel zu „Schweizerische Erzähler“, 1916
StATG 8'405,7/*

[...] Die Sammlung soll von dem Schaffen der lebenden schweizerischen Erzähler das bislang schwer zu gewinnende Gesamtbild geben. Die Besten haben ihr Bestes beigesteuert. Die Auswahl einiger jüngerer Talente wurde unter den strengsten künstlerischen Gesichtspunkten getroffen. Schon der billige Preis wird den Bändchen weite Kreise erobern; mehr noch die entzückende Ausstattung. Satzbild und Einband sind der inneren Eigenart jedes Werkchens entsprechend individuell behandelt; der Sammlungscharakter ist nur so weit betont, als es zur Wahrung der Einheit notwendig war. Deshalb eignet sich die Sammlung mehr als jede andere zu *Geschenkszwecken*. Der Ausstattung jeder Gruppe (von 6 Bändchen) wird ein neuer künstlerischer Gedanke zugrunde gelegt.

Dadurch erhält das Unternehmen ein *hohes Interesse für Bibliophil<e>*.

Im übrigen sollte aber jeder Bücherfreund sich die Sammlung zulegen.

Urteile:

Die sechs allerliebsten Oktavbändchen sind eine solche Augenwonne, daß man um Worte des Lobes vom Morgen- bis zum Abendstern nicht verlegen wäre.

Neue Zürcher Zeitung

Ein Zeugnis der zum Bewußtsein erwachten national-schweizerischen Literatur.

Frankfurter Zeitung

Eine poetische Schönheitsgalerie der Schweiz! Jeder Bücherfreund, der die unausgesetzt wachsende Sammlung erwirbt, darf darauf rechnen, sich wenigstens in eines von all den hübschen Musenkindern zu verlieben.

Zeitschrift für Bücherfreunde

Eine nicht hoch genug anzuerkennende Kulturtat, der wir Deutsche wenig Ähnliches an die Seite zu stellen haben.

Die Post, Berlin

Hier ist das Lob von der „buchhändlerischen Großtat“ wirklich einmal angebracht. Die „Schweizerischen Erzähler“ versprechen die rot-weißen Inselbüchlein zu werden.

Magdeburger Zeitung

Der Hubersche Verlag hat sich mit dieser Sammlung selbst ein Ehrendenkmal gesetzt. Es ist echte Heimatkunst, was er dem Volke schenkt, in einer Buchausstattung von feinstem Geschmack und doch zu billigstem Preise.

Die Neue Zeit

4 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 9.8.1916
Salathé Nr. 2

[...] Ich danke Ihnen für freundliche Kenntnissgabe Ihres neuen Unternehmens „Schweizerische Erzähler“ und ich hoffe, daß Sie Erfolg damit haben werden. Ich interessiere mich selbstverständlich dafür, ohne jedoch augenblicklich in der Lage zu sein, Ihnen bestimmte Zusicherungen machen zu können, was aber nicht sagen will, daß ich ablehne. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß ich Ihnen gelegentlich einmal eine passende Arbeit liefern kann, um mich an der Angelegenheit zu beteiligen. [...]

5 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 16.8.1916
Salathé Nr. 3

[...] Da ich mich der Möglichkeit, Ihnen für das Unternehmen „Schweizerische Erzähler“ (80 Rappen Bändchen) eine Arbeit zu liefern, wesentlich genähert habe, so ist für mich von Interesse, von Ihnen zu erfahren, da ich den Bogen-Umfang nicht kenne, wie viele *Seiten* ungefähr ein solches Bändchen haben wird, und welche Größe die Druckseite hat, d. h. wie viele *Seiten* habe ich unter 5 *Bogen* zu verstehen?

Sie sprachen von einem Bogenhonorar für Ungedrucktes von Fr 50.—. Heißt das Fr 50.— *pro* Bogen demnach $5 \times 50 = \text{Fr } 250.—$?

Wenn das Honorar so zu verstehen ist, so kann ich Ihnen eine runde und wie ich stark glaube, gute Prosaarbeit liefern.

Ich bitte Sie höflich um gütige Beantwortung der Anfragen [...].

6 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 18.8.1916
Salathé Nr. 4

[...] Ihre Bereitwilligkeit, uns für die Sammlung „Schweizerische Erzähler“ eine ungedruckte Prosadichtung zur Verfügung zu stellen, hat uns ausserordentlich erfreut. Umso mehr als unser Rundschreiben auch sonst die beste Aufnahme gefunden hat und

die Qualität der eingesandten Arbeiten fast durchweg von dem Bestreben der Verfasser zeugt, unserer Sammlung ein gutes künstlerisches Niveau zu ermöglichen. Sie werden also Ihre Beteiligung nicht zu bedauern haben.

Die ersten sechs Bändchen werden im Oktober gleichzeitig erscheinen. Von diesen sind die ersten drei an die Hausautoren vergeben, die mit uns das Unternehmen in die Wege leiteten (Lienert, Huggenberger und Ilg). Da wir schon Namen genannt haben, wollen wir Ihnen noch einige angeben, von denen uns feste Angebote oder sogar Manuskripte vorliegen: Alexander Castell, Hans Ganz, Robert Faesi, Felix Moeschlin, Max Pulver, Jakob Schaffner, Charlot Strasser, Adolf Voegtlin, Ernst Zahn u. m. a., von Reichsdeutschen: Hermann Kesser und Kurt Münzer. Mit verschiedenen andern bekannten Dichtern stehen wir noch in Unterhandlung.

Das Bändchen soll etwa 80 Seiten Umfang in verhältnismässig kleinem Satzspiegel haben. Eine ungedruckte Arbeit in diesem Umfang würde mit 250 Fr. für jede Auflage (von etwa 4000) honoriert werden.

Es sollte uns freuen, von Ihnen einen Beitrag zu erhalten. Sobald sich die Aufnahme der ersten sechs Bändchen einigermaßen sicher abschätzen lässt, d. h. ungefähr Anfang Dezember, werden wir für die weiteren Bändchen Vertrag schliessen. [...]

7 [PS] Rascher-Verlag an Robert Walser, 29.8.1916

ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] Wir bitten Sie höflich uns mitzuteilen, zu welchen Bedingungen Sie in unsern Schriften für Schweizer Art und Kunst eine Novelle im Umfange von 2–4 Bogen veröffentlichen würden.

Dieselbe könnte eventuell schon in einer Zeitschrift publiziert sein. [...]

8 [PS] Robert Walser an Rascher-Verlag, 30.8.1916
Briefe Nr. 114, S. 95

[...] In höflicher Erwiderung Ihres Geehrten von gestern, für dessen Empfang ich Ihnen danke, teile ich Ihnen mit, daß ich gern bereit bin (vorläufig allerdings erst grundsätzlich) für Ihr Unternehmen „Schriften für Schweizer Art und Kunst“ etwas Passendes zu schreiben. Sobald ich mich der angenehmen Möglichkeit genähert haben werde, Ihnen ein Stück liefern zu können, will ich Ihnen diesbezüglich Nachricht geben. Es wird selbstverständlich etwas Ungedrucktes sein. Bis dahin wird, schon wegen neuerlichen Militärdienstes, einige Zeit verlaufen. Meine Honorarforderung sind *Fr 50.– für den Bogen*, vorausgesetzt daß der Druckspiegel verhältnismäßig klein sein wird, also 3 Bogen *Fr 150.–* und 4 Bogen *Fr 200.–* u. s. w., eine Bedingung, die ich für acceptabel halte. Vielleicht sind Sie so freundlich, mich Ihre Meinung wissen zu lassen. [...]

9 [PS] Rascher-Verlag an Robert Walser, 1.9.1916
ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] Mit Ihrem Honorarvorschlag, einmaliges Honorar von frs. 50.– pro Druckbogen im Format unserer Schriften für Schweizer Art und Kunst für ein unveröffentlichtes Manuskript sind wir einverstanden und sehen der Einsendung desselben zur Einsichtnahme gerne entgegen. Sollte das Honorar für eine schon veröffentlichte Novelle die auch für weitere Kreise Interesse hat, bedeutend niedriger sein, so bitten wir Sie, uns auch einige zur Auswahl zu senden. [...]

10 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 12.9.1916
Salathé Nr. 5

[...] Für Ihre Sammlung „Schweizerische Erzähler“ bin ich, wie Sie sehen, tätig gewesen und gebe Ihnen hier die Arbeit, die 25 Seiten stark ist, und die ungefähr den 5 Bogen oder 80 Seiten Ihres

Bändchens entsprechen wird, in der angenehmen Voraussetzung in die Hände, daß das Manuscript bei Ihnen *in guter Obhut* sein wird, und daß Sie dasselbe mit Sorgfalt behandeln, woran ich nicht zweifle. Darf ich zuversichtliche Gewißheit haben, daß die Handschrift in *niemandes sonstige* Hände gelangt als in die Ihrigen, um von da zum Druck gefördert zu werden? Sie werden mir diese Bemerkung sogleich verzeihen, wenn Sie hören, daß ich in dieser Hinsicht schon da oder dort Unannehmlichkeiten erfahren habe. Ich glaube jedoch bestimmt, daß die Arbeit bei Ihnen gut aufgehoben ist, die betitelt ist

„Der Spaziergang“

ein Stück, das ich mit Fleiß, Achtsamkeit und Eifer geschrieben und soeben beendet habe. Sie werden sehen, daß es im Großen und Ganzen ein fröhliches und heiteres Stück ist, dem, namentlich am Schluß, tieferer Ernst keineswegs fehlt. Ich habe so viel Unterhaltsamkeit und Abwechslung wie möglich hineinzulegen versucht und ich glaube, daß mir diese Absicht zum guten Teil geglückt ist. Darf ich Sie höflich um *einstweilige umgebende* gütige *Empfangsanzeige* bitten?

Falls Sie die Arbeit acceptieren, so möchte ich alsdann bitten, mir sobald wie möglich mitzuteilen, *wann* Sie sie drucken lassen und veröffentlichen werden. Ich bekäme ja dann *Korrektur*, nicht wahr. An der Korrektur ist mir sehr gelegen und daran, daß in der Druckerei dann tatsächlich auch korrigiert wird. Mit *den Korrekturen zusammen* würde ich jeweilen dann auch die *Manuscriptblätter* bekommen, damit mir eine *genaue Kontrolle* möglich sein wird. Darf ich darauf rechnen?

Lieb wäre es mir, wenn Sie *raschmöglichst* mit dem Bändchen herauskämen. Ginge nicht dieses Bändchen noch zu den sechs andern, die Sie im Herbst schon erscheinen lassen? Doch mache ich das natürlich keineswegs zur Bedingung. [...]

Der Spaziergang = 25 Seiten.

11 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 13.9.1916
Salathé Nr. 6.1

[...] Es freut uns aufrichtig, dass Sie so rasch einen Beitrag für unsere Sammlung „Schweizerische Erzähler“ druckfertig gemacht haben. Selbstverständlich kommt das Manuskript nicht in fremde Hände. Da wir eigene Druckerei haben, wird die Vornahme der Korrekturen stets vom Verlag aus strengstens überwacht, so dass Sie in dieser Hinsicht unbesorgt sein können.

Wir werden versuchen, so bald wie möglich unsere Entscheidung zu treffen und Ihnen den Vertrag vorzulegen. Vor Weihnachten wird das Bändchen allerdings nicht mehr erscheinen können; da aber die erste Nummer der nächstfolgenden Gruppe noch frei ist, werden wir diese möglichst für Sie reservieren. [...]

12 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 13.9.1916
(Empfangsbestätigung)
Salathé Nr. 6.2

[...] Manuskript: Der Spaziergang
Eingang: 13. September 1916.

13 [PS] Robert Walser an Rascher-Verlag, 5.10.1916
Briefe Nr. 115, S. 95

[...] In Erledigung Ihrer beiden Schreiben vom 29. 8. und 1. 9. bin ich, wie Sie sehen, tätig gewesen und übergebe Ihnen hiermit als Beitrag für die Sammlung „Schriften für Schweizer Art und Kunst“ eine *18 Seiten* starke Arbeit betitelt

„*Prosastücke*“

deren *Empfang* Sie mir gütig umgehend *anzeigen* wollen. Ueber die Bedingungen sind wir einig geworden, und ich glaube nochmals erklären zu dürfen, daß die Bedingung, die ich gestellt habe, *bescheiden* ist. Für bereits irgendwo im *Druck veröffentlichtes* Material würde ich *genau so viel* zu fordern haben. Ich bitte Sie höflich, vorliegende Arbeit, die ich Sie bitte, *mit Sorgfalt zu behandeln*, weil ich

starken Wert darauf glaube legen zu sollen, zu lesen und mir *baldmöglichst* Ihren werten Entschluß gefällig mitzuteilen. – Ich würde die Arbeit gern so *schnell wie möglich veröffentlicht* sehen, und auf sorgfältige *Korrektur* würde ich alsdann *lebhaft dringen*. Sie würden mir also im Annahmefall prompt Korrektur zukommen lassen.

Ein Inhaltsverzeichnis der einzelnen Stücke würde ohne Zweifel dem kleinen Buch *zur Zierde* und zur Annehmlichkeit gereichen, und jedes *einzelne Stück* sollte mit einer *frischen Druckseite* beginnen, denn das würde gut aussehen. Das Büchelchen wird überhaupt meiner Meinung nach einen *guten Eindruck* machen, und sein Inhalt wird nicht ohne Wirkung bleiben.

Von vorliegender Arbeit, die ich Ihnen anvertraue, kann ich mit *festem Bewusstsein* sagen, daß ich sie für *gut* halte, weshalb ich sie Ihnen mit guter Zuversicht anbiete. Jedes einzelne Stück ist mit starkem Fleiß und mit der sorgfältigsten Behutsamkeit geschrieben, und ich habe mir, um für Sie etwas *Gediegenes* herzustellen, *grosse Mühe* gegeben. Die Stücke sind teils ernster teils heiterer Natur, auf einer ganz bestimmten *qualitativen* Höhe stehen sie, wie ich überzeugt bin, *alle*.

Ich sehe Ihrer geneigten Mitteilung mit Interesse entgegen [...]
Prosastücke: 18 Seiten.

14 [PS] Rascher-Verlag an Robert Walser, 6.10.1916 (Vertrag)
ZB Zh Ms. Rascher 207.2⁸¹

Sehr geehrter Herr Walser,
Wir danken Ihnen für die Zusendung Ihres Manuskriptes das wir in den nächsten Tagen in die Druckerei geben werden; auch werden wir Ihnen dann die Korrekturbogen zugehen lassen.

Nach unseren früheren Vereinbarungen erwerben wir das Manuskript gegen ein einmaliges Honorar von Fr. 50.– pro Druck-

81 Das Typoskript ist im Archiv des Rascher-Verlags im Konvolut 270.2 „Verträge: Walser, Robert und Karl (1916–1965)“ abgelegt und trägt den hs. Vermerk „Vertrag“.

bogen, zahlbar beim ersten Erscheinen, gestatten Ihnen jedoch diese *Prosastücke*⁸² später einmal in Ihre gesammelten Werke aufzunehmen.

Mit den besten Grüßen zeichnen

Hochachtung<s>voll

15 [PS] Rascher-Verlag an Robert Walser, 20.10.1916

ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] In den nächsten Tagen werden Sie die Korrekturen erhalten. Da wir gerne für die Ausgabe in den Schriften einen hübschen Umschlag hätten, erlauben wir uns die Anfrage, ob Sie uns vielleicht von Ihrem Bruder K<ar>l Walser eine Titelzeichnung zur Verfügung stellen könnten<.> Wir würden dann ein Cliché anfertigen lassen. [...]

16 [PS] Robert Walser an Rascher-Verlag, 21.10.1916

Briefe Nr. 117, S. 97

[...] Für Ihr eben eingelaufenes Schreiben danke ich Ihnen, und ich werde bezüglich Umschlagzeichnung für die „Prosastücke“ morgen mit meinem *Bruder Karl reden* und Ihnen Bericht geben.

Die Vossische Zeitung brachte diese Woche in ihrem Feuilleton „Die Brüder“. Dieses Stück habe ich für Sie ganz neu aus dem Kopf *frisch abgefasst*, und ich darf sagen, daß die Fassung, die Sie bekommen haben, die *bessere* ist.

Es freut mich, daß Sie mir demnächst Korrektur zugehen lassen wollen. Hier gebe ich Ihnen als Blatt oder *Seite 19* für die Sammlung „Prosastücke“ noch eine Skizze: „*Reuevolle Offerte*“, die ich gern als *letztes Stück* in das Büchlein mitaufnehmen möchte. Ich denke, daß Sie damit einverstanden sein werden und bitte Sie, das Blatt den andern Blättern anhängen zu wollen.

82 Im Typoskript mit Bleistift unterstrichen.

Abonnent der „*Weissen Blätter*“ bin ich selbstverständlich weiter, und ich bitte Sie um gefl. Zusendung des neuen Heftes unter *Nachnahme* des *Halbjahres-Abonnements-Betrages*. [...]

Inhalt: 1 Prosastück.

17 [PS] Robert Walser an Rascher-Verlag, [23.10.1916]

RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. MSB 1 RASCH 4

[...] Ich sprach gestern mit meinem Bruder *Karl Walser*, (Adresse: *St. Petersinsel, Bielersee*) der Sie bittet, ihm wegen des Buchdeckels schreiben zu wollen, den er gewillt ist, für Sie herzustellen. Von mir aus bitte ich Sie, meinem Bruder *alles*, was Sie wünschen, *möglichst genau* auseinanderzusetzen, wie: genaue *Angabe* des Buchformates, und ob es eine *Zeichnung* oder ein *farbiger* Titel sein soll, und ob Sie das Titelbild nur für die „*Prosastücke*“ allein oder für die Sammlung „*Schriften für Schw. A. u. K.*“ überhaupt zu verwenden denken. Ich denke mir, daß Ersteres der Fall ist. Vor allen Dingen also genaue *Angabe der Grösse*.

Ich hoffe, daß sich die Sache wird machen lassen. Ich und mein Bruder wollen ein Buch *dramatische Studien* von mir vom Jahr 1900 mit *Litographien von Karl Walser* herausgeben. Könnten Sie sich, beiläufig gefragt, dafür interessieren? [...]

<*Randvermerk*> Ich schrieb Ihnen vorgestern!

18 [PS] Rascher-Verlag an Robert Walser, 24.10.1916

ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] Für die Angabe der Adresse Ihres Bruders danken wir Ihnen bestens.

Von Ihren Prosastücken haben Sie heute die Korrektur erhalten. Wie Sie sehen, geben dieselben genau 3 Druckbogen, wenn unser Verlagszeichen wegfällt, sodass wir Ihren nachträglich gesandten Brief lieber weglassen würden.

Für Ihre illustrierten Dramat. Studien würden wir uns allerdings interessieren und sehen der gelegentlichen Einsendung der Entwürfe gerne entgegen. [...]

19 [PS] Rascher-Verlag an Karl Walser, 24.10.1916
ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] Bezugnehmend auf die Karte Ihres Bruders erlauben wir uns, Ihnen gleichzeitig als Format-Muster die Federer-Broschüre zu übersenden.⁸³ Der Vermerk Schriften für Schweizer Art und Kunst müsste so angebracht werden, dass er bei den gebundenen Exemplaren, ohne dass die Wirkung des Ganzen verdorben würde, weggelassen werden kann. Wir dachten uns eine Schwarzweiss-Zeichnung. [...]

20 [PS] Robert Walser an Rascher-Verlag, 25.10.1916
RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. MSB1 RASCH 5

[...] Ich sende Ihnen heute *fr 10.30.* für Abonneme<n>t „*Weisse Blätter*“ *October bis März 1917* und bitte um Quittung.

Die Ihnen eingesandte „*Reuevolle Offerte*“ bitte ich mir, wenn Sie vorziehen, sie nicht zu nehmen, gefl. *zurücksenden zu wollen*.

Heute gebe ich Ihnen die Korrektur zu den „Prosastücken“ samt Manuscript zurück mit der Bitte, der Druckerei Weisung geben zu wollen, das Nötige zu korrigieren.

Es freut mich, zu hören, daß Sie sich für ein Buch dramatische Studien mit Litographien von meinem Bruder interessieren. Ich werde darüber gelegentlich mit meinem Bruder reden. [...]

83 Heinrich Federer, *Unser Herrgott und der Schweizer. Ein stolzbescheidenes Geschichtlein* (= *Schriften für Schweizer Art und Kunst*, 30), Zürich 1916.

21 [PS] Rascher-Verlag an Robert Walser, 26.10.1916

ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] Ihrem Wunsche entsprechend senden wir Ihnen beiliegend das Manuskript Ihres letzten Prosastückes zurück. Die Revision werden Sie in den nächsten Tagen erhalten. [...]

22 [PS] Karl Walser an Rascher-Verlag, 26.10.1916

ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] Ich erhalte Ihre Zuschrift mit dem Format-Muster und möchte Sie bitten, mir das Manuscript oder ein<en> Abzug des Textes zu zusenden, damit ich mich orientieren kann was das Thema anbelangt –

Wie mir mein Bruder sagte, wünschen Sie eine illustrative Zeichnung zu dem Umschlag.

Gleichzeitig bitte ich Sie höflich mir mitzuteilen ob Sie mit einem Honorar von 150 frs.– für den Umschlagentwurf einverstanden sind. [...]

23 Rascher-Verlag an Karl Walser, 27.10.1916

ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] Beiliegend senden wir Ihnen die gewünschten Korrekturen zu Robert Walser, Prosastücke. Wir dachten uns ursprünglich, dass Sie die Umschlagzeichnung für Ihren Bruder unentgeltlich machen würden. Dies scheint jedoch nicht der Fall zu sein. Wir sind daher einverstanden, Ihnen ein Honorar von frs. 50.– zu zahlen, es ist dies das gleiche Honorar was wir für andere Umschläge (von E. Würtenberger, Direktor de Praeterre etc.) bezahlten.

Sollten Sie damit nicht einverstanden sein, so bitten wir um sofortige telegraphische Antwort, damit wir den Umsch<la>g hier zeichnen lassen können. [...]

24 [PS] Rascher-Verlag an Karl Walser, 2.11.1916

ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns mitteilen würden, wann wir die Umschlag-Zeichnung für die „Prosastücke“ erwarten dürfen? [...]

25 [PS] Karl Walser an Rascher-Verlag, 3.11.1916

ZB Zh Ms. Rascher 208

[...] Die Umschlagzeichnung zu den Prosastücken R. W. sende ich Ihnen noch diese Woche [...].

26 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 7.11.1916

Salathé Nr. 7

[...] Zu unserem Bedauern konnten wir erst in diesen Tagen den Plan unserer Novellensammlung endgültig festlegen. Wir möchten Ihrem „Spaziergang“ ein Bändchen der zweiten Reihe (Nr. 7–12) einräumen.

Für die ersten sechs Bändchen lagen grössten Teils schon Verpflichtungen vor, besonders gegenüber einigen Hausautoren, die uns bei der Vorbereitung und Anlage des Unternehmens beraten und unterstützt hatten. Daneben waren innere Gründe, die literarische Physiognomie der Autoren vor allem, für die Anordnung massgebend. Die zweite Gruppe, in der Ihr Bändchen erscheinen würde, kommt nach Neujahr heraus.

Wir müssen es vorläufig bei der grundsätzlichen Zusage bewenden lassen und den förmlichen Vertragsabschluss bis Ende Dezember verschieben, weil für die Mas<s>stäbe, in denen das Unternehmen weiterzuführen ist, natürlich die geschäftliche Einführung der ersten Serie entscheidend sein wird, die in drei Wochen erscheint. Auflage und Honorar – wir hoffen, das Ihnen in unserem Rundschreiben genannte ein wenig erhöhen zu können – stehen also noch nicht fest.

Wir würden uns freuen, wenn dieses anspruchslose Sammlungsbändchen den Auftakt zu einem weiteren Zusammenarbeiten geben würde. Da unsere Bücher von jetzt ab gleichzeitig in Leipzig erscheinen (es handelt sich um eine wirkliche Vertretung, nicht um eine bloss äusserliche Firmierung auf dem Titelblatt), so brauchen Sie bei uns nicht eine Vernachlässigung der reichsdeutschen Oeffentlichkeit zu befürchten, wie sie bisher so manchen schweizerischen Schriftsteller bewogen hat, in Deutschland zu verlegen.

Ihr Manuskript ist bei uns sorgsam gehütet; Korrekturen werden mit peinlichster Pünktlichkeit ausgeführt. [...]

27 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 10.11.1916
Salathé Nr. 8

[...] Für Ihr freundliches Schreiben vom 7. ds. Mts. danke ich Ihnen bestens, und es freut mich, daß Sie den „Spaziergang“ für Ihre Bändchen angenommen haben. Wie ich höre, kann das Stück mit der zweiten Reihe No. 7–12 auf Neujahr erscheinen, womit ich mich zufrieden erkläre. Angenehm wird es mich selbstverständlich berühren, wenn Sie unter Umständen die zwischen uns vereinbarten Bedingungen noch ein wenig werden verbessern können. Ich nehme mit Befriedigung Notiz davon, daß das Manuscript bei Ihnen in guter Hut ist, und wenn Sie mir die Korrektur zu s. Zt. einschicken, so würde ich bitten, mir zugleich *die Handschrift mit einzusenden*, weil eine sorgsame Korrektur *an Hand des Manuscriptes* leichter von statten geht. Letzteres wird Ihnen wieder *zur Verfügung gestellt werden*.

Ihre sehr angenehme Bemerkung, daß es Sie freuen würde, weiter mit mir zusammenzuarbeiten, verbindet mich zu Dank und erlaubt mir die Äußerung, daß ich mich meinerseits freuen werde, eine derartige Aussicht auf alle Fälle lebhaft im Gedächtnis behalten zu dürfen. [...]

28 [PS] Robert Walser an Rascher-Verlag, 29.11.1916
Briefe Nr. 118, S. 98

[...] Ich darf wohl annehmen, daß Sie mit dem Bändchen „Prosa-
stücke“ ehestens herauskommen werden.

Darf ich Sie, sobald dies der Fall sein wird, um Einsendung *ei-
niger Autor-Exemplare* höflich bitten.

Da ich momentan Geld brauchen könnte, so bitte ich Sie
freundlich um gütige Uebersendung *des zwischen uns vereinbarten
Honorars*.

Es wäre mir recht lieb, wenn das Geld *jetzt* erhältlich gemacht
werden könnte. In der Annahme, daß dies möglich sei, grüße ich
Sie hochachtungsvoll-freundlich [...].⁸⁴

29 [PS] Konrad Falke, Vorwort zu *Schweizerisches Novellen- und Skizzen-
buch*, Zürich und Leipzig 1917; S. V–VII.

Zum Geleite

Nicht als verantwortlicher Herausgeber, sondern lediglich einem
Wunsche des Verlegers folgend – der diesmal seine Mitarbei-
ter selber besammelt hat – möchte ich für den Leser eine kleine
Brücke schlagen zwischen Einst und Jetzt.

Auf Weihnachten 1909 (mit der Jahreszahl 1910) erschien der
erste Band von „*Raschers Jahrbuch*“, dem sich in den darauffolgen-
den Jahren 1910 und 1911 zwei weitere Bände anschlossen. Sie
wurden von der Presse sehr günstig aufgenommen; das Publikum
aber kam dem Unternehmen nicht in dem Masse entgegen, dass
seine Teilnahme es getragen hätte. Wir lebten in einer Zeit geisti-
ger Überfremdung, in welcher die Betonung unseres Schweizer-
tums – wenigstens im Lande selbst – für literarische Erschei-
nungen alles andere eher denn eine Empfehlung war.

84 Angeheftet Notizzettel mit hs. Vermerk: Robert Walser, Biel / Hotel Blaues Kreuz / pro Druck-
bogen 50.– / 3 Druckbogen à 50.– L. 150.– / 30.11.1916.

Da brach wenige Jahre, nachdem „*Raschers Jahrbuch*“ sein Erscheinen eingestellt hatte, der Weltkrieg aus und bescheerte uns jene gewaltige innere Erschütterung, die aller wahrhaften geistigen Erneuerung vorangehen muss – und schon in den ersten Kriegsmonaten begann der Verlag Rascher & Cie. mit der Herausgabe einer Broschürensammlung „*Schriften für Schweizer Art und Kunst*“, die heute auf über vier Dutzend Nummern angewachsen ist und im Für und Wider der Meinungen manches gewichtige Wort mitgesprochen hat; als *Flugschriften* kamen sie auf die Welt, und der Sturm der Zeit trug sie. Wenn aber in ihnen zuerst, wie es in der Natur der Sache lag, politische und wirtschaftliche Fragen den Ton angaben, so liefen doch bald einmal in Form und Inhalt künstlerische Beiträge mit unter; und jetzt, wo auf dem einen Gebiete das Wesentliche für einmal gesagt ist, erachtet der Verlag den Zeitpunkt für gekommen, der politischen Kritik die schöpferische Literatur anzugliedern und das im Publikum geweckte Interesse am Wachstum des schweizerischen Geistes durch kleine Kostproben wach zu erhalten. Alle in dem vorliegenden Bande erwähnten Beiträge sind als Einzelhefte ebenfalls in der Sammlung der „*Schriften für Schweizer Art und Kunst*“ erschienen und zu billigem Preise erhältlich: zu einem „*Schweizerischen Novellen- und Skizzenbuch*“ zusammengeschlossen wurden sie vor allem zu Geschenkzwecken; und in Rücksicht auf die Käufer und Liebhaber der früheren Jahrbücher, die diesen Band gern als „*Raschers Jahrbuch IV*“ den drei bisherigen angliedern möchten, trägt ein Teil der Auflage den entsprechenden Titel.

Der Verlag Rascher & Cie. nimmt also nur eine frühere Tradition wieder auf, indem er einzelne seiner „*Schriften für Schweizer Art und Kunst*“ zu einem Ganzen vereinigt; er arbeitet nur in einer Richtung *weiter*, die er schon eingeschlagen hatte, als der schweizerische Buchverlag, der sich ihr heute fast ausnahmslos anpasst, nicht nur nicht den Willen, sondern grossenteils auch nicht den Glauben an die nationale Sache besass. Das hat sich – glücklicher-

weise – gründlich geändert; es hat ein wahrer Wetteifer eingesetzt, um nicht nur das als klassisch abgestempelte oder als „erzieherisch“ empfohlene schweizerische Schrifttum, sondern auch die Versuche der in der Gegenwart erst Werdenden – nicht nur die ewig goldenen oder die für den Hausgebrauch eingemachten Früchte, sondern auch das frische junge Laub vom keck grünen Baum unserer Literatur – unters Volk zu werfen. Und dafür sind wir Schriftsteller *jedem* Verlag von Herzen dankbar; denn wir wollen nicht rubriziert und klassifiziert und weder angehimmelt noch begönnet, sondern am liebsten, ein jeder in seiner Eigenart, *miterlebt* sein.

Zürich, den 1. Dezember 1916.

Konrad Falke

1917

30 [D5p] Robert Walser an Huber-Verlag, 23.1.1917
Salathé Nr. 9

[...] Wann denken oder glauben Sie mir zum „*Spaziergang*“ Korrektur zusenden lassen zu können? Sind Sie so weit vorgerückt, daß Sie das bald tun können?

Ich setze voraus, daß ich recht bald wieder in den Militärdienst werde einrücken müssen. Sie werden sich denken können, wie schwer es als Soldat ist, peinliche Kopfarbeit zu verrichten, und daher wäre es mir lieb, wenn ich noch *vor* dem Dienst, *also in den kommenden vierzehn Tagen*, die Korrektur erledigen könnte.

Es interessiert mich, von Ihnen zwei Worte in dieser Sache zu hören [...]

31 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 30.1.1917

Salathé Nr. 10.1

[...] Ihr „Spaziergang“ wird dieser Tage gesetzt. Wir beeilen uns daher, Ihnen den Vertrag zur Unterschrift zu schicken. Wie Sie aus §1 sehen, müssen wir uns noch die letzte Entscheidung vorbehalten, ob wir Ihr Bändchen der zweiten Gruppe zuweisen, die vor Ostern erscheint, oder der dritten, die auf Weihnachten herauskommt. Da jede Reihe eine eigene Ausstattung erhält, möchten wir auch bei jeder eine gewisse innere Geschlossenheit in der Zusammenstellung der Autoren erreichen, d. h. die verschiedensten Richtungen unseres schweizerischen Schrifttums vertreten sehen, so dass jeweils alle Kreise des Publikums berührt werden.

Wir wissen nun nicht, ob wir Sie in der zweiten Gruppe einordnen können. Sie werden zwar auch nichts dagegen haben, die dritte zu eröffnen, da sie gleich in höherer Auflage erscheint, wie es der Weihnachtsmarkt verlangt. [...]

32 [DSp] Verlagsvertrag (Erstentwurf), Januar 1917

Salathé Nr. 10.2

Verlags-Vertrag.

Zwischen Herrn Robert Walser in Biel und dem Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld und Leipzig ist heute folgender Vertrag abgeschlossen worden:

§1

Herr Walser überträgt den Herren Huber & Co. das Recht, seine Skizze

„Der Spaziergang“

in die Sammlung „Schweizerische Erzähler“ aufzunehmen. Das Bändchen wird in der zweiten Reihe (Nr. 7–12) (oder in der dritten (Nr. 13–18))⁸⁵ erscheinen.

85 Mit Bleistift eingeklammert.

§2

Die Höhe der Auflagen bestimmt der Verlag, der den Verfasser vor Beginn des Drucks davon in Kenntnis setzt. Aus dem Druckzuschuss (bis zu 10% der Auflagen) werden Besprechungs- und Freixemplare bestritten.

§3

Herr Walser erhält für Auflagen bis zu 3000 ein Bogenhonorar von Fr. 50.—, für solche bis zu 5000 ein Bogenhonorar von Fr. 70.— bei Erscheinen.⁸⁶

§4

Herr Walser hat das Recht, von jedem Tausend 10 Freixemplare zu beziehen. Für Widmungen oder zur Werbearbeit stehen ihm weitere Exemplare zum Buchhändler-Nettopreise zu Verfügung.

§5

Der Verlag verpflichtet sich, sämtliche Schriften des Verfassers am Schluss des Bändchens kostenlos anzuzeigen.

§6

(Herrn Walser bleibt das Recht, die Skizze frühestens zwei Jahre nach Erscheinen in eine grössere Sammlung seiner Erzählungen oder in eine Gesamtausgabe aufzunehmen. In der Zwischenzeit kann er die Erlaubnis zum Zweitdruck nur mit Zustimmung des Verlags erteilen.

Dieser hat von den Abdruckshonoraren die Hälfte zu beanspruchen.)⁸⁷

§7

Die aus diesem Vertrag sich ergebenden Rechte und Pflichten gehen auf die Rechtsnachfolger der Vertragschliessenden über.

86 Mit Bleistift gestrichen.

87 Mit Bleistift eingeklammert.

Ihr Einverständnis mit diesem Vertrag bekunden durch ihre Unterschrift

Biel, Januar 1917.

Frauenfeld/Leipzig Januar 1917.

33 [DSp; PS] Robert Walser an Huber-Verlag, 31.1.1917
Salathé Nr. 11.1

[...] Wenn Sie glauben, daß Sie den Vertrag so genehmigen können, wie ich ihn Ihnen wieder zustelle,⁸⁸ so senden Sie mir bitte zwei neue Formulare, andernfalles würde ich um *gütige umgebende Zurückgabe* des „Spazierganges“ bitten müssen, was ich selbstverständlich nur zu bedauern hätte.

Für Ihr Schreiben sowie Einsendung der Verträge danke ich Ihnen. Ich habe dringende Ursache, vorauszusetzen, daß meine Erzählung *bestimmt* in der *zweiten Reihe* (No. 7–12) erscheint.

In Bezug auf irgend eine spätere Verwendung der Ihnen überlassenen Arbeit wahre ich mir ohne die geringsten Bedenken *volle Freiheit*, weswegen es ganz klar ist, daß ich Ihnen diesbezüglich keinerlei Rechte einräumen kann. Sie zahlen nur ein einmaliges Honorar, und die natürliche Folge ist, daß über die Arbeit in jedem Sinne der Autor verfügt. Daß ich bis zu einer Zweitveröffentlichung (*Sammelband*) eine schickliche Zeit zu warten habe, versteht sich von selber.

Dieser Sammelband ist eine Sammlung alles dessen, was ich seit Ausbruch des Krieges geschrieben habe. Er wird das *reichste* Buch sein, das ich bis dahin hervorgebracht habe. Wem ich es zum Verlag anbieten werde, ist noch unbestimmt und wird bis auf Weiteres unbestimmt bleiben. Ich mache Sie immerhin auf meine vorletzte Karte aufmerksam, womit ich Ihnen meines Wissens geschrieben habe, daß mir der Gedanke, zu Ihrem Hause in weiterer

88 Der von Walser geänderte Vertragsentwurf ist im Verlagsarchiv nicht erhalten; vermutlich gehen die Bleistiftkorrekturen (Dok 32) auf diesen zurück.

Verbindung zu verbleiben, sympatisch sei. Mehr zu sagen, ist als voreilig anzusehen.

Die Herren *Rascher u. Cie* gewährten mir für die von denselben verlegten „Prosastücke“ *absolute* Freiheit ohne die kleinsten Vertragsschnörkeleien. Ich hoffe, daß Sie sich *ebenso freisinnig* zeigen.
[...]

34 [SE] Huber-Verlag an Karl Walsert, 1.2.1917

Salathé Nr. 12

[...] Unser Verlag, der Ihnen gewiss nur als schweizerische Firma bekannt ist, hat Anfang dieses Jahres eine Niederlassung in Leipzig gegründet, mit dem ausgesprochenen Zweck, der schweizerischen Dichtung, soweit sie ein Stück allgemeindeutscher Zeitkultur ist und sein will, in Deutschland den Boden zu bereiten. Dazu ist natürlich unter anderem das moderne deutsche Buchgewand unerlässliche Voraussetzung.

Wir haben diese unsere Tätigkeit als deutscher Verlag mit unserer Sammlung „Schweizerische Erzähler“ erfolgreich eröffnet. Wie Sie aus dem beiliegenden Prospekt sehen, wird der Ausstattung jeder Gruppe von sechs Bändchen ein neuer Gedanke zugrunde gelegt. Der der ersten Reihe sollte buchgeschichtlich reizen: Rahmentitel des 18. Jahrhunderts zierte den Deckel. Wir lassen Ihnen gleichzeitig ein Bändchen zur Ansicht zugehen.

Die zweite Gruppe, die noch vor Ostern herauskommen soll, wird Entwürfe der ersten deutschen Buchkünstler bringen, zu denen wir vor allem Sie zählen. Die Einheit der Sammlung soll dadurch gewährt werden, dass wieder sämtliche Zeichnungen in gleichem Format gehalten und einfarbig auf farbig wiedergegeben werden, mit irgend einer Einfassung, sei es Linie oder Rahmen. In einer grösseren Vignette soll eine der Hauptfiguren des Buchs oder seine Atmosphäre künstlerisch verdeutlicht werden.

Wir haben bereits einige Zusagen erhalten und rechnen auch auf die Ihrige. Wollen Sie uns gütigst mitteilen, bis zu welchem

Zeitpunkt und gegen welche Vergütung Sie uns einen einfachen Entwurf dieser Art liefern könnten. Wir würden Ihnen dann sofort eine Text- und Satzprobe* zukommen lassen.

In der Hoffnung, dass Sie uns in unserem Bestreben, das Band zwischen der deutschen Kunst des Reichs und der der Schweiz enger zu knüpfen, unterstützen werden, begrüßen wir Sie mit vorzüglicher Hochachtung [...]

* gewünschtenfalls einen Korrekturabzug des Ganzen

35 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 2. oder 3.2.1917 (Telegramm)
Salathé Nr. 14

Verlagsleitung heute abwesend. Rücksendung erfolgt sobald möglich⁸⁹

36 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 6.2.1917
Salathé Nr. 15

[...] Zu meinem schmerzlichen Bedauern musste ich, nach unwilliger Abwesenheit ins Geschäft zurückgekehrt (ich lag krank), erfahren, dass Sie Ihr Manuskript zurückerbeten haben, ohne unsere Antwort abzuwarten. Wir müssen nun wohl unsere Verhandlungen als gescheitert ansehen, die so dicht vor einem erfreulichen Abschluss standen. Sie haben nämlich den Paragraph 3 unseres Vertragsentwurfs insofern missverstanden, als *jede* Auflage zu den darin festgesetzten Ansätzen honoriert werden sollte. Nur darauf stützen wir unseren Anspruch auf ein Einsprachrecht & einen Honoraranteil bei Zweitdrucken (Paragraph 6).

Wir wären Ihnen nun gern entgegengekommen, indem wir sowohl auf diesen Paragraphen verzichtet und dann ein einmaliges Honorar festgesetzt hätten, wie Sie es wünschten, als auch

89 Antwort auf ein im Korrespondenzbestand des Huber-Verlagsarchivs nicht erhaltenes Telegramm von Robert Walser, mit dem dieser das Manuskript *Der Spaziergang* zurückverlangte, vgl. Salathé Nr. 13.

Ihr Bändchen in die zweite Reihe aufgenommen hätten, obwohl das Erscheinen in der dritten für Sie vorteilhafter gewesen wäre. Wie nämlich eine Rundfrage bei einigen angesehenen Buchhandlungen ergab, können wir für die auf Ostern erscheinenden Serien auf höchstens halb so viele Bestellungen rechnen wie für die auf Weihnachten herauskommenden, da sich unsere Bändchen besonders als Weihnachtsgeschenk vorzüglich eingeführt haben.

Wir wiederholen, dass wir den plötzlichen Abbruch der Beziehungen aufrichtig bedauern, und begrüßen Sie mit vorzüglicher Hochachtung [...]

37 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 8.2.1917
Salathé Nr. 16

[...] Ich erbat mir den „Spaziergang“ zurück, um ihn umzuarbeiten, bin aber überzeugt worden, daß ihm durch völliges Umpflügen vielleicht nur geschadet würde. Ich beschränkte mich auf sprachliche Korrekturen. Seine Form und Farbe sind gut. Verbesserungen können unter Umständen Verschlechterung bedeuten. Jedes Ding hat eigentümlicherweise seine Zeit, seine Grenzen, seine besondere Entstehungsbedingung, kurz, da Sie mir zu verstehen gegeben haben, daß Sie auf Beziehungen zu mir Wert legen, und da Sie mir schreiben, daß Sie mit mir einverstanden sein wollen, wofür ich Ihnen bestens danke, so stelle ich Ihnen das Manuscript wieder zur Verfügung, indem ich mir gestatte vorauszusetzen, daß Sie es nun sogleich in die Druckerei geben, damit ich *raschmöglichst Korrekturen* erhalte. Sie würden die Arbeit also zu Ostern erscheinen lassen. Ich glaube kaum, daß in Bezug auf vorliegendes kleines Geschäft ein Vertrag zwischen uns beiden nötig ist, da wir uns ja jetzt gegenseitig zu verstehen scheinen. Nachdem ich den „Spaziergang“ nochmals sorgsam geprüft habe, kann ich sagen, daß er eine *lebhaft frische gute Arbeit* ist. [...]

38 [PS] Robert Walser an Rascher-Verlag, 12.2.1917

RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. MSB1 RASCH 7

[...] Falls Sie an meinen Bruder *Karl Walser, Berlin W. 10. Hobenzollerstraße 14* bis heute noch kein Exemplar der „*Prosastücke*“ eingesandt haben, so möchte ich Sie freundlich bitten, *ihm Solches recht bald zugehen lassen zu wollen* [...].

39 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 16.2.1917

Salathé Nr. 17

[...] Ich schrieb Ihnen vor 8 Tagen, indem ich Ihnen den „*Spaziergang*“ neuerdings zur Verfügung stellte. Wenn Sie über dieses Stück Vertrag abgeschlossen haben wollen, so bin ich natürlich bereit, solchen zu unterzeichnen.

Daß ich Sie dränge, mit diesem Stück in die Druckerei zu gehen, hat folgenden Grund:

Ich habe jetzt die große Sammlung der kleineren Prosa abgeschlossen, und weil ich mit der Herausgabe des Sammelbuches nicht allzu lange warten möchte, so habe ich darauf bestehen müssen, den „*Spaziergang*“ so rasch wie möglich zu publizieren.

Interessieren Sie sich für die ganze Sammlung, die ich „*Studien und Novellen*“ betiteln werde? Das Buch wird einen bedeutungsreichen Abschnitt meiner Dichtereristenz darstellen. Ich habe eine Zusammenstellung (Inhaltsverzeichnis) gemacht, und wenn Sie wollen, so will ich Ihnen schon jetzt das Buch, *das 350 bis 400 Seiten großen Formates* stark sein wird (ca. 130 einzelne Prosastücke) zum Verlag offerieren. Dasselbe könnte vielleicht schon auf nächste Weihnachten erscheinen. Teilen Sie mir bitte mit, ob Sie sich für die Ausgabe interessieren. Meine Bedingungen werden nicht unbescheiden sein, und ich glaube, daß wir zu einem erfreulichen Vertragsabschluß kommen könnten.

Darf ich unter diesen Umständen hoffen, *daß ich recht bald Korrekturen zum „Spaziergang“ erhalten werde?* [...]

40 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 17.2.1917
Salathé Nr. 18.1

[...] Eine nochmalige Abwesenheit vom Geschäft verzögerte abermals den Fortgang unserer Verhandlungen. Wir haben, wie Sie sehen, unsere Vereinbarungen doch lieber vertraglich festgelegt.
[...]

Wir sind in Verlegenheit wegen der Adresse des Malers Karl Walser, Ihres Herrn Bruders, wenn wir nicht irren. Dürften wir Sie bitten, sie uns umgehend mitzuteilen? Wir hätten von ihm gerne eine Skizze für den „Spaziergang“.

Die Korrektur des Bändchens erhalten Sie in einer Woche. [...]

41 [DSp] Verlagsvertrag, 2. Fassung, Februar 1917
Salathé Nr. 18.2

*Verlags-Vertrag.*⁹⁰

Zwischen Herrn Robert Walser in Biel und dem Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld und Leipzig ist heute folgender Vertrag abgeschlossen worden:

§1

Herr Walser überträgt den Herren Huber & Co. das Recht, seine Skizze

„Der Spaziergang“

in die Sammlung „Schweizerische Erzähler“ aufzunehmen. Das Bändchen wird in der zweiten Reihe erscheinen.

§2

Die Höhe der Auflagen bestimmt der Verlag, der den Verfasser vor Beginn des Drucks davon in Kenntnis setzt. Aus dem Druckzuschuss (bis zu 10% der Auflagen) werden Besprechungs- und Freixemplare bestritten.

90 Das von Walser unterzeichnete Exemplar des Vertrags ist im Huber-Verlags-Archiv nicht erhalten; er wurde am 12.10.1927 an den Rechtsnachfolger für die Reihe *Schweizerische Erzähler* übergeben, vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 96, Anm. 243.

§3

Herr Walser erhält ein einmaliges Honorar von Fr. 70.– für den Bogen bei Erscheinen.

§4

Herr Walser hat das Recht, von jedem Tausend 10 Freixemplare zu beziehen. Für Widmungen oder zur Werbearbeit stehen ihm weitere Exemplare zum Buchhändler-Nettopreise zu Verfügung.

§5

Der Verlag verpflichtet sich, sämtliche Schriften des Verfassers am Schluss des Bändchens kostenlos anzuzeigen.

§6

Herrn Walser bleibt das Recht, die Skizze nach einer angemessenen Zeit in eine grössere Sammlung seiner Erzählungen oder in eine Gesamtausgabe aufzunehmen.

§7

Die aus diesem Vertrag sich ergebenden Rechte und Pflichten gehen auf die Rechtsnachfolger der Vertragschliessenden über.

Ihr Einverständnis mit diesem Vertrag bekunden durch ihre Unterschrift

Biel, Februar 1917.

Frauenfeld/Leipzig, Februar 1917.

42 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 18.2.1917
Salathé Nr. 19.1

[...] Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben, womit Sie mir den Vertrag für den „*Spaziergang*“ übersandten, den ich Ihnen anbei unterschrieben zurückgebe, woraus sich ergibt, daß wir einig gehen.

Daß Sie sich für meine kommende Sammlung „*Studien und Novellen*“ lebhaft interessieren, freut mich aufrichtig, denn ich verlege speziell dieses Buch, das so mannigfaltiges Schweizerisches enthält, gern in der engeren Heimat. Einstweilen übergebe ich Ihnen hier das mit guter Sorgfalt zusammen gesetzte *Inhaltsverzeichnis*, das die definitive Reihenfolge der einzelnen Stücke ver-

gegenwärtigt, das Manuscript-Material kann ich Ihnen, wie ich voraus setze, in *ca. 2 bis 3 Wochen zusenden*.

Inzwischen kann der „Spaziergang“ gesetzt und korrigiert werden. Wollen Sie freundlich sorgen, daß ich *Doppelkorrektur* und mit der Korrektur *auch das Manuscript* zugesandt erhalte? Die Handschrift geht nach besorgter Korrektur selbstverständlich *wieder in Ihren Besitz über*.

Mit Ihrem Gedanken, einen Buchdeckel von *Karl Walser* herstellen zu lassen, bin ich natürlich einverstanden. Meines Bruders Adresse ist *Berlin W. 10. Hobenzollernstraße 14*. Ich hoffe und glaube, daß er einen Umschlag für den „Spaziergang“ gern machen wird. Freilich vermute ich gegenwärtig meinen Bruder in Wien, wo er einen größeren Auftrag zu erledigen hat, und bekanntlich ist mit Oestreich in diesen Zeiten beschwerlich zu korrespondieren. Die Wiener Adresse ist mir bis heute noch nicht bekannt; sobald ich dieselbe erfahre, werde ich sie Ihnen mitteilen. [...]

Das Beste wird sein, wenn *Sie selbst* sich bezüglich des Deckels zum „Spaziergang“ an meinen Bruder direkt wenden und zwar unter Angabe *der genauen Größe* und ob es ein *farbiger oder zeichnerischer* Umschlag sein soll und unter *gleichzeitiger Einsendung der betreffenden Korrekturbogen* an den Künstler, der natürlich wissen muß, für was für eine Art Buch er zu arbeiten hat. Von mir aus werde ich ihm ebenfalls darüber schreiben, derart, daß die Sache wohl zu machen sein wird. [...]

43 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 20.2.1917
Salathé Nr. 20

[...] Besten Dank für die Zusendung des Vertrages und der Aufstellung über den Inhalt Ihres reichen Skizzenwerks. Wir sind nun auf das Manuskript noch mehr gespannt.

Ihrem Herrn Bruder haben wir sofort nochmals nach Berlin geschrieben. [...]

[...] Da wir auf unsern Brief vom 1. ds. ohne Antwort geblieben sind, müssen wir annehmen, dass er infolge falscher Adressierung nicht in Ihre Hände gelangt ist. Ihr Herr Bruder, Robert Walser, war so freundlich, uns Ihre Adresse mitzuteilen, und so beeilen wir uns, unser Anliegen von damals zu wiederholen.

Wir teilten Ihnen mit, dass unser Verlag Anfang dieses Jahres eine Niederlassung in Leipzig gegründet hat, mit dem ausgesprochenen Zweck, schweizerische Dichtung in Deutschland durchzusetzen. Dazu ist natürlich das moderne deutsche Buchgewand unerlässliche Voraussetzung. „Wir haben unsere Tätigkeit in Deutschland mit unserer Sammlung ‚Schweizerische Erzähler‘ erfolgreich eröffnet. Wie Sie aus dem beiliegenden Prospekt sehen, wird der Ausstattung jeder Gruppe von sechs Bändchen ein neuer Gedanke zugrunde gelegt. Der der ersten Reihe sollte buchgeschichtlich reizen: Rahmentitel des 18. Jahrhunderts zierten den Deckel. Wir lassen Ihnen gleichzeitig ein Bändchen zur Ansicht zugehen.

Die zweite Gruppe, die noch vor Ostern herauskommen soll, wird Entwürfe der ersten deutschen Buchkünstler bringen, zu denen wir vor allem Sie zählen. Die Einheit der Sammlung soll dadurch gewährt werden, dass wieder sämtliche Zeichnungen in gleichem Format gehalten und einfarbig auf farbig wiedergegeben werden, mit irgend einer Einfassung, sei es Linie oder Rahmen. In einer grössern Vignette soll eine der Hauptfiguren des Buchs oder seine Atmosphäre künstlerisch verdeutlicht werden.“

Da wir Robert Walser ein Bändchen der neuen Reihe eingeräumt haben, wäre es natürlich sehr hübsch, wenn Sie uns für dieses die Zeichnung liefern würden. Es handelt sich, um es zu wiederholen, um eine einfache Federzeichnung, die sich mit Strichklischee farbig auf farbig wiedergeben lässt. Als Honorar dachten wir uns etwa 80 M, da wenig Schrift darauf kommt. Die

Aufschrift lautet: oben: Robert Walser, unter der Bildvignette: Der Spaziergang. Ende dieser Woche erhalten Sie einen Korrekturabzug.

Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns den Entwurf bis Anfang März liefern würden [...]

45 [KP] Robert Walser an Alexander Francke-Verlag, undatiert [vor dem 22.2.1917]

Privatbesitz; Textwiedergabe nach Kopie RWZ

[...] Indem ich Ihnen für Uebersendung der Papier- und Umschlag-Muster danke, gebe ich sie Ihnen zurück und erkläre mich mit der grauen Umschlagfarbe und dem gelblichen Papier des Probandes gerne einverstanden, auch damit, daß der kleine Rückenschild vom Drucker direkt aufgedruckt wird, bin ich zufrieden.

Der mit X bezeichnete Titel in Buchdruck scheint mir der geeignetste zu sein, und ich erlaube mir vorzuschlagen, ihn zu wählen, er ist einfach und deutlich.

Als Papier würde ich am liebsten das gelbliche warme behagliche im Proband nehmen, womit ich Sie gerne einverstanden hoffe.* [...]

* im andern Fall würde die Wahl Ihnen überlassen sein.

46 [KP] Robert Walser an Alexander Francke-Verlag, undatiert [Poststempel 22.2.1917] (Postkarte)

Stadtbibliothek Biel

[...] Ich danke Ihnen für Ihren Brief sowie Uebersendung des zweiten Musters, das *sehr gut* aussieht, weshalb ich gern einverstanden bin. So kann dann mit dem Satz eifrig begonnen werden. Ich nehme an, daß ich recht bald Korrekturen erhalte. [...]

[...] Sie haben recht,⁹¹ es ist wirklich nichts widerwärtiger, als wenn im Geschäftsverkehr Terminversprechungen nicht gehalten werden. Wenn Sie wüssten, welchen Aerger mir selbst derartige Vorfälle bereiten und mit welcher Schärfe wir auf der Einhaltung von uns gegebenen Zusagen in dieser Hinsicht gegenüber unsern Lieferanten und Mitarbeitern bestehen, so könnten Sie ermes- sen, wie peinlich uns die Lage ist, in der wir uns Ihnen gegenüber befinden. Ich muss schon auf technische Einzelheiten eingehen, um Ihnen eine Erklärung des Vorgefallenen zu geben. Am 17. ds. versicherte mir der Chef unserer Druckerei auf das bestimmteste, dass Ihr Bändchen in einer Woche fertig gesetzt sein würde. Er hatte das Manuskript unbesehen ins Setzmaschinenzimmer gegeben. Erst zwei Tage später erfuhr ich, das Manuskript sei für Maschinensatz zu eng geschrieben und man habe es zum Handsatz weitergeleitet. Ich nahm dabei als selbstverständlich an, dass die erforderlichen Kräfte herangezogen seien, um den Satz auch so in der versprochenen Frist zu beenden. In der Druckerei war man der Meinung, durch die besagte Mitteilung von dem Terminversprechen entbunden zu sein. Dazu kam noch die force majeure des neuen Bundesfahrplans. Seit 20. treffen verschiedene wichtige Korrespondenzen für unsere „Thurgauer Zeitung“ zwei Stunden später ein, und die Zeitung muss dennoch zur selben Minute fertig sein. Die Folge ist, dass am Morgen das ganze, nicht wie bisher das halbe Setzerpersonal für die Zeitung arbeitet. Natürlich mussten die übernommenen Aufträge neu verteilt werden, und die versprochenen Termine wurden umgeworfen. Erst gestern erhielt ich davon Kunde und war eben im Begriff, Ihnen zu schreiben, als Ihr Eilbrief kam. Ich bedaure aufs Aeusserste den peinlichen

91 Antwort auf einen im Korrespondenzbestand des Huber-Verlagsarchivs nicht erhaltenen Eilbrief von Robert Walser, vgl. Salathé Nr. 22.

Vorfall, möchte nur, dass Sie so gütig wären, ihn nicht zu verallgemeinern und uns deshalb das uns geschenkte Vertrauen nicht zu entziehen. Wir werden es bestimmt rechtfertigen. Es ist das erste mal, dass mir ein solcher Fall in unserem Hause vorkommt, und es soll auch das letzte sein.

Sie werden immerhin verstehen, dass ich jetzt mit einer neuen Terminzusage sehr vorsichtig bin, umso mehr, als ich den Eindruck habe, als sei die erforderliche Neuorganisation in unserer Druckerei noch nicht beendet. Es kann sein, dass Sie wie wir uns bis Ende nächster Woche gedulden müssen. [...]

48 [KP] Robert Walser an Alexander Francke-Verlag, 5.3.1917
NMB, Sig. Inv. 1990.101

[...] Die mir eingesandten ersten Korrekturen gebe ich Ihnen anbei zurück. Wie Sie sehen, sind allerlei Aenderungen nötig. *Aber der Setzer soll in allererster Linie kontinuierlich weitersetzen.*

Sie schrieben mir, daß Ihnen die Druckerei „am Montag“, also gestern, Weiteres übergeben werde. *Wo ist dieses „Weiteres“?* Warum erhalte ich es nicht? Warum marschirt die Sache so *entsetzlich langsam* vorwärts? Ich bat Sie doch dringend, Benteli zu sagen, daß der Satz *größte Eile* habe. Sie zwingen mich, anzunehmen, daß Sie den dringlichen Bitten, die ich äußerte, gleichgültig gegenüberstehen, und das kann mir natürlich unmöglich den Eindruck machen, daß es Ihnen darum zu tun ist, mich einigermaßen zufrieden zu stellen. Ich wünsche auf das Lebhafteste, daß Benteli *genügend Arbeitskraft* für das Buch hergibt und daß er *die Zeit ausnützt*. *Das Tempo ist viel zu schleppend*, und ich wiederhole mein höfliches Ersuchen, die Druckerei zu veranlassen, daß schneller gearbeitet wird, denn der Militärdienst steht mir in der nächsten Nähe. Ich sagte Ihnen das ja schon vor vierzehn Tagen. Wenn es, wie bisher, weitergeht, so kommen wir in einem halben Jahr mit dem kleinen Buch nicht fertig. Das Buch muß aber unbedingt *auf Ostern in die Öffentlichkeit kommen*, denn ich

bin genötigt, das *Sammelbuch*, das auch die Ihnen zum Erstverlag gegebenen Stücke enthalten wird, auf *kommende Weihnachten* herauszugeben. Wie stellen Sie sich die Existenz eines Dichters eigentlich vor? Ich beziehe keine Renten und Gehälter sondern muß vom Ertrag dessen leben, was ich produziere.

Soll ich wirklich nicht hoffen dürfen, daß Sie ein so kleines Geschäft einigermaßen energisch anzugreifen vermögen? Soll ich wirklich Ihnen gegenüber die traurige Waffe Resignation brauchen müssen? Ich bitte nochmals dringend: geben Sie Benteli *einen Stoß*, daß er vorwärtsmacht! *Ich sehe Korrekturen umgehend entgegen*. Er soll keine Pausen mehr machen sondern weiterdrucken. Verleger wie S. Fischer würden dieses Buch bereits auf dem Markt haben. Wozu denn um Gotteswillen so langsam vorgehen? [...]

49 [KP] Robert Walser an Alexander Francke-Verlag, 9.3.1917

Standort unbekannt; Textwiedergabe nach Kopie RWZ

[...] Die mir gütig eingesandten Fr. 150.– habe ich erhalten, wofür ich Ihnen bestens danke.

Gestern sandte ich⁹² Ihnen Korrekturbögen bis Seite 96 und heute schicke ich Ihnen den Rest derselben, Seite 97 bis 149, ein, womit ich diese Arbeit erledigt sehe. Ich bin darüber sehr froh, es ist für den Autor ein bestimmtes Etwas glücklicherweise in Ordnung, man ist einen Schritt vorwärtsgekommen, und für die Art und Weise, wie Sie, sehr geehrter Herr, auf meine Bitten (wobei sich vielleicht Rauheiten eingemengt haben, die vielleicht Entschuldigung fanden) sich der Sache angenommen und gesorgt haben, dass ich rasch habe korrigieren können, fühle ich mich gedrängt, Ihnen Dank zu sagen. Wenn es Sie freuen kann, zu hören, dass ich zufrieden bin, so werden Sie mir gestatten, Ihnen zu sagen, dass mir Ihre sehr schöne angenehme Bereitwilligkeit zu einer Zeit, wo ich unbedingt glaubte zur Eile drängen zu müssen,

92 Der Brief ist nicht erhalten.

in sicherlich stets frischem freundlichen Andenken stehenbleiben wird.

Ich bin jetzt durchaus ruhig, weil hinter mir liegt, was in Gottes Namen allerdings fast etwas gewaltsam hat erledigt sein sollen. Wenn Sie erlauben, so weise ich Ihre werthe Aufmerksamkeit noch besonders darauf hin, dass die Überschriften der einzelnen Stücke nun noch sorgfältig in Ordnung gebracht werden müssen, was mit aller Bedachtsamkeit geschehen kann. An Hand des beigelegten Inhaltsverzeichnisses sieht der Setzer genau, welche Titel Stück- oder Haupttitel und welche Nebentitel sind. Beiderlei Titel sollten in der Tat sorgfältig voneinander unterschieden sein, damit der Leser gleich weiss, dass es sich um eine Reihe kleiner, von einander unabhängiger Prosastücke handelt, und damit das Buch klar nach Ordnung und Übersicht duftet. Mit dem Satz der Nebentitel bin ich einverstanden. Dagegen müssen noch die 21 Haupttitel in hervortretender stärkerer Schrift gesetzt werden. Bemerkungen, mit denen ich Sie einverstanden hoffe, weil ich glaube, dass sie sich auf einen Umstand beziehen, an welchem Verleger und Autor gleichermaßen interessiert sind.

Ich freue mich, dass wir mit dem Buch schon so schön vorwärtsgerückt sind, und indem ich Ihnen das Manuskript wieder zurückgebe bleibe ich bis auf Weiteres mit der Versicherung aufrichtiger Sympathie und Wertschätzung, hochachtungsvoll, freundlich grüssend und sehr ergeben, Ihr

Robert Walser

50 [KP; PS] Robert Walser an Alexander Francke-Verlag, 12.3.1917
Stadtbibliothek Biel; Textwiedergabe nach Kopie RWZ

[...] Bezüglich des Buchdeckels zu dem Buche „Kleine Prosa“ glaube ich der Meinung sein zu sollen, daß es am besten ist, wenn Sie sich an einen bernischen oder sonstigen schweizer Künstler wenden, um eine nette Zeichnung herstellen zu lassen. Wie die Umstände sind, ist fast keine Hoffnung vorhanden, daß wir noch

rechtzeitig von meinem Bruder Karl einen Umschlag erhalten, der offenbar, in Wien stark zu tun hat. Bei den „Prosastücken“, die Rascher u Co herausgaben, war mein Bruder glücklicherweise gerade in der Schweiz, so daß sich die Sache leicht machen ließ. Daß wir auf einen Deckel von Karl Walser verzichten sollen, bedauert niemand lebhafter als ich. Immerhin glaube ich, daß ein anderer Künstler uns auch irgend etwas Hübsches, Zartes liefern können wird.

Es handelt sich ja darum, daß das Buch auf Ostern herauskommt, und es wäre doch wohl unmöglich, in der Zwischenzeit aus Östreich noch das Gewünschte zu erhalten. [...]

51 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 12.3.1917
Salathé Nr. 24 [Briefe Nr. 121, S. 101]

[...] ebenso bin ich Ihnen für die Art, wie Sie meinem Wunsch bezüglich rascher Korrektur des „Spazierganges“ entgegen gekommen sind, aufrichtig dankbar, denn es hat mich von außen und innen her lebhaft gedrängt, mit dem Sammelband „Studien und Novellen“ fertig zu werden, um in meinen schaffenden Angelegenheiten einen Schritt vorwärtszukommen. Daß Sie mir in dieser Hinsicht freundliches Verständnis die Güte hatten entgegenzubringen, schätze ich hoch, und es freut mich herzlich, daß Sie bemüht gewesen sind, mich beruflich zu fördern, denn in der Tat fühle ich mich von lästigen Fesseln befreit, weil ich heute endlich diese Summe von einzelnen Arbeiten sozusagen zusammengebunden habe. Ich habe das manigfaltig Zerstreute, in alle Richtungen Hinausgeworfene, nun gesammelt und eingeerntet und erlaube mir, Ihnen sämtliches Material, meiner Ankündigung gemäß, genau nach dem Ihnen bereits eingesandten Inhaltsverzeichnis geordnet, jedes einzelne Stück mit einer Nummer versehen, mit der höflichen Bitte zu übersenden, mir einstweilen *umgehend gütig den Empfang* anzeigen und *für gute Obhut gefällig Sorge* tragen zu wollen. Was ich Ihnen anmit zum Verlag

anbiete soll den Titel „Studien und Novellen“ tragen und stellt das Ergebnis, ich darf so zuversichtlich sein und sagen: eines schönen und treulichen Stückes von Fleiß und Geduld dar. Soeben sandte ich Ihnen separat verpackt die Korrektur zum „Spaziergang“ nebst Manuscript zurück, indem ich hoffe, daß in der Druckerei gewissenhaft korrigiert wird. Der Satz sieht sehr hübsch aus, ich bin sehr zufrieden damit.

Mit dem Verlag *A. Francke in Bern* habe ich abgemacht, daß der ihm übergebene Teil der Prosastücke zu Ostern herauskommt, damit zwischen Erst- und Zweitausgabe genügend Zeit liegt.

Ich zweifle nicht, daß Sie mir bezüglich der „Studien und Novellen“ annehmbare Konditionen werden machen können [...].

52 [KP] Robert Walser an Alexander Francke-Verlag, 13.3.1917
Stadtbibliothek Biel; Textwiedergabe nach Kopie RWZ

[...] Ich schrieb Ihnen gestern eine Karte, womit ich mir gestattete, Ihnen den Vorschlag zu machen, sich zwecks Herstellung eines Buchdeckels an einen Ihnen bekannten bernischen Künstler zu wenden, weil ich fürchte, daß einigermaßen rasch jetzt aus Wien von meinem Bruder leider das Gewünschte kaum zu erhalten sein wird. Darf ich höflich bitten, rechtzeitig sich um diese Sache bemühen zu wollen. Besondere persönliche Wünsche, in Bezug auf einen Buchumschlag habe ich weiter nicht, als daß ich dächte, etwas Harmlos-Einfaches, Schlichtes, Nettes, Zartes, weiter gar nicht sonderlich Auffallendes sei das Beste.

Für das mir heute eingesandte Druckmuster mit den von mir gewünschten Änderungen danke ich Ihnen bestens, und ich habe das Vergnügen, Ihnen sagen zu können, daß ich mit der Art, wie der Drucker die Titel und Untertitel gesetzt hat, durchaus einverstanden bin. Die mir eingesandte Vorlage macht einen sehr guten Eindruck.

Sie werden sicher mit mir einverstanden sein, wenn ich meine, man habe Grund, die überblickverwirrenden Zahlen beim klei-

nen Inhaltsverzeichnis wegzulassen. Es scheint mir nachträglich, daß sie überflüssig sind, weil sie keinen rechten Sinn haben, und daher möchte ich freundlich bitten, sie entfernen lassen zu wollen.

Ich gebe Ihnen Muster und Korrekturbogen anbei dankend zurück, in der angenehmen Ueberzeugung, daß wir, wenn die Druckerei sorgfältig nach den Angaben, die ich mir erlaubte zu machen, verfährt, ein sehr hübsches, gefälliges Buch erhalten werden und grüße Sie, Ihnen für alle Ihre Bemühungen nochmals herzlich dankend [...].

53 [PS, KP] Robert Walser an Huber-Verlag, 15.3.1917
Salathé Nr. 26

[...] Aus dem Ihnen eingesandten Material zu dem Buche „Studien und Novellen“ geht für den, der sich ehrlich bemüht, es aufmerksam zu prüfen, augenblicklich hervor, daß es sich größtenteils um Arbeiten handelt, die in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht worden sind. Ausnahmen bilden *drei Partien*, die als kleine Buchausgaben teils bereits erschienen sind, teils auf Ostern erscheinen werden, nämlich *No. 89 bis 106* bei *Rascher u Co.*, *No. 107 bis 127* bei *A. Francke* und *No. 128* bei *Ihnen selber*. Die Angelegenheit ist *klar*, es bedarf keiner langen Ueberlegungen, und da das Material *gut leserlich* ist, weil es bereits gedruckt vorliegt, so ist keinerlei Ursache vorhanden, das Manuscript nicht rasch durchlesen zu können und sich hierauf ein Urteil zu bilden! Auf Verschleppungen kann ich mich in dieser Hinsicht *unter keinen Umständen* einlassen und bitte Sie daher höflich aber sehr entschieden, sich so einzurichten, daß Sie *innert vierzehn Tagen, also bis Ablauf dieses Monates*, einen Entschluß gefaßt haben. Meine Grundsätze verbieten mir, Ihnen länger Zeit zu lassen, was auch gänzlich überflüssig wäre. Es wird sich also unbedingt in verhältnißmäßig kurzer Zeit zeigen, ob Sie das Geschäft machen wollen oder nicht. *Ich bin kein Liebhaber von Undezidiertheiten, und entweder haben Sie Lust, oder Sie*

haben keine. Am ersten April, falls Sie dann zu keiner Entscheidung sollten fähig gewesen sein zu gelangen, werde ich das Manuskript zurückverlangen, um es anderswo unterzubringen. Sie werden das verstehen! [...]

54 Robert Walser an Rascher-Verlag, 20.3.1917
Briefe Nr. 122, S. 101f.

[...] Da ich genötigt bin, Ausgaben nicht absolut notwendiger Art zu vermeiden, teile ich Ihnen mit, daß ich die „Weissen Blätter“ nicht mehr abonieren kann, weswegen ich Sie bitte, von der ferneren Einsendung der Zeitschrift an meine Adresse gütig abzusehen. Ihrem oder dem Gutdünken des Herrn Herausgebers bleibt es anheimgestellt, zu erwägen, ob eine gewisse Begründung vorliegt oder nicht, mir Ihre Zeitschrift gratis zukommen lassen zu können. [...]

55 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 30.3.1917
Salathé Nr. 28.2

[...]
P.S. Die Umschlagzeichnung Ihres Herrn Bruders zu Ihrem „Spaziergang“ ist noch nicht eingetroffen. Den Auftrag und ein Telegramm vermuten wir in seinen Händen, weil nichts zurückkam.

56 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, [2.4.1917] (Telegramm)
Salathé Nr. 30

[...] Zweite Erzählerreihe erscheint wegen Zeichnungsverzögerung Mitte April Spaziergang darin jeder Band eigene Deckelzeichnung
HuberCo.

57 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 2.4.1917
Salathé Nr. 31

[...] Auf Ihre Eilkarte vom Samstag,⁹³ die uns einigermaßen be-
stürzte, weil wir ein derartiges Missverständnis nicht glaubten
verschuldet zu haben, drahteten wir Ihnen eben:

„Zweite Erzählerreihe erscheint wegen Zeichnungsverzöge-
rung Mitte April. Spaziergang darin. Jeder Band eigene Deckel-
zeichnung.“

Sie ersehen daraus, dass wir mit Rücksicht auf die Umschlags-
zeichnung (daneben auch noch aus einigen <a>ndern, weniger
zwingenden Gründen) das Erscheinen der Bändchen um einige
Wochen hinausgeschoben haben. Das beiliegende Buchhändler-
Zirkular⁹⁴ wird Ihnen verständlich machen, warum wir uns in
diesem Fall an den Zeichner gebunden fühlen: Wir haben dem
Buchhandel über die Ausstattung der Serie schon eingehend be-
richtet. Wir wären Ihnen nun sehr dankbar, wenn Sie uns die Wie-
ner Adresse Ihres Bruders übermitteln wollten, damit wir noch
einmal telegraphisch bei ihm anfragen können. [...]

58 [SE, DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 3.[4.]1917
Salathé Nr. 32

[...] Ich ersehe aus Ihren geschätzten Mitteilungen, daß mein
Bändchen „Der Spaziergang“ in der Reihe II herauskommt. Was
den Deckel von *Karl Walser* betrifft, so bedauert niemand leb-
hafter als ich das Ausbleiben desselben. Mein Bruder ist, wie ich
vermute, in Wien stark mit einer größeren Arbeit (Wandmalerei)
beschäftigt. Seine Wiener Adresse ist mir bis heute noch immer
unbekannt. Heute schrieb ich ihm nach *Berlin* eine Expreskarte.
Wenn Sie ihm nach *Berlin* nochmals telegraphieren wollen, so

93 Die erwähnte Eilkarte vom 31.3.1917 ist im Korrespondenzbestand des Huber-Verlagsarchivs
nicht erhalten, vgl. Salathé Nr. 29.

94 Das Zirkular ist im Huber-Verlagsarchiv nicht erhalten.

probieren Sie's. Ich aber glaube kaum, daß sich die Sache noch wird machen lassen, und deßhalb bin ich der Meinung, daß wir leider! auf die so gewünschte Ausstattung zu verzichten haben. Damals, bei den Prosastücken, die *Rascher* u Co. herausgaben, war mein Bruder gerade für einige Zeit in der Schweiz, weßhalb auch ein Deckel erhältlich gemacht werden konnte. Ich hoffe es für ein nächstes Mal!

Bezüglich der Ihnen zum Verlag auf kommende Weihnacht angebotenen „Studien und Novellen“ fühle ich mich genötigt, zu sagen, daß ich grundsätzlich kein einziges Stück aus dem Sammelband ausgeschlossen sehen will, weil ich ja eben alles vereinigen und in einem Bande sammeln will, was ich seit den „*Kleinen Dichtungen*“⁹⁵ geschrieben habe. [...]

Da ich jedoch im Uebrigen, gestützt auf gesammelte Erfahrungen, wissen zu sollen meine, daß es vernünftig bei Unterhandlungen ist, sich entgegenkömlich und einigermaßen schmiegsam zu erweisen, sich nicht hartnäckig auf Prinzipielles zu versteifen, so nehme ich auf geschäftsfreundschaftlicher Basis und im Interesse unserer angenehm bleiben sollenden Verbindung Ihr Anerbieten an und willige, damit wir im Verkehr weiterfahren können, gerne darin ein, daß Einiges aus dem Ganzen weggelassen werde.

Ich schlage vor, daß wir die bei *Rascher*, bei *Francke* und bei Ihnen selber als kleine Bände erschienenen oder jetzt eben erscheinenden Stücke weglassen, falls der Gesamtband unmöglich ist, was ich aus persönlichen Gründen bedaure. Auf der andern Seite hat der gekürzte Band freilich den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß in ihm nur Prosa enthalten sein wird, die noch nicht als Buch im Buchhandel erschienen ist.*

Für die Mühe, die Sie die Güte gehabt haben sich zu nehmen, um das Material zu prüfen, danke ich Ihnen auf das Freundlichste, und ich erlaube mir, zu hoffen, daß wir auch nach der Weihnachts-

95 Robert Walser, *Kleine Dichtungen*, Leipzig 1914 [KWA I 7].

Edition mit etwas Neuem und romanartig-zusammenhängendem, mit dem ich mich nun nach und nach befassen werden, in Verkehr treten können. Eins entsteht aus dem Andern, und jedes Ding in Gottes Namen zu seiner Zeit. Und aus den kleinen Dingen wachsen größere heraus. Ich mußte es schon einigen deutschen Verlegern gelegentlich sagen, daß die großen Erzählungen erlebt, errungen werden müssen. Man zieht derartige Dinge nun einmal nicht aus der Westentasche heraus.

Wenn Sie einverstanden sein wollen, daß vom anerbundenen Honorar für die erste Auflage die Hälfte am 1. August und die zweite Hälfte bei Erscheinen dem Autor ausbezahlt wird, so ist das Einverständnis gegeben, woraus sich ergibt, daß wir unser gegenseitiges Geschäft vertraglich festlegen können. [...]

* in diesem Fall würde als abgemacht gelten, daß „Der Spaziergang“ wie die andern bereits buchmäßig erschienenen Sachen, nicht nochmals in Buchform herauskämen.** Ich würde somit die Herausgabe aller meiner kleinen Prosa einstweilen als abgeschlossen betrachten, was ja in Ihrem Interesse läge. D. O.

** ausser in späteren Jahren vielleicht bei gesammelten Werken. Bis dahin wird Zeit vergehen. Ein derartiger Zeitpunkt braucht heute noch nicht betrachtet zu werden.

N. B: Der gekürzte Sammelband fällt noch immer stattlich genug aus, und qualitativ sind im Uebrigen alle diese Prosastücke einander ähnlich.

59 [KP] Robert Walser an Hermann Hesse, 5.4.1917

DLA: D: Hesse

Verehrter Herr Hermann Hesse.

Die gestern an Sie adressierte Sendung, enthaltend mein soeben bei A. Francke in Bern erschienenenes neues kleines Prosabuch, bitte

ich Sie als einen geringfügigen Artigkeitsbeweis aufzufassen und empfangen zu wollen. Um nicht mißverstanden zu werden (Mißverständnisse sind verflixte Teufelchen, die sich ja überall einzuschleichen vermögen) schreibt Ihnen diese paar Begleitworte und grüßt Sie freundlich
mit vollkommener Hochachtung

Robert Walser.

60 [KP, PS] Robert Walser an Huber-Verlag, 9.4.1917
Salathé Nr. 34

[...] Indem ich mir erlaube, überzeugt zu sein, daß ein schwankendes Hin und Herpendeln der Sache schadet, die zwischen uns schwebt, gestatte ich mir, Ihnen die sehr ergebene Mitteilung zu machen, daß ich an dem Ihnen letztthin gemachten Vorschlag festhalten will, die bei *Rascher*, bei *Francke* und bei Ihnen erschienenen und erscheinenden kleineren Ausgaben sollen keine nochmalige Veröffentlichung im Sammelband „Studien und Novellen“ erfahren. Ich habe diesen Entschluß soeben dem Verleger *A. Francke* kundgetan. Herr *Francke* würde mich ohne Zweifel ermächtigen, mich anders zu entschließen, aber ich bin überzeugt, daß es für das herauszugebende Buch besser ist, wenn es ein handliches bequemes mittleres Format erhält. Das soeben bei *Francke* erschienene Buch „*Kleine Prosa*“ ist ganz außerordentlich hübsch geworden, ich meine im buchgewerblichen Sinn, und es verdankt sein in der Tat gefälliges Äußeres vorzüglich dem angemessenen, beschränkten Umfang. [...]

61 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 12.4.1917
Salathé Nr. 37

[...] Ich offeriere Ihnen gegen angemessenes Honorar auf Weihnachten, d.h. zur Herausgabe auf genannte Festzeit ein Buch, dem ich statt „Novellen“ lieber den Titel „*Studien*“ geben will und das die Stücke enthalten soll:

Reisebeschreibung, Naturschilderung, Leben eines Malers, Marie, Das Bild des Vaters, Hans, Der Spaziergang.⁹⁶

Insgesamt also sieben Stücke, ein Buch, wie ich es einheitlicher, farbiger, geschlossener und harmonischer gar nicht zusammensetzen vermöchte. [...]

62 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 14.4.1917

Salathé Nr. 38.2

[...] Die Auswahl, die Sie in Ihrem zweiten Brief vorschlagen: Reisebeschreibung, Naturschilderung, Leben eines Malers, Marie, Das Bild des Vaters, Spaziergang, Hans, ist aufs Haar dieselbe, die wir von unserem Standpunkt aus befürwortet hätten. [...]

In den Honorarbedingungen würden wir hinter den deutschen Verlegern nicht zurückstehn. Wir würden besonders auch in der Werbearbeit nicht knausern, in der Erwartung, der Erfolg Ihres bei uns verlegten Buches möchte eine dauernde Verbindung zwischen Ihnen und unserem Hause knüpfen. Das erfordert aber für uns eine gewisse Bewegungsfreiheit. Wenn kurz nach Erscheinen unserer Ausgabe ein neues Prosabuch von Ihnen auf den Markt käme, so wäre ein bedeutender Teil unserer Werbearbeit verloren. Wir müssen daher darauf bestehen, daß Sie mit der Buchveröffentlichung des Rests Ihrer kleineren Prosastücke wenigstens noch ein Jahr zuwarten und diese dann (etwa Mitte 1918) uns zuerst vorlegen. Es schafft für beide Vertragschliessenden ein klareres Verhältnis, wenn die Schutzfrist genau festgelegt wird. Ueber Ihren „Spaziergang“ z. B. hatten wir vereinbart, dass er erst nach „angemessener“ Zeit in einer grösseren Sammlung Ihrer Prosaschriften erscheinen dürfe; während wir dabei mit einem Zeitraum von etwa 2 Jahren rechneten, konnten Sie sich schon

96 Die genannten Texte bildeten später, ohne *Marie*, in anderer Reihenfolge und mit leicht veränderten Titeln, die Sammlung *Seeland*, Zürich 1920 [KWA I 11]; vgl. *Editorisches Nachwort* zu KWA I 9, S. 136f.

nach Ablauf eines halben Jahres zu einer Wiederverwendung berechtigt fühlen. [...]

63 [DSp] Huber-Verlag an Karl Walser, 14.4.1917 (Telegramm)
Salathé Nr. 39.1

[...] Erhielten Sie Umschlagauftrag für Robert Walsers Spaziergang. Bis wann dürfen Zeichnung erwarten.
Huber Co Verlag

64 [DSp] Huber-Verlag an Karl Walser, [14.]4.1917 (Telegramm)
Salathé Nr. 39.3⁹⁷

[...] Verzichten
Huber Co.

65 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 17.4.1917
Salathé Nr. 40

[...] Ich gestatte mir anzunehmen, daß ich im Laufe dieser Woche die dem Autor zugedachte Anzahl von Freixemplaren sowie das vereinbarte Honorar für den „Spaziergang“ erhalten werde. [...]

66 [DSp] Huber-Verlag an Otto Baumberger, 17.4.1917
Salathé, Anhang Nr. 2

[...] Wir sind einmal wieder in grosser Verlegenheit. Seit Wochen warten wir auf die Umschlagzeichnung von Karl Walser zu dem Bändchen seines Bruders, und nun hören wir erst gestern auf zweite telegraphische Anfrage, dass der Maler in Wien weilt und ihm unser Auftrag und die Korrekturbogen nicht zugekommen sind. Wir benötigen daher schleunigst eine Ersatzzeichnung (in einer Frist von etwa 5 Tagen). Es ist zwar geradezu roh von mir, Sie jetzt, wo ich Sie ohnehin wie ein gehetztes Wild arbeiten

97 Eine Antwort Karl Walsers ist im Korrespondenzbestand des Huber-Verlagsarchiv nicht erhalten; vgl. Salathé Nr. 39.2 und Dok 67.

weiss, mit solch einem überstürzten Auftrag zu überfallen, aber ich rechne auf Ihre oft bewiesene Liebenswürdigkeit.

Die Aufgabe ist die gleiche wie bei der Umschlagzeichnung zu Faesi „Füsilier Wipf“. Ich wäre Ihnen jedoch für eine abweichende Lösung dankbar. Dürfen wir die Rückenzeichnung zum „Füsilier Wipf“ bald erwarten? [...]

67 [DSp] Huber-Verlag an Karl Walser, 21.4.1917
Salathé Nr. 42

[...] Wir hoffen, dass Sie prompt in den Besitz des Telegrammes gelangt sind, in dem wir Ihnen zu unserem Bedauern unseren Verzicht auf Ihre Einbandzeichnung mitteilen mussten. Der Grund dafür lag nicht in der Höhe Ihrer Honorarforderung (obwohl diese doppelt so hoch ist wie die Ihrer deutschen Kollegen Ehmke, Preetorius und Tiemann), sondern darin, dass wir aus Ihrem Telegramm entnehmen mussten, dass Sie noch nicht mit der Zeichnung begonnen hatten. Die Verzögerung wäre dann zu gross geworden. [...]

68 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 21.4.1917
Salathé Nr. 43

[...] Die Freixemplare des „Spaziergangs“ können wir Ihnen nach buchhändlerischem Brauch erst bei Erscheinen der ganzen Gruppe zustellen. Dagegen überweisen wir Ihnen gleichzeitig das Honorar in der Höhe von Fr. 310.– durch Postchek.

Ihr Herr Bruder konnte uns leider die Einbandzeichnung nicht mehr rechtzeitig liefern, sodass wir Otto Baumberger in Zürich mit einer Ersatzzeichnung beauftragen mussten. [...]

69 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 28.5.1917
Salathé Nr. 45

[...] Was Ihr letztes Schreiben betrifft, so werde ich in den nächsten 14 Tagen die sechs Stücke „Reisebeschreibung“, „Naturschilderung“, „Leben eines Malers“, „Das Bild des Vaters“, „Hans“ und „Der Spaziergang“ sprachlicher und baulicher Verfeinerung, Veredlung unterziehen. „Marie“ fällt jedenfalls hier weg! Die sechs Stücke werden ein Buch auch so immer noch bis zu 250 Druckseiten ergeben. Ob das Buch „Studien“ oder irgendwie anders zu betiteln ist, werde ich während der Durcharbeitung fest entscheiden. [...]

70 [KP] Robert Walser an Lisa Walser, [Poststempel 11.6.1917] [Postkarte]
RWZ: RW MSB1-LIWA-5

[...] Hier schicke ich Dir eine kritische Abhandlung, aus der „Straßburger Post“⁹⁸ herausgeschnitten, [...]

71 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 12.6.1917
Salathé Nr. 51

[...] Das Manuskript zu Ihrem „Spaziergang“ befand sich immer noch in unseren Händen. Wir geben es Ihnen beiliegend zurück. [...]

72 [DSp] Huber-Verlag an Robert Walser, 23.6.1917
Salathé Nr. 53

[...] Die auszeichnende Aufmerksamkeit, die ich in der persönlichen Zueignung Ihres anmutigen Büchleins⁹⁹ empfinde, darf

98 Bei der erwähnten Rezension dürfte es sich handeln um: W. S., *Kleine Prosa* von Robert Walser. Bern. D. Francke, in: *Straßburger Post*, Nr. 370, 3.6.1917, Morgenausgabe, 1. Blatt, S. [2]–[3] (vgl. S. 253, Nr. 3).

99 Es handelt sich um ein Widmungsexemplar von *Der Spaziergang*, 1917. Vgl. Salathé, *Briefwechsel mit dem Huber-Verlag* (wie Anm. 3), S. 140.

ich wohl als einen Beweis von Zutrauen deuten, das Sie zu unserem Verlag zu fassen beginnen. Wir werden uns jede Mühe geben, Sie nicht zu enttäuschen. [...]

73 [DSp] Alexander Francke-Verlag an Robert Walser, 23.6.1917
Stocker, *Alexander Franckes Spaziergang* (wie Anm. 36), S. 60

[...] Herzlichen Dank, verehrter Herr Walser, für die freundliche Zusendung Ihres „Spazierganges“! In Erwartung von etwas Erfreulichem hatte ich heute vor 8 Tagen ein Ex. des Bändchens mit heimgenommen & spazierte in der Frühe des Sonntags mit Ihnen hinaus auf die belebte Straße, in die Bank mit der beglückenden Kunde von der Frauenzuwendung, & weiter durch die ländlicher werdenden Gassen der Vorstadt mit ihren fröhlichen Kinderszenen. Nun freue ich mich, morgen mit dem vom Dichter gewidmeten Buch diese anmutige Promenade mit ihren von allen Seiten zuströmenden Eindrücken & prickelnden Erlebnissen fortzusetzen. Tritt man nachher dann wirklich hinaus, so ist man durch die von Ihnen erzeugte Grundstimmung gegen allerlei widrige Kreuzungen gefeit. Daher besten Dank! [...]

74 [DSp] Robert Walser an Kurt Wolff-Verlag (Herrn Schwarz), 30.6.1917
Briefe Nr. 126, S. 106f. [Kurt Wolff Archive, Beinecke Rare Books and Manuscript Library, YCGL, MSS 3: 8/ 335]

[...] Ich gestatte<te> mir an Ihre Verlagsadresse für Doktor Franz Blei ein Exemplar meines bei Huber & Co. erschienenen neuen kleinen Prosabuches zu senden. Darf ich höflich um gütige Uebermittlung bitten? Blei's Adresse ist mir unbekannt. [...]

75 [DSp] Robert Walser an Rascher-Verlag, 2.7.1917
RWZ, Slg. Robert Walser, MSB1 RASCH 9 (Postkarte)

[...] Zu Geschenkzwecken bedarf ich noch *zweier Exemplare der „Prosastücke“*, die ich Sie höflich bitten möchte, mir freundlich zugehen lassen zu wollen, und zwar entweder, falls es Ihnen belie-

ben möchte, gratis, oder, wenn Sie es richtig finden, unter Kosten-
Nachnahme. [...]

76 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 2.7.1917
Salathé Nr. 54

[...] Die mir gütig überlassenen Freixemplare vom „Spaziergang“
habe ich, um Stimmung zu machen, an allerlei befreundete und
remarkable Personen versandt. [...]

77 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 8.7.1917 [Poststempel 9.7.1917]
Salathé Nr. 57

[...] Sie hatten die Liebenswürdigkeit, mir die Besprechung der
Neuen Zürcher Zeitung über die 2. Gruppe der S[chweizerischen]
E[rzähler] zuzusenden. Was E. K., wohl Herr Korrodi, über den
„Spaziergang“ sagt,¹⁰⁰ ist jedenfalls nicht unfreundlich, wodurch
Ihnen und mir gedient ist. [...]

78 [DSp] Walther Lohmeyer an Max Pulver, 5.7.1917
StATG 8'405, 3/756.1, Autoren I: Pulver, Max, SE 12

[...] Es freut uns, dass Ihr Bändchen¹⁰¹ in München viel verlangt
wird. Ich persönlich halte es neben dem „Spaziergang“ von Walser
für das beste der ganzen Reihe. [...]

79 [vermutl. DSp] Robert Walser an Frieda Mermet, [ca. 20. Juli 1917]
Briefe Nr. 130, S. 110

[...] Es freut mich, liebe Frau Mermet, daß Ihnen mein letztes klei-
nes Buch gefallen hat. [...]

100 NZZ, Jg. 138, Nr. 1224, 4.7.1917 (vgl. S. 271, Nr. 2).

101 Max Pulver, *Odil. Zwei Erzählungen*. (Schweizerische Erzähler, Nr. 12), Frauenfeld 1917.

1918

80 [PS] Robert Walser an Rascher-Verlag, 24.8.1918

Briefe Nr. 159, S. 140

[...] Ich las neulich in den Weißen Blättern von einer Sammlung kleinerer europäischer Bücher, die Sie herausgeben. Unter Umständen würde da ein kleineres fertig vorliegendes Prosabuch hineinpassen, das ich

„*Kammermusik*“

betitelt habe, und wovon ich sagen möchte, daß es mit Verstand und Bedacht zusammengesetzt worden sei. Das Buch hat hauptsächlich einen universellen geistig-humanistischen, internationalen Charakter; es enthält neben einigen Landschaften, die sehr kurz sind, humoristische aber auch ernste, belehrende Dinge und schließt mit einer Art von Gesang und Verherrlichung von Frieden und Freiheit, die über die Welt kommen möchten. Das Buch ist etwas größer als die von Ihnen s. Zt. verlegten „Prosastücke“, und ich würde Fr 200 bis 300* für die erste Auflage fordern, d. h. bescheiden sein, weil ich mir bewußt bin, daß es sich ja in Gottes Namen bei mir nicht um Publikationen handelt, womit leicht Erfolg zu erzielen ist.

„Kammermusik“ hat gegen 30; „Prosastücke“ hatte gegen 20 Stücke. Dies ist das Verhältnis; das Buch käme selbstverständlich in ganz einfachem Gewand heraus, als geistige Nahrung, also ohne Schmuckwerk.

Ich kann es Ihnen einschicken, falls Sie es zu sehen begehren.
[...]

* Sagen wir, mit Fr 200.– würde sich der Autor begnügen, um gleich ein Bestimmtes festzusetzen. D. O.

1919

81 [PS] Robert Walser an Rascher-Verlag, 2.5.1919

RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. MSB1 RASCH 33

[...] Darf ich Sie bitten, an Herrn Hermann Meister Verlag Heidelberg ein Exemplar der „Prosastücke“ einsenden zu wollen. Herr Meister will in der Zeitschrift „Saturn“ über mich und meine Bücher einen Aufsatz schreiben. [...]

1920

82 [DSp] Robert Walser an Huber-Verlag, 22.3.1922

Salathé Nr. 95

[...] dürfte ich Sie um gefl. Einsendung eines Exemplares meines
„*Spazierganges*“
zu Geschenkzweck höflichst bitten? [...]

1925

83 [KP] Robert Walser an Therese Breitbach, [nach dem 1.11.1925]

Briefe Nr. 271, S. 245

[...] vernehmen Sie jetzt, daß sowohl hier in Bern der Verlagsbuchhändler *Francke*, der mein Büchlein „Kleine Prosa“ verlegt hat, was ihn vielleicht späterhin seelische Verlegenheiten kostete, gestorben ist [...].

84 [KP] Robert Walser an Frieda Mermet, undatiert [10.11.1925]

Briefe Nr. 272, S. 247

[...] nun werden Sie womöglich erfahren oder gelesen haben, wie da einerseits unser so vorzüglicher Herr Verlagsbuchhändler *A.*

Francke in hiesiger Stadt hat das Zeitliche segnen, d. h. seinen so friedliebenden Geist hat aufgeben müssen [...].

1926

85 [DSp] Robert Walser an Fanny Bertha H[äsler], 25.1.1926
Standort und Textzeuge unbekannt; Textwiedergabe nach Kopie RWZ

[...] So, so? Sie lesen meinen „Spaziergang“? Das ist riesig lieb von Ihnen. [...]

1939

86 [DSp] Robert Walser an Carl Seelig, 23.8.1939
Briefe Nr. 397, S. 358

[...] Den mir eingesandten Brief der Bücherfreunde gebe ich Ihnen anbei herzlich dankend zurück, indem ich Sie ergebenst bitte, in der Angelegenheit „Spaziergang“ so verfahren zu wollen, wie Sie beliebt haben anzudeuten.¹⁰² Mit einem Honorar von Fr. 80 bis 100 erkläre ich mich einverstanden. [...]

87 [DSp] Robert Walser an Carl Seelig, 26.12.1939
Briefe Nr. 398, S. 359

[...] Ich empfang zu meinem Vergnügen Ihren mit dem Novellenbuch von Muschg begleiteten verehrlichen Brief, mit dessen geschäftlichen Mitteilungen ich gern übereinstimme. Für Ihre Bemühungen zur Honorarerlangung von den St. Galler Bücherfreunden danke ich Ihnen bestens und erwarte also noch das Weitere, was Sie mir zusenden werden. [...]

102 Es handelt sich um die Aufnahme von *Der Spaziergang* in das von Walter Muschg herausgegebene *Schweizer Novellenbuch* (vgl. S. 261 mit Anm. 52).

Abbildungen

Prosastücke

- 1 *Prosastücke*, Rascher & Cie, Zürich 1917 (gebundene Einzelausgabe), Einbandzeichnung von Karl Walser
- 2 *Prosastücke*, Rascher & Cie, Zürich 1917 (= *Schriften für Schweizer Art und Kunst*, Bd. 55), Einbandzeichnung von Karl Walser
- 3 *Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch*, hrsg. von Konrad Falke, Rascher & Cie, Zürich und Leipzig 1917 (Titelblatt)
- 4 *Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst IV*, Zürich und Leipzig 1917 (Titelblatt)
- 5 *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 83, Nr. 280, 2.12.1916, Rubrik *Fertige Bücher*, S. 8568 (Anzeige)

Kleine Prosa

- 6 *Kleine Prosa*, Alexander Francke, Bern 1917 Buchdeckel mit Verlagssignet
- 7 *St. Galler Tagblatt*, Jg. 77, Nr. 292, 12.12.1917, Abend-Blatt, S. 4 (Anzeige)
- 8 Robert Walser, *Leben eines Dichters*, Erstdruck in *Kunst und Künstler*, 6.11.1905, S. 57

Der Spaziergang

- 9 *Der Spaziergang*, Huber Verlag, Frauenfeld und Leipzig 1917 Einband mit Zeichnung von Otto Baumberger
- 10 *Der Bund*, Jg. 68, Nr. 289, 24.6.1917, Sonntagsausgabe, S. 15 (Anzeige)
- 11 Werbezettel 1918 für die gesamte Reihe

Prosastücke von
Robert Walser



VERLAG RASCHER u. CIE, ZÜRICH
1916

1 *Prosastücke*, Rascher & Cie, Zürich 1917 (gebundene Einzelausgabe),
Einbandzeichnung von Karl Walser

Prosastücke von
Robert Walser



Schriften für Schweizer
Art und Kunst. 55

VERLAG RASCHER u. CIE, ZÜRICH
1916

2 Prosastücke, Rascher & Cie, Zürich 1917 (= *Schriften für Schweizer Art und Kunst*, Bd. 55), Einbandzeichnung von Karl Walser

SCHWEIZERISCHES NOVELLEN- UND SKIZZENBUCH

MIT EINEM GELEITWORT
VON
KONRAD FALKE



1917
Verlag von Rascher & Cie. in Zürich und Leipzig

3 *Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch*, hrsg. von Konrad Falke,
Rascher & Cie, Zürich und Leipzig 1917 (Titelblatt)

RASCHERS JAHRBUCH
FÜR SCHWEIZER ART
UND KUNST

IV

SCHWEIZERISCHES
NOVELLEN- UND SKIZZENBUCH

Mit einem Geleitwort

von

KONRAD FALKE



1917

Verlag von Rascher & Cie. in Zürich und Leipzig

4 *Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst IV*, Zürich und Leipzig
1917 (Titelblatt)



Verlag von Rascher & Cie in Zürich

® **Zu Weihnachten an
Kriegsgefangene**

können nur Bücher, die in neutralen Ländern hergestellt
wurden, versandt werden. Es eignen sich hierzu am
besten die soeben erschienenen

Novellenbändchen

der

Schriften für Schweizer Art und Kunst.

Gottfried Keller, Der Landvogt von Greifensee.

fact. Mk. 1.10 ord., —.77 netto, —.71 bar, v. 10 Ex. —.66.

K. v. Tavel, D' Slogge von Nüchterswyl.

fact. ca. Mk. —.90 ord., —.63 netto, —.58 bar, von 10 Ex. —.54.

Konrad Falke, Der Marienmaler.

fact. ca. Mk. —.90 ord., —.63 netto, —.58 bar, von 10 Ex. —.54.

Charlot Straffer, In Völker zerrissen.

fact. ca. Mk. —.90 ord., —.63 netto, —.58 bar, von 10 Ex. —.54.

Jakob Böhrt, Das Erbteil.

fact. ca. Mk. —.90 ord., —.63 netto, —.58 bar, von 10 Ex. —.54.

Robert Walser, Prosastücke, mit Umschlagzeichnung von Karl Walser.

fact. ca. Mk. —.90 ord., —.63 netto, —.58 bar, von 10 Ex. —.54.

Charles Gos, Ausgewählte Skizzen von der Grenzwachst.

fact. ca. Mk. —.90 ord., —.63 netto, —.58 bar, von 10 Ex. —.54.

Maria Waser, Das Jätoreni.

fact. ca. Mk. —.90 ord., —.63 netto, —.58 bar, von 10 Ex. —.54.

Probexemplare auf beiliegendem Bestellschein bestellt mit 40 bis 50 Prozent.

Zu Weihnachten ins Feld!

Kleine Prosa

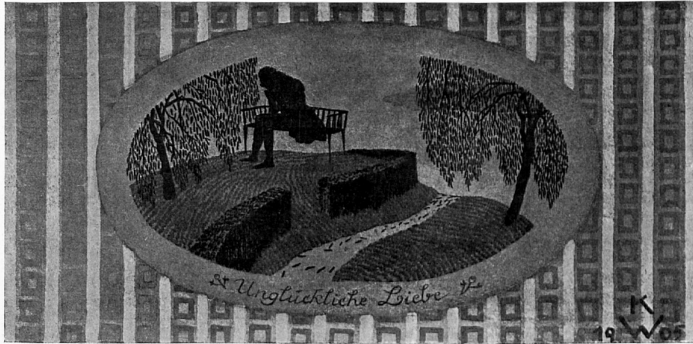
von

Robert Walser



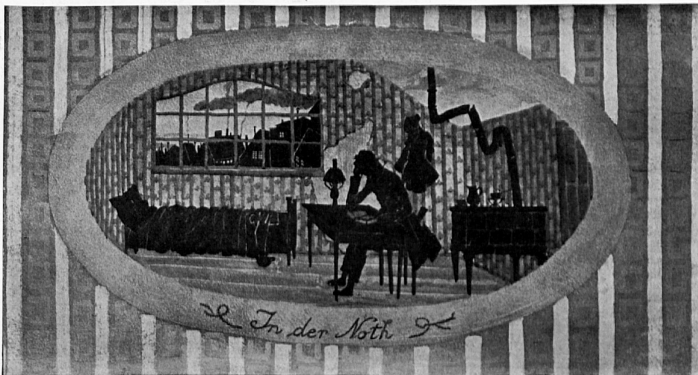
Bern - Verlag von A. Francke - 1917

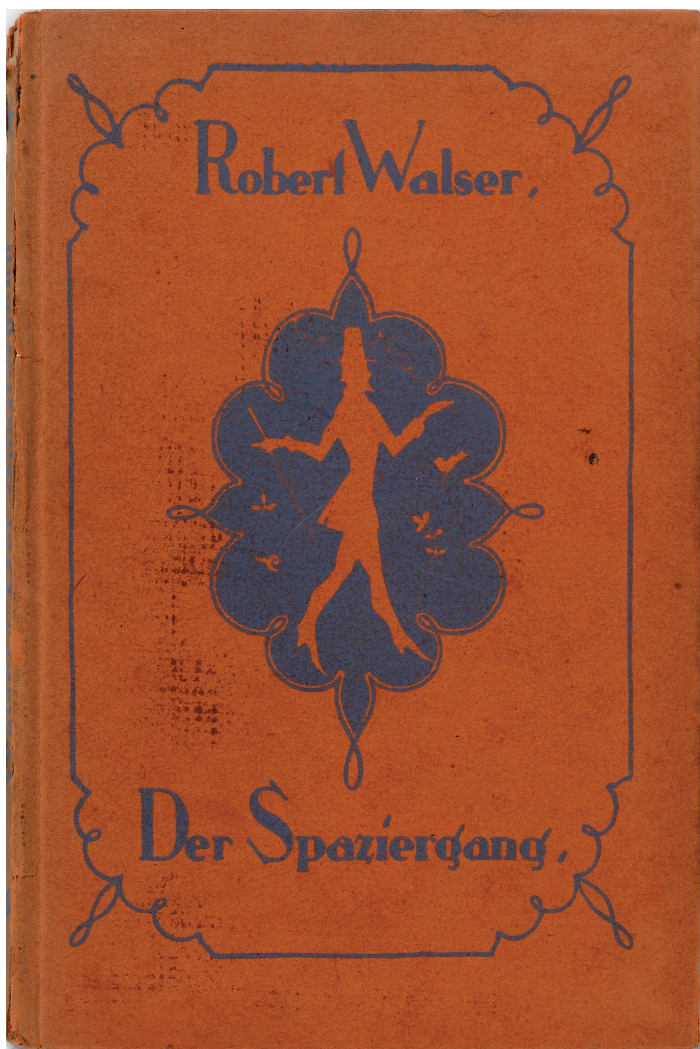
6 *Kleine Prosa*, Alexander Francke, Bern 1917 Buchdeckel mit Verlagssignet



rend der folgenden Wochen lebte er nur, um sie zu suchen, aber er sieht sie nie mehr. Er schreibt Briefe, in denen er alle Liebe ausschüttet, aber sie bleiben unbeantwortet. Er sitzt, den Kopf in die Ellbogen gestützt, elend und schwach, wie er sich fühlt, auf einer Ruhebänk in der Nähe des Ortes, wo er sie das erste Mal getroffen, und weint in die Hände hinein. Alle seine übrigen Hoffnungen schwinden mit dieser einzigen, die alle zusammen ausmacht. Wenn er sich ein wenig besser fühlt, schreibt er, vor sich her sinnend, kleine Gedichte

und er fühlt langsam eine neue Not: die des schaffenden Künstlers. Das neue Leiden löst leise das alte auf: er dichtet jetzt. Er lernt jetzt, das ganze Leben als eine kostbare Erinnerung zu empfinden; Leiden und Freuden machen ihm, wie hellauflodernde Feuer, gleichmässig zu schaffen. Er vergisst sich, um jedes Zuges, jeder Stimme aus der Vergangenheit lebhaft zu gedenken. Bald entdeckt er, wo für ihn das höchste Glück brennt, und er schliesst sich, da er inzwischen arm geworden ist, in einer ärmlichen Dachkammer ein, um allein der Kunst nach





9 *Der Spaziergang*, Huber Verlag, Frauenfeld und Leipzig 1917 Einband mit Zeichnung von Otto Baumberger



Schweizerische Erzähler

Zweite Reihe erschienen!

Quach 7

Der Kästler

Von Ernst Zahn

Die Welt ist ein grosses Kastenhaus, in dem jeder ein Kasten hat. Die Welt ist ein grosses Kastenhaus, in dem jeder ein Kasten hat.

Verlag: Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig

Quach 8

Das verlassene Dorf

Von Joh. Niggelinger

Ein Dorf, das verlassen ist, ein Dorf, das verlassen ist.

Verlag: Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig

Quach 9

Der Spargengang

Von Robert Walser

Ein edler Mann, ein edler Mann.

Verlag: Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig

Quach 10

Raffiner Wipf

Von Robert Jodel

Das raffiner Wipf, das raffiner Wipf.

Verlag: Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig

Quach 11

Leiden

Von Karl Mutschler

Ein Leiden, ein Leiden.

Verlag: Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig

Quach 12

Obit

Von Max Huber

Obit, ein Obit.

Verlag: Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig

Drei Urteile des Auslands
Ein August der zum Demosthenes
ermacht nationalsozialistischen
Literatur.
Eine nicht hoch genug anzuerkennende
Kultur, der wir, Dichter und Leser,
liegen an die Seite zu sein haben.
Hier ist das Lob von der, kühnsten,
freieren Gesellschaft, mirlich einmal an-
gebracht. Die „Schweizerischen Er-
zähler“, verzeichnen die ersten Aus-
sichten zu werden. Augsburg, August

Das Werkchen in Doppelheft mit Reichsliste 80 Kopien. Die Gestaltung ist im Gegensatz zum ersten erschienenen Heftausg.

Meine Preise sind die nämlichen wie die aller übrigen Schweizer Buchhandlungen

Meine Preise sind die nämlichen wie die aller übrigen Schweizer Buchhandlungen



Schweizerische Erzähler



Die zeitgenössische Novellendichtung der Schweiz in billigen Einzelausgaben
Jedes Werkchen in reizendem Pappband mit Farbschnitt

1 Franken

Erste Serie.

- Mit den besten Rohgentiteln des 18. Jahrhunderts.
- Bd. 1. Jlg, Maria Thurnheer.
 - „ 2. Lienert, Altmod. Liebesgeschichten.
 - „ 3. Huggenberger, Daniel Pfund.
 - „ 4. Möschlin, Schalkhafte Geschichten.
 - „ 5. Amberger, In der Glücksschaukel.
 - „ 6. Steffen, Bauz.

Zweite Serie.

- Mit Deckzeichnungen der besten Buchkünstler Deutschlands und der Schweiz.
- Bd. 7. Zahn, Der Lästerei.
 - „ 8. Jegerlehner, Das verlassene Dorf.
 - „ 9. Walsler, Der Spaziergang.
 - „ 10. Faesi, Füssler Wipf.
 - „ 11. Waldstetter, Leiden.
 - „ 12. Pulver, Odil.

Dritte Serie.

- Ausstattung von Otto Baumberger.
- Bd. 13. Vögtlin, Heimliche Sieger.
 - „ 14. Böhart, Irrlichter.
 - „ 15. Schaffner, Frau Stüssi und ihr Sohn.
 - „ 16. Ganz, Im Hause Frau Klaras.
 - „ 17. Matthey, Der Pfarrer von Villa.
 - „ 18. Westschweizerische Erzähler.

Vierte Serie.

- Reisenovellen und Länderschilderungen. Umschlagsbilder von in der Schweiz lebenden Künstlern.
- Bd. 19. Straßer, Das Pestschiff.
 - „ 20. Kurz, Kohana.
 - „ 21. Haller, Der Mord auf dem Dorfe.
 - „ 22. Müller, Spanische Geschichten.
 - „ 23. Bloesch, Römisches Fieber.
 - „ 24. Heer, Jugendfahrt.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Verlag Huber & Co. / Frauenfeld und Leipzig

Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen

(Bei Textzeugen, die in der KWA^e angezeigt werden können, findet sich der entsprechende Hinweis)

I Prosastücke

Berta	34
Prosastücke, 1917, S. 34–36	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 101–103	
Deutsche Zeitung Bohemia, 27.8.1938	
Das Seestück	9
Prosastücke, 1917, S. 5–7 Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 72–74	
Der andere Junggeselle	40
Prosastücke, 1917, S. 42–44	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 109–111	
Der Wiener Tag, 19.12.1937 (unter dem Titel „Ein Junggeselle“)	
Der Flinke und der Faule	14
Prosastücke, 1917, S. 12–13	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 79–80	
Der Wiener Tag, 10.9.1937	
Der Junggeselle	37
Prosastücke, 1917, S. 39–40	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 103–106	
Der Maskenball	15
Prosastücke, 1917, S. 13–19	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 80–86	
Die böse Frau	33
Prosastücke, 1917, S. 33–34	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 100–101	

Die Brüder	26
Vossische Zeitung, 16.10.1916 [KWA ^e]	
Prosastücke, 1917, S. 25–30	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 92–97	
Die italienische Novelle	11
Prosastücke, 1917, S. 7–9	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 74–76	
Deutsche Prosa seit dem Weltkriege, 1933, S. 473–475	
Die Mörderin	24
Prosastücke, 1917, S. 24–25	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 91–92	
Große kleine Welt, 1937, S. 33–35	
Sterne, [1945], S. 201–202	
Die Verlassene	20
Prosastücke, 1917, S. 19–24 Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 86–91	
Die Wurst	35
Prosastücke, 1917, S. 36–39	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 103–106	
Ich habe nichts	45
Prosastücke, 1917, S. 48–50	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 115–117	
Züricher Post, 16.12.1916	
Aussaat. Verlagsalmanach 1920, S. 191–193	
Arbeiterzeitung, 26.5.1921	
Koffermann und Zimmermann	13
Prosastücke, 1917, S. 10–11	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 77–78	
Deutsche Zeitung Bohemia, 21.7.1938	
Schüler und Lehrer	30
Prosastücke, 1917, S. 30–31	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 97–98	

Schwendimann	42
Prosastücke, 1917, S. 45–48	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 112–115	
Große kleine Welt, 1937, S. 13–17	
Sohn und Mutter	31
Prosastücke, 1917, S. 31–33	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 98–100	
Schweizerisches Familien-Wochenblatt für Unterhaltung und Belehrung, 31.1.1920	
Zahnschmerzen	39
Prosastücke, 1917, S. 40–42	
Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch, 1917, S. 107–109	

II Kleine Prosa

Basta	85
Kleine Prosa, 1917, S. 63–68	
Große kleine Welt, 1937, S. 55–60	
Das Ende der Welt	70
Kleine Prosa, 1917, S. 37–41	
Schweizer Dichter, 1940, S. 5–7	
Große kleine Welt, 1937, S. 8–12	
Der Student	119
Kleine Prosa, 1917, S. 122–130	
Plauderei	60
Vossische Zeitung, 12.1.1917 (unter dem Titel „Dichter“) [KWA ^e]	
Oesterreichische Morgenzeitung und Handelsblatt, 5.2.1917 (unter dem Titel „Dichter“)	
Kleine Prosa, 1917, S. 19–24	
Dickens	101
Pan, 16.3.1911 [KWA ^e]	
Kleine Prosa, 1917, S. 89–95	
Dichterbildnisse, 1947, S. 44–49	
Doktor Franz Blei	124
Die Schaubühne, 11.1.1917 [KWA ^e]	
Oesterreichische Morgenzeitung und Handelsblatt, 22.1.1917	
Kleine Prosa, 1917, S. 130–148	
Fräulein Knuchel	83
Kleine Prosa, 1917, S. 60–63	
Fritz	91
Kleine Prosa, 1917, S. 74–84	
Gar nichts	65
Kleine Prosa, 1917, S. 27–31	
Die seltsamen Bücher, Bd. 3 [1923], S. 100–102, Obertitel „Geschichten“	

Hauff	104
Kleine Prosa, 1917, S. 95–99	
Dichterbildnisse, 1947, S. 38–41	
Helbling	79
Kleine Prosa, 1917, S. 53–59	
Kienast	63
Kleine Prosa, 1917, S. 24–27 Lampe, Papier und Handschuhe	73
Kleine Prosa, 1917, S. 41–47	
Leben eines Dichters	51
Kunst und Künstler, 6.11.1905 [KWA ^e]	
Kleine Prosa, 1917, S. 3–18	
Lesen	98
Kleine Prosa, 1917, S. 85–89	
Die Lese, Dezember 1917, Obertitel „Kleine Prosa“	
Luise	106
Kleine Prosa, 1917, S. 99–122	
Na also	88
Kleine Prosa, 1917, S. 68–73	
Niemand	76
Kleine Prosa, 1917, S. 47–49	
Schneien	77
Kleine Prosa, 1917, S. 49–53	
Die Lese, Dezember 1917, Obertitel „Kleine Prosa“	
Davoser Blätter, 7.12.1918	
Große kleine Welt, 1937, S. 87–91	
So! Dich hab ich	67
Kleine Prosa, 1917, S. 31–37	
Tobold	134
Die Neue Rundschau, Februar 1917	
[KWA ^e] Kleine Prosa, 1917, S. 148–201	

III Der Spaziergang, 1917

165

Schweizer Novellenbuch, 1939, S. 119–179

Seeland, 1920, S. 99–180

Verzeichnis der Einzeltexte

I Prosastücke

Das Seestück	9
Die italienische Novelle	11
Koffermann und Zimmermann	13
Der Flinke und der Faule	14
Der Maskenball	15
Die Verlassene	20
Die Mörderin	24
Die Brüder	26
Schüler und Lehrer	30
Sohn und Mutter	31
Die böse Frau	33
Berta	34
Die Wurst	35
Der Junggeselle	37
Zahnschmerzen	39
Der andere Junggeselle	40
Schwendimann	42
Ich habe nichts	45

II Kleine Prosa

Leben eines Dichters	51
Plauderei	60
Kienast	63
Gar nichts	65
So! Dich hab ich	67

Das Ende der Welt	70
Lampe, Papier und	73
Handschuhe Niemand	76
Schneien	77
Helbling	79
Fräulein Knuchel	83
Basta	85
Na also	88
Fritz	91
Lesen	98
Dickens	101
Hauff	104
Luise	106
Der Student	119
Doktor Franz Blei	124
Tobold	134
III Der Spaziergang	165

Dank

Für entgegenkommende Unterstützung danke ich dem Robert Walser-Archiv des Robert Walser-Zentrums Bern und der Robert Walser-Stiftung Bern, der Robert Walser-Gesellschaft und dem Suhrkamp Verlag.

Bei der Rekonstruktion der Druckgeschichte von *Der Spaziergang* hat mich André Salathé (Staatsarchiv des Kantons Thurgau) sehr hilfsbereit unterstützt. Ihm und seinen Mitarbeitern gilt mein herzlicher Dank, ebenso wie Vinzenz Bartlome und den Mitarbeitern des Staatsarchivs Bern, die mir bei der Sichtung des Verlagsarchivs Alexander Francke behilflich waren. Ian Holt danke ich für kurzfristige Auskunft zum Nachlass Emil Wiedmer in der Zentralbibliothek Solothurn.

Bei der Herstellung und Korrektur der Texte wie des Nachworts haben mich Mareike Eck, Leander Diener, Rebecca Lötscher, Monika Philippi, Ruth Rauscher und Simon Truog unterstützt. Ihnen allen danke ich für ihre sorgfältige Arbeit.

Den Deutschen Seminaren der Universitäten Basel und Zürich sei für die großzügige infrastrukturelle Unterstützung gedankt.

Doris Kern (Stroemfeld Verlag) danke ich für Layout und Satz, Barbara Handwerker (Schwabe Verlag) für die umsichtige Begleitung der Drucklegung.

Die Erarbeitung des Bandes wurde durch finanzielle Beiträge des Schweizerischen Nationalfonds und des Lotteriefonds des Kantons Zürich gefördert.

Für die Gewährung von Publikationsbeiträgen danke ich dem Schweizerischen Nationalfonds und dem Swisslos-Lotteriefonds des Kantons Bern.

Editorische Zeichen und Kürzel

Grundschrift	Grundschrift des Referenzdrucks (Fraktur oder Antiqua)
serifenlose Type	Typenwechsel im Referenzdruck Antiqua im Frakturdruck
!Neue Seite	Markierung des Seitenwechsels im Referenzdruck

Siglen der Textzeugen

D	Buchdruck
---	-----------

Dokumentarischer Anhang

< >	Markierung von Herausgebereingriffen (zur Unterscheidung von Eingriffen der Vorlage)
-----	---

Sonstige Siglen und Abkürzungen

Briefe	Robert Walser, <i>Briefe</i> , hrsg. v. Jörg Schäfer unter Mitarb. v. Robert Mächler, Zürich 1979
RWZ	Robert Walser-Zentrum, Bern
StATG	Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld
ZB Zh	Zentralbibliothek Zürich

Mit Kurztiteln erwähnte Buchpublikationen von Robert Walser

<i>Kleine Prosa</i> [KP]	Bern, A. Francke & Co., 1917
<i>Poetenleben</i>	Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1918
<i>Prosastücke</i> [PS]	Zürich, Rascher & Cie, 1917
<i>Seeland</i>	Zürich, Rascher & Cie, 1919
<i>Der Spaziergang</i> [DSp]	Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1917

Sonstige mit Kurztitel oder Sigle erwähnte Ausgaben	
<i>Aussaat</i>	<i>Aussaat. Ein Verlagsalmanach.</i> Zürich und Leipzig 1920
<i>Deutsche Prosa seit dem Weltkriege</i>	<i>Deutsche Prosa seit dem Weltkriege. Dichtung und Denken. Eine Anthologie,</i> hrsg. von Otto Forst-Battaglia, Leipzig 1933
<i>Dichterbildnisse</i>	Robert Walser, <i>Dichterbildnisse.</i> Mit einer Titelzeichnung von Gunther Böhmer, hrsg. von Carl Seelig, Schaffhausen: Scherrer & Co. o.J. [1947]
<i>Große kleine Welt</i>	Robert Walser: <i>Große kleine Welt, Eine Auswahl,</i> hrsg. v. Carl Seelig, Erlenbach-Zürich und Leipzig 1937
<i>Schweizer Dichter</i>	J. M. Bächtold (Hrsg.): <i>Schweizer Dichter, Eine Sammlung für die schweizerischen Mittelschulen,</i> Heft 1, Robert Walser, Aarau 1940
<i>SE</i>	<i>Schweizerische Erzähler,</i> Frauenfeld und Leipzig, 1917–1918
<i>Die seltsamen Bücher</i>	<i>Die seltsamen Bücher. Romane und Geschichten aus der Weltliteratur,</i> hrsg. von Walter Jerven, Bd. 3: <i>Lachende Abenteuer. Heitere Geschichten,</i> Ludwigsburg o.J. [1923]
<i>Sterne</i>	<i>Sterne. Anekdotische Kurzgeschichten aus sechs Jahrhunderten,</i> hrsg. von Carl Seelig, Zürich o.J. [1945]

Stroemfeld Frankfurt/Basel ISBN 978-3-86600-249-4
Schwabe Basel ISBN 978-3-7965-3457-7